
109102214011

Königin
Margarethe von Navarra.

Ein Cultur- und Literaturbild

aus der Zeit

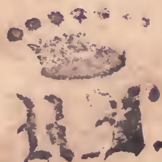
der französischen Reformation

von

Ferdinand Lotheißen.

→ Zweite Auflage. ←





Berlin.

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

1885.


LIBRARY
MAR 22 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

Inhalt.





I.

Einleitung.

Zwei Erscheinungen von welthistorischer Bedeutung bezeichnen den Beginn des 16. Jahrhunderts, der Sieg des neu erstandenen antiken Geistes und die kirchliche Reform. Jede derselben bedingte eine folgenschwere Umwälzung, einen Umsturz im Denken und Fühlen der Menschheit. Eine jede forderte die äußerste Anstrengung der geistigen Kräfte, den Kampf gegen die größten Mächte aller Zeiten, gegen Herkommen und Gewohnheit, Fanatismus und Herrschsucht.

Wie gewaltig war die Erschütterung, welche vor nun bald hundert Jahren die französische Revolution zur Folge hatte! Und doch war sie nur auf ein Land beschränkt und hatte nur ein Ziel, die politische und sociale Gleichstellung der Bürger. Die Ideen, welche die Männer der Revolution vertraten, waren für keinen Gebildeten mehr neu, und es galt nur den Versuch, sie auch praktisch zur Herrschaft zu bringen. Und dieser Versuch genügte, ganz Europa auf Jahrzehnte

hinaus zu verwirren, in Kampf und Haß zu schleudern, eine neue Ordnung der menschlichen Gesellschaft einzuleiten.

Betrachten wir nun aber die doppelte Umwälzung, welche sich im 16. Jahrhundert vollzog. Sie riß gleichzeitig alle Culturvölker Europas in ihre Wirbel, versuchte den ganzen Bau der Kirche, des Staates, der Gesellschaft zu ändern, erneuerte die Philosophie, und begründete einen Cultus der Schönheit, wie man ihn seit der Blüthezeit Griechenlands nicht mehr gekannt hatte.

Am 29. Mai 1453 war Konstantinopel, der letzte Hort altgriechischen Wissens und Denkens, unter dem Ansturm der Türken gefallen. Flüchtige Griechen fanden im Abendland, zunächst in Italien, freundliche Aufnahme, und verbreiteten daselbst die Kenntniß ihrer Sprache und Literatur. Damit eröffneten sie aber den Völkern des Abendlandes eine neue Welt. An die Stelle des pedantischen Grübelns, das man bis dahin als Wissenschaft ausgegeben hatte, trat nun frische Arbeit, muthiges Vordringen auf allen Gebieten. Ein geistiges Leben erwachte, das an die schönste Zeit des Alterthums erinnerte. Die Scholastik sah sich in ihrer Herrschaft bedroht, denn die alten griechischen Denker, deren Leitung man sich nun hingab, lehrten eine höhere geistige Freiheit, und kühn trat man nun an die höchsten Fragen des irdischen Daseins heran. Die alte Welt erstand wieder mit ihrer heiteren gesunden Lebensphilosophie, ihrem Schönheitsgefühl, und ihre Macht erwies sich so stark, daß ihre Anhänger, wie trunken von Begeisterung und geblendet von ihrer strahlenden Erscheinung, fast zu Heiden wurden und die olympische Götterwelt anbeteten. Kunst und Poesie, Wissenschaft und Philosophie erblühten, und auch die politischen Anschauungen der alten Welt machten sich mehr und mehr geltend.

Diese Entwickelung wurde noch durch die Erfindung der Buchdruckerkunst gefördert, deren Wirken sich doch erst im

16. Jahrhundert recht fühlbar machte. Denn nun erst wurde es leicht, die Bildung zum Gemeingut der Nationen zu machen, mächtige Ideen in alle Kreise des Volks zu tragen. Die Beziehungen der einzelnen Länder zu einander gestalteten sich von nun an immer enger, die Wechselwirkung immer nachhaltiger. Kleine Schriften, einzelne Blätter flogen seitdem von Land zu Land. Sie redeten eine einfache volksthümliche Sprache und erwiesen sich in dem beginnenden Kampf als eine neue Waffe, der gewaltigsten eine.

Unterstützt von der Buchdruckerkunst führte die Wiedergeburt des antiken Geistes bald zum Versuch einer durchgreifenden Reform auf allen Gebieten des Lebens. Doch der Übergang in eine neue Zeit vollzieht sich nicht ohne heftige Erschütterungen, wenn er fast plötzlich und ohne vorbereitende Arbeit versucht wird. Eine Ordnung, die sich in langen Jahrhunderten in ihrer Herrschaft befestigt hat, läßt sich nicht ohne Widerstand stürzen, und der Kampf, der sich infolge der neuen Bestrebungen entspann, währte anderthalb Jahrhunderte. Groß, gewaltig, lebensvoll, wie kaum ein anderes, so erhob sich das 16. Jahrhundert, eine Epoche grellster Gegensätze, edelster Bestrebungen und teuflischer Verworfenheit. Wirkt es darum auch nichts weniger als harmonisch auf uns, zumal es nirgends zu einer wirklichen Lösung der Streitfragen gelangte, so bleibt es doch, wie jede Zeit welthistorischen Kampfes, anziehend und bietet durch die Fülle seiner merkwürdigen Charakterbilder einen besonderen Reiz. Wer vermöchte sich gleichgiltig von der Geschichte der Reformation abzuwenden, wenn er erkennt, daß sie über das Loos der Völker Europas auf lange Zeit hinaus entschieden hat?

In Deutschland, der Wiege der kirchlichen Reform, fand die Bewegung die Zustimmung eines großen Theils der Fürsten und des Volks. Luthers markige Persönlichkeit war zur Führerschaft wie geschaffen, und die Protestanten bewahrten unter

seinem Einfluß in Deutschland größere Einheitlichkeit in ihren Bestrebungen, als sonstwo. Auch in England siegte der reformatorische Gedanke, obgleich unter ungünstigen Verhältnissen. Da kam es nun auf die Stellung an, welche Frankreich zur Reformation einnehmen würde. Wenn auch dieses Land auf die Seite der Reformfreunde trat, war deren Sieg entschieden. Verband sich Frankreich mit den Gegnern der Protestanten, dann gestaltete sich die Zukunft für diese dunkel und gefahrdrohend.

Die Geschichte der Reformation in Frankreich ist darum von höchster Bedeutung für die Geschichte von ganz Europa. Es ist bekannt, daß der Protestantismus sich rasch im Land ausbreitete, und sein Sieg eine Zeit lang wahrscheinlich schien. War doch König Franz I. ihm anfangs nicht abgeneigt. Als sich aber dieser nach langem Schwanken gegen die neue Lehre erklärte, kam es zu Verfolgungen, und unter seinen Nachfolgern brach ein furchtbarer Bürger- und Religionskrieg aus, der der weiteren Verbreitung des reformirten Glaubens ein Ziel setzte. Die Valois zeigten sich der schweren Aufgabe, die ihnen gestellt war, nicht gewachsen, und hinterließen ihrem Volk eine verderbliche Erbschaft. Mit dem Protestantismus unterlag in Frankreich gleichzeitig die bürgerliche Freiheit. Das Haus der Bourbonen, das über eine erschöpfte Nation zu herrschen berufen wurde, begründete ohne großen Widerstand die königliche Allgewalt, und die Geschichte Frankreichs zeigt, wohin ein Volk geräth, das von jeder selbständigen Bethätigung an der Leitung seiner Geschicke ferngehalten wird.

Die folgenden Blätter sehen von der Darstellung dieser schweren Krisen ab, um die Aufmerksamkeit des Lesers auf die erste Epoche der reformatorischen Bestrebungen in Frankreich zu lenken. Sie führen ihn in eine Zeit lebendigen geistigen Strebens, fröhlicher Hoffnungen, da Wissenschaft und Kunst zu ungeahnter Blüthe sich entfalteten, der tiefe unerschrockene Geist

des Alterthums zugleich mit einem Hauch seiner frischen und schönen Sinnlichkeit die Menschen neu beseelte, die darum nach allen Seiten hin fröhlich ausgriffen, ihr Reich zu erweitern. Allerdings stiegen auch schon damals schwere Wetter auf, welche die französischen Protestanten heimsuchten; viel Blut floß schon damals infolge des religiösen Zwiespalts, und Verfolgungen waren nicht selten. Aber im ganzen waren die Verhältnisse nicht so gespannt, wie später, und man konnte noch hoffnungsvoll und muthig in die Zukunft blicken.

Das war die Zeit, als des kunstliebenden Königs Franz I. Schwester Margarethe von hervorragendem Einfluß auf das geistige Leben ihres Volkes war. Mit Recht bezeichnete man sie, mit einer Anspielung auf ihren Namen, als die schönste Perle in der Krone der Valois. Goethe's „Tasso" zeigt uns in Leonore von Este eine unvergleichliche Frauengestalt, die trotz mancher modernen Züge eine echte Figur aus der Zeit der italienischen Renaissance ist. An sie aber gemahnt uns zum öfteren die Königin von Navarra. Geistig hochstehend, freisinnig und tolerant, eine Beschützerin der Dichter, gleich Leonore, nahm sie zudem noch thätigen Antheil an den geistigen Kämpfen ihrer Zeit. Die Geschichte dieser merkwürdigen Frau soll uns eine Weile beschäftigen. Wir wollen versuchen, aus dem bewegten Leben des 16. Jahrhunderts ihr Bild herauszuheben, und indem wir nachweisen, wie sie in die politische, kirchliche und literarische Arbeit ihrer Zeit eingriff, gelingt es uns vielleicht, eine Charakterstudie zu geben, die für die Kenntniß der ganzen Epoche von Werth ist.

König Karl VIII. von Frankreich war in jungen Jahren auf seinem Schloß zu Amboise an der Loire im Jahre 1498 gestorben. Mit ihm erlosch die ältere Linie des königlichen Geschlechts der Valois, das seit beinahe zweihundert Jahren über Frankreich geherrscht hatte.

Die Geschichte Frankreichs kennt keine trübere Epoche als diese Zeit der ersten Valois. Denn als nach dem Aussterben der Capetinger der Herzog Philipp von Valois als nächstberechtigter Prinz und mit Zustimmung der hohen geistlichen und weltlichen Barone im Jahre 1328 den Thron bestieg, entbrannte der furchtbare hundertjährige Kampf zwischen England und Frankreich, der auf französischem Boden ausgefochten wurde und das Land mit unsagbarem Elend erfüllte. Die Städte des Reichs wurden verwüstet, seine Dörfer dem Erdboden gleich gemacht und die fruchtbaren Fluren zur Einöde umgewandelt.

Der harten Zeit entsprach auch der Charakter der Könige. Unter den sieben Fürsten der älteren Linie Valois ragt keiner durch Größe des Charakters, Schwung der Ideen, Adel der Gesinnung hervor. Die Bedrängniß des Landes verlangte zunächst praktischen Sinn von den Herrschern; es galt für das Nächstliegende zu sorgen, die Waffen zu führen, Leben und Besitz zu sichern. Die Valois waren tyrannisch, grausam und verschlagen, sobald sie nicht schwach oder gar schwachsinnig waren. Als König Karl VI. in die Nacht des Wahnsinns verfiel, die mächtigen Vasallen sich untereinander befehdeten und endlich gar Heinrich V. von England als Sieger in Paris einzog (Juni 1420), da schien die alte französische Monarchie ihrem Untergang nahe. Aber unerwartet kam Rettung, und auch das Geschlecht der Valois erstarkte noch einmal in Karl VII. und Ludwig XI. Der letztere verstand es besonders, die königliche Macht, die in der Noth der Zeiten manche Einbuße erlitten hatte, wieder zu kräftigen. Unköniglich in seinem ganzen Wesen, ein nüchterner Geschäftsmann und geriebener Politiker, wußte er die Kräfte des Reichs zusammenzufassen und dessen Grenzen zu erweitern.

Ludwigs Sohn war Karl VIII. Dieser veranlaßte durch seine Heirath mit der Herzogin Anna von Bretagne die dauernde Verbindung der Bretagne mit Frankreich. Bei ihm zeigte es

sich doch, daß die Valois entnervt waren und keine Zukunft mehr hatten. Zaccaria Contarini, der im Jahre 1492 als Gesandter Venedigs nach Frankreich kam, schilderte den damals 22jährigen König in seinem Bericht an den Senat als klein, schlecht gebaut, häßlich von Angesicht, mit vorstehenden Augen, übergroßer Adlernase und dicken Lippen. Er halte den Mund gewöhnlich offen, habe ein nervöses Zucken in den Händen und sei schwerfällig in seiner Rede.[1] Französische Chronisten priesen ihn wegen seiner seltenen Herzensgüte', aber der italienische Geschichtsschreiber Guicciardini erklärte dessen Güte für Schwachheit und behauptete, Karl sei völlig ungebildet und Feind jeder Arbeit gewesen.[2]

Als Mann und Regent ohne Bedeutung, wies Karl VIII. durch seine Politik Frankreich doch, wenn auch unbewußt, auf neue Bahnen. Genauer wäre es vielleicht zu sagen, daß seine Regierung gerade in die Zeit fiel, in welcher Frankreich von dem Nachbarland Italien geistig erobert wurde. Karl schloß am 3. November 1492 zu Etaples mit dem englischen König Heinrich VII. einen Vertrag, der die Kämpfe der beiden Familien um die Krone von Frankreich beendigte. Wohl kam es auch unter den folgenden Königen zu Kriegszügen zwischen Engländern und Franzosen, allein sie wurden nicht mehr mit dem Ernst der früheren Zeiten geführt und konnten den Bestand der französischen Monarchie nicht gefährden. Erst mit der Regierung Ludwig XIV. begann eine neue Periode gewaltiger Kämpfe zwischen beiden Nationen, in der es sich aber auch nicht mehr um die Existenz, sondern nur um die Vorherrschaft in Europa handelte.

Von der Sorge um die Sicherheit der nördlichen und westlichen Grenzen befreit, richtete Karl VIII. sein Augenmerk auf den Osten, der seine Phantasie mit Gaukelbildern heroischer Thaten reizte. Nicht umsonst hatte er sich an den Abenteuern, wie sie die Heldenromane jener Zeit erzählten,

ergötzt. Auch er wollte als Paladin ausziehen, Italien und Konstantinopel wieder gewinnen, das gelobte Land erobern, ein Weltreich um das Mittelmeer begründen. Als Erbe des Hauses Anjou in Neapel, machte er auch Ansprüche auf das griechische Reich, das Karl von Anjou ein Jahrhundert zuvor von den Sprößlingen des byzantinischen Kaiserhauses gekauft, aber nie besessen hatte.

Zunächst führte ihn da sein Weg nach Italien, wo er sich aber nicht lange aufhalten lassen wollte. Von staatsmännischer Abwägung der Verhältnisse war bei ihm keine Rede. Allein die Lage in Italien führte nothgedrungen zu seiner Einmischung und veranlaßte eine völlige Umwälzung in der auswärtigen Politik Frankreichs.

Italien lag zu Boden, elend, geknechtet, moralisch verkommen. Es war in eine Menge kleiner Staaten und Stadtgemeinden zerfallen, die sich einander voll Eifersucht und Haß bekämpften. Die einst so blühenden Republiken waren fast alle unter die Herrschaft gewaltthätiger Soldaten gefallen, und die kleinen Tyrannen, die sich an vielen Orten eingenistet hatten, bedrückten ihre Unterthanen mit erbarmungsloser Grausamkeit. Ein Gefühl grenzenlosen Elends bemächtigte sich gerade der edelsten Männer Italiens, wahrer Patrioten. Wohl war das äußere Leben der vornehmen Klassen schön und glänzend, ein Kunstwerk selbst in seiner Anwendung. Wohl entfaltete sich die Kunst überall auf der Halbinsel zu herrlichster Blüthe, und freie Geister arbeiteten rüstig an der Förderung der jungen Wissenschaft. Aber all dieser Glanz konnte doch nicht über den politischen Verfall des Landes trösten. Und noch schlimmer war die moralische Verkommenheit, die gerade in den höchsten Kreisen herrschte. So durfte, so konnte es nicht weiter gehen! Aber nur von außen her schien noch Rettung möglich, und nachdem man sich früher vergebens an die deutschen Kaiser gewandt hatte, hoffte man jetzt auf Frankreichs Hilfe.

Girolamo Savonarola, der begeisterte Dominikanermönch, forderte in flammenden Worten zur Buße und Umkehr auf und verkündete in prophetischem Ton das Nahen des von Gott gesandten Rächers, der kein anderer sei als der Enkel des heiligen Ludwig von Frankreich.

Welch eine Aufgabe wartete da des jugendlichen Monarchen! Von Italien selbst gerufen, konnte er als ein Messias, ein Befreier und Retter erscheinen, dem französischen Einfluß mit einem Schlag die ganze Halbinsel öffnen. Aber König Karl hatte keine Ahnung davon, was man von ihm erwartete. An der Spitze eines glänzenden Heeres überstieg er die Alpen, den Tyrannen zum Schrecken, aber vom Volke jubelnd begrüßt. Doch in seiner Verblendung stieß er gerade die zurück, die bereit waren ihn zu unterstützen. Er durchzog Italien, kam nach Rom und Neapel, ohne irgend welches Ergebniß zu erzielen und mußte nach kurzer Zeit vor der spanischen Armee wieder zurückweichen. Als Karl nach Frankreich heimgekehrt war, drückte die Tyrannei allenthalben nur um so furchtbarer auf Italien. Savonarola fand seinen Tod auf dem Scheiterhaufen, aber in Rom herrschte Papst Alexander VI., der unwürdigste von allen, die je die Tiara getragen haben. Allmächtig ihm zur Seite stand sein Sohn, der verruchte Cäsar Borgia.

Doch aber war der Italienerzug Karls VIII. nicht umsonst gewesen. Wenn auch die meisten der französischen Kriegsleute, die über die Alpen gestiegen waren, selbst viele Ritter und Herren, nicht Bildung genug besaßen, um die großen Vorzüge des italischen Landes und den Werth seiner Schätze halbwegs zu verstehen, so vereinigte sich doch alles, Natur, Kunst, Feinheit des geselligen Lebens und historische Erinnerungen, um sie mit Bewunderung zu erfüllen. Damit begann eine neue Epoche für die Beziehungen zwischen den beiden Ländern, die bis dahin, durch die unwegsame Alpenwelt geschieden, wenig

von einander gewußt hatten. Jetzt aber entwickelte sich ein reger Verkehr, und Italien gewann für lange Zeit tiefgreifenden Einfluß auf die geistige und soziale Entwickelung in Frankreich. Nun hielt auch hier der Geist der Renaissance seinen triumphirenden Einzug. Es wiederholte sich das Schauspiel, das schon die alte Welt geboten hatte. Wie die siegreichen Römer ihre Bildung von den politisch machtlosen Griechen entlehnt hatten, so wurde jetzt Italien die Lehrmeisterin der Franzosen. Deren Aufmerksamkeit richtete sich seit Karl's italienischem Abenteuer ernstlicher denn je zuvor auf die Halbinsel, wo sie auch nach territorialem Besitz strebten. Eine romantische Laune hatte Karl VIII. über die Alpen geführt; bald aber bildete Italien den Mittelpunkt der französischen Politik und lockte die Könige von Frankreich, wie es einst die deutschen Kaiser angezogen hatte. Die Erinnerung an das alte Rom, der Blick auf das Rom der Päpste, sowie die Bedeutung der italienischen Handels- und Seestädte ließen den Besitz von Italien als eine unerläßliche Vorbedingung jeder Weltherrschaft erscheinen.

Damit aber entwickelte sich eine Rivalität zwischen Frankreich und Spanien, das schon einen großen Theil der Halbinsel in seiner Gewalt hatte. Kaum von der englischen Gegnerschaft befreit, stürzten sich die Franzosen in neue Abenteuer, die nicht minder gewaltige Folgen hatten. Karl VIII. war es freilich nicht beschieden, die Folgen seines Zuges nach Italien zu sehen. Drei Söhne, die ihm Königin Anna geboren hatte, waren vor ihm gestorben, und er selbst verschied in seinem achtundzwanzigsten Lebensjahr. In einem dunkeln Gange seines Schlosses zu Amboise, den er mit seiner Gemahlin eilends durchschreiten wollte, um dem Ballspiel einiger Edelleute zuzusehen, stieß er mit dem Kopf an einen Balken, so daß er einen Augenblick betäubt stand. Er erholte sich indessen rasch und setzte seinen Weg fort, unterhielt sich auch längere Zeit mit den Ballspielern, bis er plötzlich zusammenbrach. Man

trug ihn in eine nahgelegene Stube, und dort starb er infolge der Gehirnerschütterung.

Mit ihm endete, wie schon gesagt wurde, der ältere Zweig der Valois, und es gelangte das Haupt der ersten Nebenlinie, Herzog Ludwig von Orleans als König Ludwig XII. auf den Thron. Die Orleans stammten von einem Bruder König Karls VI. Ludwig, der erste Herzog von Orleans, hatte 1389 als achtzehnjähriger Prinz die Tochter des bekannten Galeazzo Visconti, Valentine von Mailand, geheirathet. Diese, eine edle anmuthige Frau, war eine der ersten Vertreterinnen der italienischen Bildung in Frankreich, und ihr Geist, ihre Liebe zur Poesie und Kunst mag sich um so leichter auf ihre Nachkommen übertragen haben, als auch ihr Gemahl Sinn für geistige Bestrebungen hatte, der Wissenschaft hold war und selbst gelegentlich eine Ballade dichtete. Dessen ältester Sohn, Herzog Karl von Orleans, wurde in der unglücklichen Schlacht bei Azincourt von den Engländern gefangen und schmachtete fünfundzwanzig Jahre im Gefängniß. Seine Haft war schwer, doch fand er Trost in der Dichtkunst, und seine Balladen und Rondeaux gehören zu den schönsten Blüthen der älteren französischen Lyrik. Nach seiner Entlassung aus der Gefangenschaft vermählte er sich mit Maria von Kleve, einer Nichte des Herzogs von Burgund und lebte in der Stille zu Blois, wo er das geistige Leben der Zeit mit regem Antheil verfolgte.

Der Sohn dieses Mannes war der Herzog Ludwig, der nun den Thron bestieg.[3]) Ludwig von Orleans hatte ein bewegtes Leben hinter sich. Er hatte sich wider seinen Willen mit der unschönen Tochter Ludwigs XI., der Prinzessin Johanna, vermählen müssen, damit seine großen Besitzungen einst mit den königlichen Domänen vereinigt werden könnten, wenn seine Ehe kinderlos bliebe. Und Ludwig XI., sagt man, sei von den Ärzten unterrichtet gewesen, daß dem so sein würde. So lang Ludwig XI. lebte, hatte Orleans keinen Widerstand gewagt;

unter der Regentin, die für Karl VIII. einige Jahre herrschte, hatte er sich empört, war aber geschlagen und gefangen genommen worden. Der Führer des königlichen Heeres, La Tremoïlle, hatte damals ihn und alle mit ihm gefangenen Ritter zu einem Male eingeladen, das ein grausiges Ende fand. Denn von dem Bankett weg wurden alle Gefangenen, bis auf den Herzog von Orleans und den Prinzen von Oranien, zum Tode geführt. Diese beiden wurden in strenger Haft gehalten, bis Karl VIII. die Regierung selbst übernahm und seinen Schwager in Freiheit setzte.

Ludwig von Orleans dachte nicht an die Krone, als ihn der jähe Tod des Königs Karl plötzlich auf den Thron berief. Seine Regierung, die von 1498—1515 währte, erwies sich als wohlthätig und im wahren Sinne des Worts heilsam. Ludwig war ein Bürgerkönig, ähnlich jenem andern Herzog von Orleans, der in unserem Jahrhundert König wurde. Er war einfach und sparsam und hauptsächlich darauf bedacht, den inneren Frieden des Reiches zu sichern, die Wunden zu heilen, die die Vergangenheit dem Lande geschlagen hatte. Zum ersten Mal wieder seit langer Zeit wurden die Steuern herabgesetzt, die „Taille" um ein Drittel vermindert.[4]) Der Anbau des Bodens, der infolge der Kriegsnoth und der Bedrohung durch Raubgesindel in erschreckender Weise gesunken war, nahm einen neuen Aufschwung; die Städte fanden ihren Wohlstand wieder, zerstörte Dörfer entstanden aus ihren Trümmern, und neue Ortschaften wurden begründet. Der König verordnete eine Codification der Gesetze, um die Handhabung der Justiz zu erleichtern, und ging seinem Adel mit dem Beispiel der Versöhnlichkeit voran, als er jede Privatfeindschaft der früheren Zeit für vergessen erklärte. „Der König von Frankreich weiß nichts von den Beleidigungen, die man dem Herzog von Orleans zugefügt hat", sagte er und hielt sein Wort. Nur die arme Königin mußte es büßen, daß sie ihm vor Jahren aufgenöthigt worden war. Ludwig forderte

die Nichtigkeitserklärung seiner Ehe, und der Papst berief einen geistlichen Gerichtshof, der zuerst in Tours, später in Amboise tagte, um über des Königs Verlangen zu entscheiden. Der Prozeß war lang und häßlich; die schwergekränkte Königin trat entschieden für ihre Ehre ein und vertheidigte sich während der oft peinlichen Verhandlungen mit Würde und Geschick. Aber das Urtheil stand schon fest; der Gerichtshof erklärte die Ehe für null und nichtig und gestattete dem König eine andere Verbindung einzugehen.[5]) Darauf aber kam es Ludwig XII. vor allem an. Kaum sah er sich frei, so vermählte er sich mit der Königin Anna, der Witwe seines Vorgängers, um deren Hand er, wie es heißt, schon in seiner Jugend sich vergebens bemüht hatte. Der neue Bund sicherte für Frankreich den Besitz der Bretagne, die andern Falls unter ihrer Herzogin wieder selbstständig geworden wäre.

An dem neuen Hof herrschte Einfachheit und Sittenstrenge. Königin Anna schätzte literarische Arbeit und zog Schriftsteller und Dichter in ihren Kreis. Der Ruf einiger derselben war groß. Jean Marot, Bouchet, Lemaire und andere galten als hochbegabte Dichter. Ihre Kunst war freilich schwerfällig und geschmacklos; pedantische Gelehrsamkeit überwucherte ihre Sprache und hemmte jede lebendige und natürliche Aeußerung. Doch sie gefielen damit der Königin, die selbst etwas schwerfällig und steif war. Eine Ausnahme bildete Claude de Seissel, der die Geschichte Ludwigs XII. schrieb, und heute noch Beachtung verdient. Der König ließ kostbare Manuscripte in Italien kaufen, um die Büchersammlung in Blois, die schon sein Großvater begonnen hatte, zu erweitern. Er berief italienische Baumeister und Maler, um sein Schloß zu Blois auszubauen, und so wie er, beschützte auch sein Minister, Cardinal Georg von Amboise, die schönen Künste. Schloß Gaillon, das der letztere am Ufer der Seine unweit Rouen errichten ließ, legte Zeugniß ab von dem wachsenden Kunstverständniß in Frankreich.

Trotz alledem begann das 16. Jahrhundert auch für Frankreich unter Besorgniß erregènden Auspicien. Wohl regten sich die Geister allenthalben, und ein frischer Zug belebte das Volk. Aber gerade diese Bewegung stieß auf entschiedenen Widerstand, und besonders schroff standen sich schon damals die Parteien auf dem kirchlichen Gebiet gegenüber.

Die Klage über die Zerrüttung der Kirche erscholl von allen Seiten, und war bei der offenbaren Immoralität so vieler Mitglieder des Clerus vollkommen gerechtfertigt: Sittenlosigkeit im Bund mit Unfähigkeit und Unwissenheit herrschten in den Bischofspalästen wie in den Pfarrhäusern und zumeist in den Klöstern. Ueppigkeit und Habsucht galten als charakteristische Zeichen der Geistlichkeit. Zufolge der „Pragmatischen Sanction", durch welche König Karl VII. die Verhältnisse der Kirche geregelt hatte, wurden in Frankreich die Bischöfe durch ihre Kapitel, die Aebte durch ihre Conventualen in freier Wahl ernannt. Aber diese Bestimmung, welche die Unabhängigkeit der gallicanischen Kirche sicherte, hatte allmählich auch ihren Verfall herbeigeführt. Es war so weit gekommen, daß die Wahlen oft auf die Unwürdigsten fielen, weil die Wähler von diesen am meisten Nachsicht und Duldung der eingerissenen Mißbräuche erwarteten. Und wie in Frankreich stand es allerorten. Im Jahr 1487 schrieb die Signoria von Venedig an ihren Botschafter in Rom, Antonio Vinciguerra, ihre Stadt sei so voll verruchter Kleriker, daß kein Raub oder Diebstahl vorkomme, an dem nicht auch ein Geistlicher betheiligt sei, und ein Breve Innocenz' VIII. vom 31. Oktober 1487 erkannte die Klage über diese ungeheuerlichen Zustände als der Wahrheit entsprechend an.[6]) Die Mönche zumal waren schon längst die Zielscheibe des derbsten Volkswitzes, da sie dem niederen Volk nahe standen, populär waren und in ihre Popularität sich doch etwas Verachtung mischte. Mit der Zeit aber überwog der Abscheu, da man in vielen von

ihnen einen Ausbund von Liederlichkeit und Gemeinheit erkannte, ja ihnen jedes Verbrechen zutraute. Eine Menge von sprichwörtlichen Redensarten, die früher im Mund des Volks lebten, bezeugen die Mißachtung, in welche die Klostergeistlichkeit gerathen war.[7]) Das betont auch Rabelais, der im Anfang des Jahrhunderts in den Orden der Franciscaner Bettelmönche zu Fontenay-le-Comte eingetreten war, um Muße für seine Studien zu finden. In dieser seiner Hoffnung sah er sich aber bitter getäuscht. Die Confratres erklärten sein Thun für gefährlich, nahmen ihm die Bücher weg und sollen ihn nach einer unverbürgten Ueberlieferung wegen Rückfalls sogar bei Wasser und Brod eingesperrt haben. Jedenfalls hielt es Rabelais in der Klosterluft nicht aus und entfloh. In Erinnerung an seine Peiniger aber ließ er später in seinem „Gargantua" den Klosterbruder Jean sagen: „Ich meines Theils studire nicht. In unserem Kloster studiren wir alle nicht, aus Furcht vor Ohrenweh. Unser seliger Abt pflegte zu sagen, daß ein gelehrter Mönch etwas Monströses sei."

Die Fürsten der Kirche waren zum großen Theil nicht besser als die Schaar der Kuttenträger. Wie wäre es sonst möglich gewesen, einen Alexander VI. auf den päpstlichen Stuhl zu erheben, dem Geschlecht der Borgia die Herrschaft in Rom zu überlassen? Gift und Dolch spielten die Hauptrolle in der römischen Politik jener Jahre, und man sprach von dem „Cardinalpulver", das einen Mißliebigen leicht und sicher beseitigen könnte.[8]) Papst Alexander VI. bildete aber nicht etwa eine erschreckende Ausnahme, wenn er auch von keinem anderen Papst an Nichtswürdigkeit übertroffen wurde. Seine Vorgänger Sixtus IV. und Innocenz VIII. waren ausschweifend und gewissenlos, wie er; seine Nachfolger, Julius II. und Leo X. nichts weniger als würdige Häupter der Kirche, so sehr sich auch der letztere durch seine Kunstliebe und die Förderung der Wissenschaften hervorthat. Man weiß, welchen Eindruck Luther

als frommer Mönch auf einer Reise nach Rom (1509) von der entarteten Geistlichkeit in Italien empfing, und wie er in der Hauptstadt der Christenheit die Zustände über alle Maßen entsetzlich fand.

Schon lange hatte sich darum der Ruf nach einer sittlichen Reform des Clerus, als der Vorbedingung jeder Besserung, erhoben, und allenthalben, in den frommgläubigen wie in den politischen Kreisen, war man von der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Aenderung überzeugt. Neben diesem Streben nach einer doch mehr äußerlichen Reform begann eine zweite Bewegung, die tiefer griff und das Wesen des herrschenden Glaubens selbst berührte. Sie ging hauptsächlich von glaubenseifrigen Männern aus, welche die Lehre der ersten christlichen Zeit gar sehr verdunkelt fanden, und sie in ihrer Reinheit wieder herzustellen wünschten. Sie wurden dabei von der rasch erstarkenden Philologie unterstützt, die ihnen die Kenntniß der griechischen, bald auch der hebräischen Sprache vermittelte, und sie dadurch in den Stand setzte, die Bibel im Urtext zu studiren.

Einer der französischen Theologen, die schon im Beginn des 16. Jahrhunderts für eine reinere Auffassung der christlichen Lehre eintraten, war Jacob Lefèvre aus Etaples, einem Dorf bei Amiens. Der Sitte der Zeit gemäß hatte er seinen Namen latinisirt und nannte sich Faber Stapulensis. Er hatte in seiner Jugend in Italien den Unterricht gelehrter Griechen genossen und wirkte seit 1493 als Lehrer der Philosophie in Paris. Ein Gegner der unfruchtbaren Dialektik und geisttödtenden Scholastik, suchte er die wahre Lehre des Aristoteles und Plato zu ergründen, und wurde bald auch zu theologischen Studien geführt. Lange vor Luther stellte er bereits die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben auf und behauptete, daß die guten Werke nicht genügten, den Menschen zur Seligkeit zu führen, sondern nur als thatsächliche Beweise für seinen

Glauben dienen könnten. Im Jahre 1512 veröffentlichte er seinen Commentar zu den Briefen des Apostels Paulus, die in den Kreisen der Reformfreunde als der wichtigste Theil der heiligen Schrift galten. Um Lefèvre schaarten sich viele Anhänger, die seine Lehre weiter trugen. Zu ihnen gehörte Farel, der später in der Schweiz neben Calvin die Reformation durchführte, und ihm soll Lefèvre schon früher im vertrauten Gespräch seine feste Hoffnung auf eine Umgestaltung der Kirche ausgesprochen haben.

König Ludwig XII. stand der Reformpartei nicht unfreundlich gegenüber. Doch leiteten ihn dabei mehr politische als religiöse Gründe. Er wollte das Herzogthum Mailand gewinnen, auf das er gegründete Ansprüche zu haben glaubte, und hoffte durch die Drohung mit der Reform die Unterstützung des Papstes für seine Pläne zu erlangen. Daß es ihm mit einer sittlichen Reinigung der Kirche nicht besonders Ernst war, zeigte er, als er den Papst Alexander VI. und dessen Sohn Cäsar Borgia bei der Eroberung der Romagna unbedenklich unterstützte. So kam Mailand in seinen Besitz. Aber als er auch Neapel zu erobern trachtete, büßte er die Gunst Roms wieder ein. Seine Krieger konnten sich in Unteritalien nicht halten, und ein neuer Papst, der kriegerische Julius II., brachte sogar eine Liga zustande, welche sich zur Aufgabe stellte, die Franzosen gänzlich aus Italien zu verdrängen.

So gerieth nun Ludwig XII. fast wider seinen Willen in offenen Gegensatz gegen Rom, und die politische Nothwendigkeit schien ihn auf die Seite der europäischen Reformpartei zu drängen. Eine neue Parteigruppirung der Völker konnte ungeahnte Folgen haben. Wenn Frankreich entschlossenen Sinnes sich an die Spitze der Bewegung stellte, welche ganz Europa durchzitterte, gewann es voraussichtlich die Führerschaft für lange Zeit. König Ludwig schien diesen kühnen Weg wandeln

zu wollen. Offen erklärte er sich für durchgreifende Änderungen in der Kirchenverfassung, vor allem für eine Beschränkung der päpstlichen Gewalt. Er berief eine Kirchenversammlung nach Pisa, welche die nöthigen Beschlüsse fassen, die Autorität der Concilien als über der Macht der Päpste stehend erklären sollte. Zugleich ließ er seine Hoftheologen und Historiker mit energischen Streitschriften vortreten, und gestattete auch der volksthümlichen Bühne die derbsten Angriffe auf Rom. Johann Lemaire widmete dem König, als dem „Protektor der gallicanischen Kirche", ein Pamphlet, in welchem er das große „wunderbare Schisma in der Kirche" voraussagte. Dieses Schisma werde durch drei Hauptursachen herbeigeführt, durch den Ehrgeiz der Päpste, die Unterdrückung der allgemeinen Kirchenversammlungen und den Cölibat. Lemaire verkündigte, daß die weltlichen Fürsten genöthigt würden, die Sache der kirchlichen Reformation in die Hand zu nehmen.

In ähnlicher Weise antwortete Johann Bouchet in einer Schrift, „Déploration de l'Eglise militante", auf die Ausführungen des Dominikanergenerals Thomas Gaëtani, der die Autorität der Päpste vertheidigte und sie über die Concilien stellte. Andere traten nicht minder heftig auf, und streitbare Flugschriften und Dissertationen fanden im Lande weite Verbreitung.

Noch größere Wirkung auf die Menge übten die Volksschauspiele, welche in unbeschränkter Freiheit zum Volke redeten und in mancher Hinsicht die heutige Tagespresse mit ihrer Kritik ersetzten. Besondere Geltung hatten sie in der Hauptstadt. Da waren die jungen Rechtsbeflissenen, „die Bazochiens" und die „Enfants sans souci", die mit ihren derbsatirischen Vorstellungen das Publikum ergötzten, aufregten, ihm manchen kühnen Gedanken zuführten. Selbst König Ludwig wurde von den übermüthigen jungen Leuten auf die Bühne gebracht und verspottet. Man berichtet,

daß er schon im Jahre 1500 wegen seines Geizes in einer Posse verhöhnt wurde, und man ihn darstellte, wie er flüssiges Gold trank. Die Schauspieler hatten in ihrer angriffslustigen Laune übersehen, daß der König nur sparsam war, um die Lasten des Volkes zu erleichtern, und daß die Hofschranzen zumeist über seinen Geiz klagten. Ludwig selbst fühlte königlich genug, um derlei Spott zu übersehen. Er gebot, die Freiheit des Worts zu achten und untersagte nur Angriffe auf die Königin sowie allzu obscöne Witze. Seine Polizei sollte also nur auf ein wenig Anstandsgefühl bei den Possenspielen achten, und man kann ihr das Zeugniß nicht versagen, daß sie sehr nachsichtig blieb. Als dann später die Spannung mit Rom eintrat, mußten die „Enfants sans souci“ als Bundesgenossen dienen, um die Sache des Königs populär zu machen. Eins der merkwürdigsten und heftigsten Stücke, das sie damals (1511) aufführten, war „Le Prince des sots“ von Gringore. Denn darin tritt die „Mutter Närrin“ als „Mutter Kirche“ verkleidet auf, wird von den Närrinnen „Vertrauen“ und „Gelegenheit“ begleitet und flucht und verdammt nach Herzenslust. Sie will das Volk und den Adel gegen den Fürsten aufreizen, wird aber zuletzt als Betrügerin erkannt und mit Schimpf und Schande heimgeschickt.[9])

Trotz all dieser Feindseligkeiten dachte König Ludwig nicht ernstlich an eine Kirchenreform. Im Grunde war seine Politik doch nur auf die Eroberung von Oberitalien gerichtet. Gleichzeitig mit den Angriffen auf Rom, die er erlaubte, vielleicht sogar veranlaßte, erließ er eine Verordnung, in der er die „schlechten Christen, welche Gott, die Jungfrau und die Heiligen lästern“ mit schwerer Strafe bedrohte. Er wollte damit nur dem Vorwurf der Ketzerei entgehen, den ihm seine Gegner machten, denn man hörte nichts davon, daß die „Lästerer“, worunter man hauptsächlich die Reformprediger zu verstehen hat, ernstlich verfolgt wurden. Aber daß Ludwig in dieser

vorsichtigen Weise zuwerke ging, beweist, daß er keineswegs gesonnen war, als Haupt der Reformpartei aufzutreten und einen entscheidenden Kampf gegen die römische Hierarchie zu wagen.[10])

Die nächste Zeit schon sollte dies deutlich erkennen lassen. Noch hatte der Mönch von Wittenberg das kühne Wort nicht gesprochen, das die Welt erschütterte, und die gewöhnliche kurzsichtige Politik trieb ihr Spiel mit Hofintriguen, Staatsbündnissen, Kriegszügen, Verräthereien und nicht einzuhaltenden Friedensschlüssen einstweilen unermüdet weiter. Dem Concil zu Pisa setzte der Papst ein anderes entgegen, das er im Lateran zu Rom vereinigte und das er ganz in seiner Hand hatte. Ludwig sandte seinen Neffen Nemours mit einem Heer nach Italien. Dieser überraschte seine Feinde durch die Kühnheit seiner Pläne, das Ungestüm seines Angriffs. Aber sein Siegeslauf schloß bei Ravenna, wo er einen frühzeitigen Tod fand (11. April 1512). Mit seinem Fall endigte auch das Kriegsglück der Franzosen in Italien. Sie mußten weichen, und Papst Leo brachte 1513 ein mächtiges Bündniß zustande, das er zu Mecheln mit Kaiser Maximilian, König Heinrich VIII. von England und Ferdinand dem Katholischen von Spanien gegen Frankreich abschloß. Ein französisches Heer unter La Tremoïlle wurde bei Novara besiegt, und ganz Italien ging für Ludwig verloren. Eine feindliche Invasion von verschiedenen Seiten bedrohte Frankreich sogar auf eigenem Boden, denn ein englisches Heer fiel in Artois ein und zersprengte die französischen Streitkräfte bei Guinegate, während ein Corps Schweizer Soldtruppen bis Dijon vordrang. König Ludwig hätte an die lebendigen Kräfte der Nation appelliren müssen, um mit Erfolg zu widerstehen. Doch er ließ lieber seine Pläne fallen, um den Papst zu versöhnen, entzog dem ihm ergebenen Concil, das von Pisa nach Lyon gewandert war, seine Unterstützung und schloß mit seinen Feinden einen Waffenstillstand, während dessen er den Bund derselben zu sprengen hoffte (1514).

Um den unglücklichen Krieg zu führen, hatte Ludwig sein früheres System der Sparsamkeit aufgeben müssen, hatte Schulden gemacht und die Steuern erhöht. Das Glück schien sich überhaupt von ihm abzuwenden. Seine Gemahlin, Königin Anna, war den 9. Januar 1514 gestorben, und kein Sohn stand ihm als Thronerbe zur Seite. Nur zwei Töchter waren ihm geblieben, die Prinzessinnen Claudia und Renata. Er selbst kränkelte schon seit Jahren, und es wurde trüb um ihn her. Daß er sein Geschlecht nicht auf dem Thron erhalten sollte, lag ihm schwer auf dem Herzen, und rasch entschlossen schritt er zu einer neuen Ehe, als sich ihm die Gelegenheit dazu bot, und er damit zugleich einen Gegner versöhnen konnte. Wenige Monate nach dem Tode der Königin Anna, im October des Jahres 1514, wurde ihm die Schwester Heinrichs VIII., Marie von England, angetraut. Er zählte fünf und fünfzig, seine Gemahlin erst sechzehn Jahre. Der jungen lebenslustigen Königin zu gefallen, änderte Ludwig seine Lebensweise und veranstaltete rauschende Festlichkeiten. Er wollte sich als jung erweisen, hatte aber seine Kräfte überschätzt und starb schon den 1. Januar 1515.

Wieder ging die Krone auf eine Nebenlinie über. Mit dem Grafen Franz von Angoulême, Herzog von Valois, der nun als König Franz I. den Thron bestieg, begann für Frankreich eine neue bewegte Zeit.





II.

König Franz und seine Schwester Margarethe.

Franz von Angoulême stand im 21. Lebensjahr, als ihm der Tod Ludwigs XII. die Königskrone gab.

Gleich seinem Vorgänger stammte er von Herzog Ludwig von Orleans, dem Bruder Karls VI., ab. Dessen jüngerer Sohn, Graf Johann von Angoulême, schmachtete gleichzeitig mit dem Haupt der Familie, dem Herzog Karl von Orleans, als Geißel in englischer Gefangenschaft, und als er endlich nach zweiunddreißigjähriger Haft seine Freiheit erlangte, lebte er zumeist in der Stille zu Angoulême, wo er wegen seiner Güte überaus beliebt war. Sein Sohn, Graf Karl von Angoulême, wurde im Jahre 1488, da er selbst noch fast ein Knabe war, mit der zwölfjährigen Prinzessin Luise von Savoyen, der Tochter des Herzogs Philibert, vermählt.[11]) Dieser Ehe entsprangen zwei Kinder, Margarethe, deren Leben uns in den folgenden Blättern vorzugsweise beschäftigen wird, und Franz, dem die Königskrone von Frankreich beschieden

war. Margarethe erblickte das Licht der Welt im väterlichen Schloß zu Angoulême, am 11. April 1492; ihr Bruder Franz wurde zwei Jahre später, den 12. September 1494, zu Cognac an der Charente geboren.

Karl von Angoulême starb so frühe, daß er kaum Gelegenheit gefunden hätte, politisch hervorzutreten, auch wenn er es gewollt hätte. Der Tod ereilte ihn am 1. Januar 1496, und nichts ließ damals voraussehen, welch' hohe Stellung sein Sohn einst einnehmen würde. Das Inventar, das nach seinem Tod aufgenommen wurde und noch erhalten ist, zeigt indessen nicht allein den sicheren Reichthum seines Hauses, es gestattet auch einen Schluß auf seine geistige Richtung. In einer besonderen Bücherei („chambre de librarye") fanden sich ungefähr 200 Werke, meist Handschriften mit kostbaren Initialen, Bildern und kunstvollem Einband. Das Inventar zählt neben theologischen Werken und Andachtsbüchern mancherlei Chroniken und Reisebeschreibungen auf, wie z. B. die Reisen des Engländers John Mandeville, der im 14. Jahrhundert Palästina, Egypten, Persien, die Tartarei und China durchwanderte, und die berühmten „Chroniques de France", die kurz zuvor im Druck erschienen waren.[12]) Das Bücherzimmer enthielt ferner die Werke des Aristoteles, des Boëthius, sowie eine Reihe von Dichtungen aus dem Sagenkreis der Tafelrunde, den „Roman de la Rose", und zur Erheiterung oder für Momente frivolerer Laune die alten Fabliaux, Boccaccio und die hundert Novellen König Ludwigs XI. Es war für jeden Geschmack gesorgt, und auch ein großes „Musikbuch" fand sich vor. Der Enkel Valentinens von Mailand hatte wohl die geistige Regsamkeit seiner Großmutter geerbt.

Nach dem Tod des Grafen übernahm Herzog Ludwig von Orleans als Haupt der Familie die Vormundschaft über die Kinder, und als er unerwartet zur Thronfolge berufen wurde,

kam auch die verwitwete Gräfin — Luise von Savoyen, wie sie gewöhnlich genannt wird — öfters an den Hof. Dort aber trat sie bald in Gegensatz zu Königin Anna. Die beiden Frauen waren im Charakter grundverschieden. Während die erstere auf strenge Sittlichkeit hielt, von ihrer Umgebung tadellose Haltung verlangte, dabei etwas pedantisch und kleinlich war, warf man der Gräfin vor, daß sie sittenlos lebe, und nannte die Männer, die sie mit ihrer Gunst beglückt habe. Wie weit diese Klatschereien auf Wahrheit beruhten, bleibe dahin gestellt. Aber Luise von Savoyen war eine Frau von kühnem Geist, großen Ideen zugänglich, dabei ehrgeizig und intrigant. Als nun Königin Anna ihre Hoffnung auf einen Sohn immer wieder getäuscht sah, oder der Tod den Neugebornen hinwegraffte, schwellten stolze Ahnungen das Herz der Gräfin. Luise hat ein kleines, von ihrer Hand geschriebenes Tagebuch hinterlassen, wenn man die kurzen Aufzeichnungen so nennen darf, welche mit dem Datum der Geburt Kaiser Maximilians, den 22. März 1459, beginnen und mit einer Notiz aus dem Jahr 1522 endigen. Eine kleine Stelle dieses Tagebuchs enthüllt die Gedanken, die sie während der ersten Jahre des neuen Jahrhunderts bewegten. „Die Königin Anna von Frankreich", schrieb sie, „kam zu Blois am 21. Januar (1503) mit einem Knaben nieder; doch er konnte die Erhöhung meines Cäsar nicht hindern, denn er war todt geboren. Ich war gerade zu Amboise in meinem Zimmer, und der arme Mann, der mir und meinem Sohn so lange treu und zuverlässig gedient hat, brachte mir die erste Nachricht von dem Ereigniß." [13])

Anna war sich dieser geheimen Schadenfreude der Gräfin bewußt. Sie sah in ihr eine Feindin, die auf ihr Unglück rechnete, und ein natürliches Gefühl der Eifersucht, ja des Hasses entwickelte sich zwischen den beiden Frauen. Die gereizte Königin ließ die Gräfin Angoulême ihr Mutterglück durch

mannigfache Kränkungen büßen. Aber auch Luise von Savoyen hatte ihre Partei bei Hof, und die Zahl ihrer Anhänger wuchs mit jedem Jahr, das ihre Aussichten besser gestaltete.[14])

Ein Vorfall ließ diese Spannung zwischen den beiden Frauen deutlich erkennen, sowie ein Blitz am nächtlichen Himmel für einen Moment die ganze Gegend in grellem Lichte zeigt. König Ludwig erkrankte im Jahr 1504, und sein Zustand wurde so bedenklich, daß man sein Ende erwartete. In Voraussicht dessen rüstete sich Königin Anna zur schleunigen Abreise nach der Bretagne. Sie hielt es für nöthig, gleich nach dem Eintritt der gefürchteten Katastrophe sich selbst und noch mehr ihre älteste Tochter Claudia in Sicherheit zu bringen. Sie hatte diese dem Prinzen Karl von Spanien, nachmaligem Kaiser Karl V., als Gemahlin zugedacht. Ihrem Ehevertrag mit Ludwig XII. gemäß, sollte die Bretagne von Frankreich abgetrennt, und der ältesten Tochter als souveränes Herzogthum zufallen, für den Fall, daß kein männlicher Sproß die beiden Länder vereinigt halten könne. Die Bretagne war also nach dem Tod Ludwigs XII. der Prinzessin Claudia gesichert, und diese hätte sie Karl von Spanien zugebracht. Daß darin für Frankreich eine ungeheure Gefahr lag, ist klar. Schon sah es sich von der spanischen Macht an seinen Grenzen im Norden, Osten und Süden gefaßt. Sobald auch die Bretagne ihr gehörte, war das Netz fertig, und Frankreich in seiner Selbständigkeit bedroht. Die Partei Luisens von Savoyen, die in diesem Fall offenbar die nationalen Interessen vertrat, verlangte ein Ehebündniß zwischen Claudia und dem jungen Grafen Franz von Angoulême, in dem man schon den künftigen König sah. Königin Anna fürchtete offenbar gewaltsam zurückgehalten, vielleicht ihrer Tochter beraubt zu werden, und wie sich bald zeigte, war ihre Besorgniß nicht unbegründet. Schon hatte sie einige Schiffe mit ihrer kostbarsten Habe von Blois abgehen lassen. Allein bevor dieselben die

bretonische Grenze und Nantes erreichen konnten, wurden sie in Saumur auf Befehl des Statthalters der Provinz Anjou, des Marschalls von Gyé, angehalten. Der Marschall war zugleich Gouverneur des jungen Angoulême, und wagte den Handstreich im Vertrauen darauf, daß sein Zögling wenige Stunden später König wäre. Allein statt der Todesbotschaft kam die Nachricht von der Besserung im Befinden des Königs Ludwig und änderte die ganze Situation. Der Marschall mußte nun seinen Eifer büßen. Auf Betreiben der erbitterten Königin wurde er vor Gericht gestellt, und sein Leben schwebte in höchster Gefahr. Anna bedauerte gewiß, daß sie nicht über den Marschall hinaus auch ihre verhaßte Rivalin treffen konnte. Allein diese schien an der That des Marschalls ganz unbetheiligt und trat sogar gegen ihn auf. Ihr Verhalten in diesem Prozeß ist so auffallend, daß viele Historiker den Grund dazu in dem Abbruch eines Liebesverhältnisses suchen, das zwischen ihr und Gyé bestanden habe. Luisens Auftreten gegen den Vertheidiger ihres Sohnes sei demnach ein Akt persönlicher Rache gewesen. Doch liegen dafür keine Beweise vor, und eben so gut kann man annehmen, daß die Gräfin allerdings von dem Complot gewußt und nur zuletzt gegen den Marschall aufgetreten sei, um sich selbst zu retten.

Das Parlament von Toulouse, das in diesem Fall zu urtheilen berufen wurde, entsprach indessen dem Wunsch der Königin nicht. Der Urtheilsspruch lautete verhältnißmäßig mild und sah fast wie eine Billigung des patriotischen Vergehens aus. Der Marschall wurde auf fünf Jahre seines Amtes enthoben, verlor seine Stelle als Gouverneur des jungen Prinzen, und sollte sich dem Hofe nie auf mehr als zehn Meilen nähern dürfen.[15])

Die Königin hatte gesiegt, wenn ihr Triumph auch nicht durch die Hinrichtung des Marschalls besiegelt wurde, und sie suchte ihren Gewinn zu sichern. Sie benutzte eine neue Er=

krankung ihres Gemahls im Jahre 1505, um von ihm die Unterzeichnung eines Vertrags zu erlangen, der die gewünschte Ehe Claudias mit dem Infanten Karl endgiltig festsetzte. Claudia sollte als Mitgift nicht nur die Bretagne, sondern auch Burgund erhalten und alle Ansprüche Ludwigs auf Mailand und Neapel erben.

Die Kunde von dem Abschluß dieses Vertrags verbreitete sich bald im Land und erregte große Beunruhigung. König Ludwig selbst war unzufrieden, und als er sich wieder wohler fühlte, suchte er nach einem Vorwand, den Vertrag zu lösen. Die Reichsstände, die im Frühjahr 1506 in Tours zusammentraten, konnten dazu am besten helfen. Sie erbaten vom König, der in seinem Schloß Plessis-lez-Tours in der Nähe residirte, eine Audienz, die ihnen alsbald freundlichst gewährt wurde. Ihr Sprecher, Thomas Bricot, Domherr von Notre-Dame und Abgeordneter von Paris, zählte in seiner Ansprache zunächst die Wohlthaten auf, die der König dem Land erwiesen habe und begrüßte ihn mit dem Namen „Vater des Volks." Dann aber knieten alle nieder, und Bricot bat den König im Namen des Landes, es möge ihm gefallen, zum Wohl des Reiches seine Tochter Claudia mit Franz von Angoulême zu vermählen. König Ludwig antwortete mit Thränen im Auge, er hoffe noch Besseres für sein Volk zu leisten, und werde jedenfalls den Wunsch der Reichsstände, der ihm ganz unerwartet komme, ernstlich überlegen. Die Audienz fand am 14. Mai statt, und es scheint fast, als habe sich Ludwig diese kleine Pression von Seiten seiner getreuen Stände bestellt, um seiner Gemahlin und dem Prinzen Karl von Oesterreich gegenüber leichteres Spiel zu haben. Fünf Tage nach jener Scene wurden die Reichsstände wiederum nach Plessis-lez-Tours beschieden, wo ihnen der Kanzler mittheilte, daß ihr Wunsch erfüllt werden und die Verlobung der Prinzessin am 21. Mai statt finden solle. So geschah es auch. Bei dem

jugendlichen Alter des Brautpaars mußte die Vermählung freilich auf ein späteres Jahr verschoben werden, und wurde überhaupt nicht vollzogen, so lange Königin Anna lebte.

Franz von Angoulême, der damit zuerst in den politischen Kampf gezogen wurde, stand zur Zeit seines Verlöbnisses im zwölften Jahre und war ein großer kräftiger Knabe, dem kein Spiel zu wild, keine körperliche Übung zu schwer war. Auf der Jagd und im Kriegsspiel mit seinen Kameraden gerieth er mehr als einmal in ernstliche Lebensgefahr, sei es, daß er von verwundeten und gereizten Thieren bedroht war, sei es daß er vom Pferde stürzte, oder im Handgemeng verletzt wurde. Seine Mutter hat darüber mehr als einmal in ihrem Tagebuch geschrieben. Unter anderem berichtet sie von einem gefährlichen Ritt ihres kaum sechsjährigen Sohnes. „Am Tag der Bekehrung Sanct Pauls“, schreibt sie, „am 25. Januar 1501, um 2 Uhr Nachmittags ging das Pferd, das meinen König, meinen Herrn, meinen Cäsar und Sohn trug, in der Nähe von Amboise mit demselben durch und rannte querfeldein. Die Gefahr war so groß, daß alle, die gegenwärtig waren, ihn für verloren hielten. Gott aber, der Hort der Witwen und Waisen, wollte mich nicht verlassen, da er wußte, daß ich unglücklich gewesen wäre, wenn ich durch diesen Zufall so plötzlich meines geliebten Sohnes beraubt worden wäre.“

Als der Marschall von Gyé sein Amt als Erzieher des Prinzen verlor, wurde die Sorge für dessen fernere Ausbildung einem vortrefflichen und gebildeten Mann, Artus von Gouffier-Boissy, übertragen, der bestrebt war, seines Zöglings Geist im Sinn der neuen Zeit und mit Zugrundelegung der klassischen Studien auszubilden. Franz offenbarte lebhaften Geist und rasche Auffassung, und ersetzte damit in mancher Hinsicht, was ihm vielleicht an Ausdauer bei der Arbeit abging. Ohnehin lehrte ihn ja schon die Tradition in seinem Haus jede geistige Kraft zu achten, und als König bethätigte er in der

Folgezeit mehr als jeder andere französische Monarch seine Vorliebe und sein Verständniß für Kunst und Wissenschaft.

Franz wurde von seiner Mutter vergöttert. Er war „ihr Herr und Cäsar", und mit nicht minder schwärmerischer Liebe hing seine Schwester an ihm. Margarethe von Angoulême wuchs unter der Aufsicht und Leitung der Frau von Châtillon heran, die ihr auch später noch als treue Freundin zur Seite stand. Sie offenbarte von Jugend auf edlen Sinn und warmes Gefühl. Unter der Leitung des gelehrten Abbé Robert Hurault betrieb sie ernstliche Studien, lernte sie Griechisch und Lateinisch, Italienisch und Spanisch. Dabei vernachlässigte sie die französische Literatur keineswegs. Die Geschwister harmonirten in ihrer Freude an allem Schönen, an Kunst und Poesie, und versuchten sich selbst schon frühe in der edlen Verskunst. Später, als sie durch ihre Lebensstellung getrennt wurden, schickten sie einander poetische Episteln und Lieder, die zum Theil noch erhalten sind, und auch ihre Mutter betheiligte sich zuweilen an dieser dichterischen Correspondenz, obwohl sie von Natur wenig dazu befähigt war.

Margarethe wurde im Jahre 1509 mit dem Herzog Karl von Alençon verheirathet. Sie war damals siebzehn Jahr alt, und ihr Gemahl zählte drei Jahre mehr als sie. Die Herzoge von Alençon bildeten eine Nebenlinie des königlichen Hauses, denn sie stammten von einem jüngeren Bruder Philipps VI., des ersten Valois. Die Hochzeit wurde am 2. Dezember zu Blois unter großem Gepräng gefeiert. Die Mitgift Margarethens betrug 450 000 Livres, und Franz von Angoulême verzichtete zu ihren Gunsten auf die großen Güter der einst so mächtigen Familie Armagnac. Der letzte dieses Geschlechts hatte den König zum Erben eingesetzt, bald darauf aber seinen Willen geändert und seinen Besitz dem Herzog von Alençon vermacht. Darüber war ein Prozeß entstanden, der nun durch die Ehe Margarethens in Güte

geschlichtet wurde. Bei dem Turnier, das zur Feier der Hochzeit veranstaltet wurde, trat Franz zum ersten Mal vor dem Hofe auf; der König selbst diente ihm als Pathe und reichte ihm die Lanze. Der Prinz erschien in seinem Gewand von Goldbrokat als der schönste und zugleich waffentüchtigste Jüngling des ganzen Hofes.

Die Pracht der Feste täuschte indessen niemand. Die Ehe war aus politischen Rücksichten abgeschlossen worden, und Margarethe empfand zu dem körperlich schwachen und geistig unbedeutenden Herzog keine Neigung. Dennoch war ihr Leben und ihre Haltung so correct, daß sich keinerlei schmutzige Nachrede an sie heranwagte. Sie vertiefte sich nur um so eifriger in ihre Studien, in welchen bald die Theologie eine hervorragende Stelle einnahm.

Über die ersten Jahre ihrer Ehe ist nicht viel bekannt. Sie verbrachte dieselben wahrscheinlich meistens in Alençon, wo das Stammschloß des Herzogs stand. Aber während dieser Zeit stieg der Stern ihres Bruders immer höher. Seine Thronfolge schien sicher. König Ludwig vertraute ihm in dem großen Krieg der Jahre 1512 und 1513 den Oberbefehl über die Armee im Süden, wo sich die Spanier der jenseits der Pyrenäen gelegenen Provinzen des Königreichs Navarra bemächtigt hatten. Franz sollte sie daraus vertreiben. Er bemächtigte sich des Engpasses von Roncevaux und drang mit Nachdruck vor. Allein der Herzog von Alba, der ihm gegenüberstand, wich vorsichtig jeder Schlacht aus. Franz kam bis vor Pampelona und begann die Belagerung der Stadt, wurde aber mit seiner Armee von König Ludwig zurückberufen, um den Engländern entgegenzutreten, die siegreich im Norden vordrangen. Der Rückzug durch die Pyrenäenthäler kostete den Franzosen viele Leute, da sie von der Kälte, von Hunger und Krankheiten zu leiden hatten. Und als Franz in der Picardie eintraf, um die Führung der dort stehenden Truppen zu über=

nehmen, fand er die Lage so bedenklich, daß er sich auf die Vertheidigung beschränkte. Bald darauf machte die Nachricht vom Abschluß des Waffenstillstandes dem Kampf ein Ende, und so hatte Franz die ersehnte Gelegenheit verloren, gleich seinem Verwandten, dem stürmischen Gaston von Nemours, Kriegsruhm zu gewinnen.

Nach dem Tode der Königin Anna war Franz zweifellos der nächstberechtigte Thronerbe. Ludwig erhob ihn zum Herzog von Valois und ordnete nun auch die Vermählung der Prinzessin Claudia mit ihm an.[16]) Die Trauung fand am 18. Mai 1514 statt. Der König überließ dem jungen Paar die Bretagne, obwohl er dieselbe vertragsmäßig seiner zweiten Tochter zugesichert hatte. Die unerwartete neue Ehe des Königs schien freilich den Herzog von Valois seiner Hoffnungen zu berauben. Allein weit entfernt davon, beschleunigte sie vielmehr, wie schon erzählt wurde, seine Thronbesteigung.

König Franz I. eröffnete die Reihe der Könige aus dem Haus Valois jüngerer Linie, das bis zum Regierungsantritt Heinrichs IV. über Frankreich herrschte. Der Name Valois kommt ihnen nicht wegen ihrer Verwandtschaft mit dem älteren Königsgeschlecht zu, sondern einzig infolge der Erhebung des Grafen Franz von Angoulême zum Herzog von Valois, ohne welche sie mit dem früheren Namen ihres Hauptes als die Könige aus dem Haus Angoulême zu bezeichnen wären.

Mit der Thronbesteigung Franz' I. kam eine wahrhafte Revolution in den Sitten und Bestrebungen, in der Staatsverwaltung, der kirchlichen Politik, der Literatur, der Wissenschaft, dem Geschmack zum Ausbruch. Nicht jede Revolution braucht gewaltsam wie ein Wettersturm über die Lande hinzufahren, wie denn auch die Folgen und die Bedeutung derselben nicht nach dem Lärmen, den sie machen, und dem Blut, das sie kosten, zu bemessen sind. Mit Franz I. schwang sich eine neue Generation mit anderen Systemen, anderen Lebens-

anschauungen zur Herrschaft auf. Mit ihm brach sich der Geist der Renaissance siegreich Bahn auf allen Gebieten. Wenn der verstorbene König bürgerlich sparsam, nüchtern, prosaischen Sinns und volksthümlich gewesen war, so ergriff nun ein jugendlicher, von Lebenskraft und Lebenslust strotzender Fürst das Scepter. Ludwig XII. soll einst im Hinblick auf diesen seufzend geäußert haben: „Der Bursche wird alles wieder verderben! („le gros garçon gâtera tout“) und noch auf seinem Sterbebett empfahl er ihm die Sorge für das Wohl des Volkes.

Wie aber, wenn sich die beiden Fürsten nicht einmal über die Bedeutung dieses Wortes verständigten? König Franz lebte in einer ganz anderen Ideenwelt. Er sah im Edelmann die Blüthe des Volkes, und die Ritterschaft galt ihm als das Volk in Waffen. Sein eigenes Streben ging nach dem Ruhm eines echten Edelmannes, und „Foi de gentilhomme!“ war die Betheuerung, die er im Munde führte. Kriegsruhm, Ehre und Glanz galten nun als höchstes Ziel, Frauendienst als schönste Pflicht und Frauenhuld als süßester Lohn. Der Cultus, den das sechzehnte Jahrhundert der Frau entgegenbrachte, die ritterliche Galanterie, die sie zur Herrin erhob, ist ein charakteristisches Zeichen der Renaissancezeit. Aber die Schönheit der ritterlichen Welt wirkte oft blendend und verhinderte den Blick auf das friedliche arbeitsame Volk, das hinter derselben stand und sie trug.

Die Galerie des Louvre besitzt ein Bildniß des Königs Franz von der Hand Tizians. Es stammt aus einer späteren Zeit und giebt somit nicht den Eindruck wieder, den der Monarch in seiner Jugend machte. Darin stimmen aber alle zeitgenössischen Berichte überein, daß er von majestätischer und zugleich gewinnender Erscheinung war. Groß und machtvoll gebaut, überragte er seine ganze Umgebung. Seine Züge waren nicht eigentlich schön; er hatte eine übergroße gerade Nase, kleine Augen, und sein Mund verkündete die Herrschaft der Sinnlichkeit. Aber sein Blick war feurig, das ganze Gesicht

geistig belebt und mit freundlichem Ausdruck. Ein Bericht der venetianischen Gesandten Pasqualigo und Guistinian schildert die feierliche Audienz, in der sie vom König am 25. März 1515 empfangen wurden, und verhehlt die Wirkung nicht, welche Franz auf sie gemacht hatte. „Die Ceremonie war großartig" heißt es darin. „Die Bischöfe von Angoulême und Constance, sowie der Seneschall von Toulouse holten Ihre Herrlichkeiten die Gesandten ab. Der König war aufs reichste gekleidet. Sein Anzug war aus Silberbrokat gefertigt. Um den König her standen die königlichen Prinzen, der Kanzler, viele Prälaten, der Infant von Aragon, der Bastard von Savoyen, der Großmeister, Herr von Boissy, Herr von La Palisse, der Marquis von Rothelin, der Ober-Stallmeister und Herr Robertet. Als der König die Gesandten eintreten sah, erhob er sich mit dem Hut in der Hand. Seine Majestät wollte aus Höflichkeit nicht die Hand zum Kusse reichen, sondern umarmte die Gesandten. Nach den officiellen Reden nahm die Audienz die Form einer vertraulichen Unterhaltung an."[17])

König Franz war ungestümen Sinnes, tapfer bis zur Tollkühnheit und dabei, besonders in der ersten Zeit seiner Regierung, edler Aufwallung fähig. Als er im Jahre 1524 zum Entsatz der Stadt Marseille gegen die Kaiserlichen aufbrach, richtete Luise von Savoyen einen Brief an den Marschall von Montmorency, in dem sie ihre Befürchtungen über des Königs stürmische Kampfbegier aussprach und den Marschall bat, ihren Sohn von jedem vorschnellen Wagniß abzuhalten.[18]) In den Schlachten bei Melegnano und Pavia kämpfte Franz in erster Linie gleich einem gewöhnlichen Ritter. Unbekümmert setzte er jederzeit sein Leben aufs Spiel, nicht allein im Krieg, sondern auch im Spiel und auf der Jagd. So kündete er eines Tages — es war der heilige Dreikönigstag des Jahres 1521 und der Hof zu Romorantin in Berry — dem Grafen

Saint-Pol, einem Prinzen aus dem Hause Bourbon, scherzhafte Fehde an und belagerte ihn in seinem Schloß. Ein hitziges Gefecht mit Schneeballen begann, bis der König in seiner Ungeduld zum Sturm überging und mit seiner Schaar das Thor zu erbrechen versuchte. Da flog unter den Schneeballen plötzlich auch ein Scheitholz auf die Angreifer herab und traf den König, der mit einer schweren Kopfwunde niedersank. Dies gab, nebenbei gesagt, die Veranlassung zu einem plötzlichen Wechsel in der Mode. Das Haupthaar des Königs, das lockig bis auf die Schultern herabfiel, mußte damals abgeschnitten werden, und alsbald wurde es Mode bei allen Herren des Hofes, das Haar zu scheeren und dafür nach dem Vorbild ihres Meisters den Bart stehen zu lassen.

Es ging ein ritterlich romantischer Zug durch des Königs Wesen. Damit gewann er Heinrich VIII. von England, als er mit ihm zu Ardres unweit Calais im Juni 1520 zusammentraf, um seine Bundesgenossenschaft zu gewinnen. Die beiden Monarchen, gleich prachtliebend, jung und mächtig, entfalteten dabei den größten Glanz. Beide kamen mit großem Gefolge. In einem freundlichen Thalgrund war eine ganze Stadt von Zelten und Festbauten errichtet. Turniere und Ritterspiele folgten in diesem „goldnen Lager" aufeinander, während die englischen und französischen Minister mit einander verhandelten. Keine Seite vermochte sich jedoch anfangs eines gewissen Mißtrauens zu erwehren, und ängstlich bewachte man die getrennt von einander errichteten Lager, um einen Handstreich gegen die Person der Fürsten zu hindern. Das mißfiel dem König Franz. In einfachem Gewand und ohne seinen Leuten zuvor Mittheilung von seinem Vorhaben zu machen, eilte er eines Morgens nach dem englischen Lager hinüber. Bald stieß er auf einen Trupp von zweihundert Bogenschützen, welche die Wache bezogen hatten. „Ich habe Euch überrascht, Ihr seid meine Gefangenen", rief er ihnen

lachend zu, „führt mich zum König!“ Heinrich schlief noch, aber König Franz ließ sich nicht abhalten und drang bis an dessen Lager vor. Solch ein Beweis rückhaltlosen Vertrauens bezauberte Heinrich und führte schnell zu einem Einverständniß. Daß der englische Monarch während der Festtage seinen königlichen Freund zum Ringkampf aufforderte und von diesem besiegt wurde, störte freilich die gute Stimmung ein wenig.

In späteren Jahren schwächte sich dieser ritterliche Zug bei Franz mehr und mehr ab. Aber von Zeit zu Zeit trat er doch immer wieder hervor, wie im Jahre 1540, als Kaiser Karl V., sein erbitterter Gegner, es wagte, Frankreich zu durchreisen und als Gast seines Feindes in Paris einzuziehen. Franz hatte ihm freies Geleit zugesagt, und trotz dringender Ermahnungen von Seiten seiner Rathgeber, die gute Gelegenheit zu benutzen und sich zu rächen, hielt er sein Wort.

In anderer Weise, aber nicht minder gewinnend, benahm er sich bald nachher (1543) gegen die Bewohner von La Rochelle, die sich durch ein Steueredict zum Aufstand hatten bewegen lassen. Der König zog mit bewaffneter Macht gegen die Stadt, die sich auf ihre Privilegien berief. Unterwegs besuchte er seine Schwester in Nerac, und mag von ihr Rathschläge der Milde und Versöhnung gehört haben. La Rochelle leistete keinen Widerstand, und seine Vertreter baten den König in feierlicher Versammlung auf dem Stadthaus um Verzeihung. „Sprechen wir nicht mehr von dem Vorfall“, entgegnete der König. „Vergeßt ihn, wie ich ihn vergesse. Ich verzeihe, ohne Bedingungen, ohne Einschränkungen. Ihr sollt keinen eurer Mitbürger, keins eurer Privilegien verlieren. Wehe mir, wenn meine Ankunft eine Zeit des Unglücks für euch bedeutete!“ Dann befahl er, die Gefangenen freizulassen, den Bürgern die Waffen, die sie abgeliefert hatten, zurückzugeben, und vertraute ihnen die Wache um seine Person an.

Aber nicht immer behielten die edeln Regungen die Oberhand in seinem Gemüth.

Wankelmuth und Unzuverlässigkeit herrschten oft in seinen Entschlüssen vor und ließen ihn ganz unberechenbar erscheinen. Auch darin trat bei ihm die Mischung alter und neuer Zeit zu Tage, der Widerstreit des echten Rittersinnes mit der treulosen Staatskunst Machiavells.

Die erste Zeit des sechzehnten Jahrhunderts erhielt einen eigenthümlichen Glanz durch den Geist des Ritterthums, das noch einmal vor seinem völligen Untergang im schönsten Lichte aufleuchtete. Neben Tapferkeit, Treue, Uneigennützigkeit und Biederkeit, die sich zu allen Zeiten finden, zeigte der wahrhafte Ritter jener Zeit eine fast kindliche Naivetät und eine bei seinem Kriegshandwerk überraschende Zartheit der Gesinnung, besonders den Frauen gegenüber. Wer sich von den Sitten jener früheren Epoche nur nach den Scherzen der „Hundert Novellen" oder den frechen Klatschereien eines Brantome ein Bild machen wollte, würde nicht weniger irren, als wenn er die heutige Gesellschaft einzig nach den Darstellungen der Pariser Schauspielfabrikanten beurtheilen wollte. In dem rauhen Kriegsleben eines Mannes wie Ludwig von Ars oder La Palisse liegt ein gut Theil Heldenpoesie. Der Marschall La Tremoïlle, der den Herzog von Orleans, den späteren König Ludwig XII., gefangen und dessen Gefährten zum Tode geschickt hatte, wurde von Ludwig nach seiner Thronbesteigung als treuer Diener hochgehalten. Es ehrt beide Männer, daß sie die früheren Vorfälle vergaßen; daß der eine groß genug dachte, den tapferen Kriegsmann an die Spitze seiner Heere zu stellen, und daß dieser dem neuen König mit derselben Treue, wie dem früheren diente und keine Rachegedanken bei ihm voraussetzte. In der damaligen Kriegführung herrschte überhaupt eine gewisse Romantik, welche die Persönlichkeit des Tapferen noch zur Geltung brachte. Vor dem Beginn der Schlacht bei Novara

(8. April 1500) zog La Tremoïlle sein Schwert und wandte sich zu den Edelleuten seines Gefolges mit der Frage, ob sich einige von ihnen zum Ritter schlagen lassen wollten, um durch Waffenthaten ihren Namen zu verewigen. Alsbald traten viele junge Krieger vor und knieten vor dem Marschall nieder, der sie dem Herkommen gemäß durch dreimalige Berührung mit seinem Schwert zu Rittern schlug, und dann das Zeichen zum Beginn der Schlacht gab.[19])

Allen französischen Rittern aber leuchtete als Vorbild Bayard vor, der „Ritter ohne Furcht und Tadel.“ Pierre du Terrail, Herr von Bayard, hatte im Jahre 1476 zu Bayard, dem Schloß seines Vaters, das Licht der Welt erblickt und war schon als zwölfjähriger Knabe in die Dienste des Herzogs Karl von Savoyen getreten. Die Chronik, die sein Leben schildert, erzählt, wie ihm seine Mutter, Helene des Allemans, beim Abschied drei Lehren mit auf den Weg gab. „Pierre, mein Freund,“ sagte sie ihm, „ihr tretet in die Dienste eines edlen Fürsten. Ich empfehle euch, so inständig wie eine Mutter ihrem Kinde etwas empfehlen kann, drei Dinge. Wenn ihr mir darin folgt, könnt ihr sicher sein, rühmlich in dieser Welt zu leben. Das erste ist, daß ihr vor allem Gott liebt und fürchtet und ihm dient. Das zweite ist, daß ihr gegen alle Edelleute fein und höflich seid und jeden Hochmuth verbannt. Seid bescheiden und dienstwillig. Verleumdet nicht und lüget nicht. Seid mäßig im Essen und Trinken. Fliehet den Neid, jenes gemeine Laster. Werdet kein Schmeichler und kein Ohrenbläser. Bleibt immer brav in Reden und Thaten; haltet euer Wort. Unterstützt arme Witwen und Waisen, und Gott wird es euch lohnen. Zum dritten aber empfehle ich euch, die Güter, die Gott euch schenken wird, zum Nutzen der Armen zu verwenden.“ Als die edle Frau solches unter Thränen gesagt hatte, gab sie ihrem scheidenden Sohn eine Börse mit sechs Goldstücken und einem Silberthaler. Dieser

aber gelobte, ihrem Rath zu folgen, und ritt mit seinem Onkel, dem Bischof von Grenoble, in der Richtung von Chambery fort. Schon sechs Monate später machte der Herzog dem König Karl von Frankreich „ein Geschenk" mit seinem Pagen, und so kam dieser an den französischen Hof. Noch bildeten die Turniere einen Haupttheil der Vergnügungen in der vornehmen Gesellschaft, und die erwähnte Chronik verweilt gern bei der Erinnerung an solche Festtage, an welchen der Jüngling im Angesicht schöner Frauen um den Ehrenpreis stritt. Als dann der Krieg an die Stelle des Kriegsspiels trat, zeichnete sich Bayard bald vor allen anderen aus. Kühn und doch vorsichtig, unbesiegbar im Einzelkampf, immer aber ein edler Gegner, war er in kurzer Zeit gleich berühmt bei Freund und Feind, dem ersteren ein Trost in der Gefahr, dem letzteren ein Schrecken. Als König Karl VIII. in der Schlacht am Gariglianofluß in Gefahr war, mit seinem Heere vernichtet zu werden, soll Bayard, ein zweiter Horatius Cocles, während längerer Zeit eine Brücke über den Fluß gegen zweihundert Spanier vertheidigt und damit den Untergang der Seinigen abgewandt haben. Den Lehren seiner Mutter getreu, bewahrte er immer seine einfache festgegründete Frömmigkeit. Doch hinderte ihn diese nicht, selbst gegen Papst Julius II., der im Krieg mit Frankreich war, einen Handstreich zu versuchen. Er legte sich in den Hinterhalt, um ihn auf dem Wege nach Mirandola gefangen zu nehmen. Das Unternehmen scheiterte nur, weil plötzliches Schneegestöber eintrat und den Papst zur Umkehr bewog. Bayard verschmähte jeden Antheil an der Siegesbeute. Lösegelder der Gefangenen und alles Gold, das er erbeutete, überließ er seinen Soldaten.

Eine Episode seines Lebens, die in der Chronik erzählt wird, zeigt ihn als den Hort der Schwachen, als einen Mann von Takt und feinem Gefühl. Bei der Erstürmung von Brescia wurde er schwer verwundet, und während Mord und

Raub die unglückliche Stadt erfüllten, ließ sich Bayard in ein Haus tragen, das ihm von früher her bekannt war. Der Besitzer, ein Franzosenfeind, hatte sich durch die Flucht gerettet. Aber seine Frau, eine feine Dame, war mit ihren zwei Töchtern zurückgeblieben und empfing den Verwundeten zitternd an der Thüre ihres Hauses. Bayard beruhigte sie und sorgte alsbald für die Sicherheit der Familie, selbst des Hausherrn. Die Heilung seiner Wunde erforderte indessen viele Wochen. Als er endlich so weit hergestellt war, um wieder ins Feld ziehen zu können, und Abschied nahm, kniete die Frau vor ihm nieder, dankte ihm für ihre und ihrer Angehörigen Rettung und überreichte ihm in einer Börse die Summe von 2500 Ducaten. Er möge das als ihr Lösegeld betrachten, denn sie seien ja doch seine Gefangenen gewesen.

Bayard weigerte sich, das reiche Geschenk anzunehmen. „Ich habe Zeit meines Lebens die Menschen mehr geliebt als das Geld,“ sagte er. Doch als die Dame mit Thränen in ihn drang, ihr Geschenk nicht zu verschmähen, gab er nach, ließ aber die Töchter rufen. Da sich diese auch auf die Kniee warfen, redete er ihnen freundlich zu. An ihm wäre es, niederzuknieen und für die gute Gesellschaft zu danken, die sie ihm geleistet hätten. Kriegsleute hätten gewöhnlich nicht viel zu verschenken, aber er sähe sich plötzlich im Besitz einer großen Summe, und bäte eine jede von ihnen tausend Ducaten als Hochzeitsgeschenk anzunehmen. Die anderen fünfhundert Goldstücke möchten sie in seinem Namen den armen Nonnen geben, die ihre Habe bei der Plünderung verloren hätten. Da eilten die Mädchen und brachten jedes eine Arbeit, die eine zwei Armbänder aus Gold und Silberfaden kunstvoll gearbeitet, und die andere eine schöne Börse. Bayard dankte ihnen gerührt. Das Geschenk komme von so guter Hand, daß es ihm tausend Thaler werth sei. Er legte die Armbänder sogleich an, steckte

die Börse ein, und versprach, die schönen Arbeiten immer ihnen zu Ehren zu tragen.[20])

Wie hoch Bayard's Ansehen schon zu seinen Lebzeiten gestiegen war, geht aus der einen Thatsache hervor, daß König Franz, der sich nach der Schlacht bei Melegnano zum Ritter schlagen lassen wollte, sich an Bayard, den Ritter ohne Furcht und Tadel, wandte und vor ihm niederkniete. Und doch zählte Bayard nicht zu dem vornehmen Adel Frankreichs, war auch nie mit der selbständigen Führung eines Heeres betraut, sondern blieb immer ein einfacher Kriegsmann, der an der Spitze seiner Reisigen zu Feld zog.

Ein Hauch dieses ritterlichen, idealen Zielen zugewandten Wesens war auch auf König Franz übergegangen. Aber doch nur ein Hauch. Er erkannte den Werth jener ehrenwerthen Männer, suchte es ihnen gleich zu thun, nahm aber doch nicht viel mehr von ihnen an, als die äußeren Formen. Denn wenn er Momente wahrhaften Edelsinns hatte, fehlte ihm doch die Kraft ihn immer zu bethätigen. Unter seiner Herrschaft ging die alte Welt des Ritterthums zu Ende, und man hat gerade seinem demoralisirenden Einfluß die Schuld daran zugeschrieben. Doch geht man darin zu weit. Ein einzelner Mann, sei er auch der Mächtigsten einer, vermag solche Wirkung nicht auszuüben, wenn ihn nicht die ganze Richtung der Zeit dabei unterstützt. Bei der völligen Umwälzung im Kriegswesen, die damals eintrat und den Grund zur modernen Heeresverfassung legte, konnte das Ritterthum nicht mehr bestehen. Dazu kam bald der religiöse Zwiespalt mit seinem Gefolge von niederen Leidenschaften. Auch jene Kreise, die bis dahin der Entsittlichung unzugänglich gewesen waren, litten darunter Noth. Italien, das vielumstrittene, niedergetretene und gequälte Land nahm an seinen Peinigern doppelte Rache. Es unterwarf sie durch die Kraft seines künstlerischen Wissens und die

sittliche Corruption, die es zu ihnen verpflanzte. In beiden Richtungen war König Franz tonangebend und fördernd. Er war ein Revolutionär auf dem Thron, der wahrhafte König der Renaissance.

Ein begeisterter Freund der Kunst, drückte er dem Kunstleben Frankreichs den Stempel seines Geistes auf. Wie später Ludwig XIV., so hatte auch er schon die Leidenschaft des Bauens, nur mit dem Unterschied, daß jener zwar große, aber der Schönheit entbehrende Bauten schuf, dieser dagegen einen Baustil von bezauberndem Reiz, von wahrhaft dichterischer Anmuth ins Leben rief. Denn er begnügte sich nicht, die italienische Architektur nach Frankreich zu verpflanzen, er bot vielmehr seinen heimischen Meistern Gelegenheit, die fremde Kunst in nationalem Sinn und Geschmack umzuwandeln. Auf sein Gebot erhoben sich Prachtbauten in allen Theilen des Landes, so das elegante Schloß Madrid im Boulogner Gehölz bei Paris und unweit davon La Meute, später La Muette genannt. Philibert Delorme baute ihm dieses und einen Theil des Palastes zu Fontainebleau, sowie das Schloß zu Follembray. Es erstanden noch die Prachtbauten zu Saint-Germain, Villers-Cotterets und Chantilly. Vor allen aber ist das phantastisch romantische Schloß Chambord hier zu nennen, das mit seinen Thürmchen und hohen Giebeln, seinem reichen architektonischen und sculpturalen Schmuck, seiner launenhaften und doch harmonischen Anlage, seinen Balkonen und Galerien einzig in seiner Art dasteht. Des Königs Beispiel ermunterte den Adel zur Nachfolge. Montmorency ließ sich zu Ecouen, der Kanzler Duprat zu Nantouillet ein Schloß errichten. Besonders schmückte sich das Thal der Loire mit malerischen Bauten. Schloß Chenonceaux am Cherfluß wurde in den Jahren 1515—1523, und während derselben Zeit auch Azay-le-rideau am Fluß Indre errichtet. Noch viele andere wären hier zu nennen, die zum Theil bis heute als Zeugen einer kunst-

sinnigen und prachtliebenden Vergangenheit erhalten sind. Italienische Baumeister, Maler und Bildhauer kamen immer zahlreicher über die Alpen. Selbst Leonardo da Vinci ließ sich bewegen, als Hofmaler des Königs nach Frankreich zu ziehen. Er starb hier einige Jahre später, und die Sage berichtet, er sei in den Armen des Königs verschieden. Wenn diese Tradition auch nicht auf Wahrheit beruht, so zeigt sie doch, welche Hochachtung vor der Kunst man dem König zuschrieb. Nach Leonardo berief Franz den Florentiner Rosso, den Bologneser Maler Primaticcio, Niccolo del Abbate aus Modena u. a. m. In der langen Liste der italienischen Künstler, welche er beschäftigte, muß auch Benvenuto Cellini genannt werden. In seiner Autobiographie erzählt dieser, wie freundlich er von Franz in Fontainebleau empfangen wurde, und daß die Audienz eine ganze Stunde gewährt habe. Als er dem König eines Tages den Plan zu einem großartigen Denkmal in Fontainebleau entwickelte, rief der König entzückt aus: „Wahrlich, in dir habe ich einen Mann nach meinem Herzen gefunden!“ und gab ihm unbegrenzten Credit auf seine Kasse. Cellini prahlt zwar gern, aber seine Erzählung stimmt diesmal vortrefflich mit dem Charakter des Königs. Beim Abschied klopfte ihm Franz auf die Schulter und sagte: „Mein Freund, ich weiß nicht, wer das größte Vergnügen haben mag, ein Fürst, der einen Mann nach seinem Herzen gefunden hat, oder ein Künstler, der einen Fürsten findet, von dem er alle Bequemlichkeit erwarten kann, seine großen und schönen Gedanken auszuführen.“ [21])

Die geistige Regsamkeit des Königs bezeugt auch Brantome. „Unter andern guten Eigenschaften“, sagt er, „hatte der König auch eine große Liebe zu den Wissenschaften und den Gelehrten, mit welchen er sich oft lang und eingehend unterhielt. Seine Tafel glich einer Schule, so viel Fragen besprach man da, nicht allein Kriegsangelegenheiten, sondern

alle möglichen Wissenschaften." Diese Angabe des Chronisten wird von allen Seiten bestätigt. Noch in der Rede, die Pierre Galand bei des Königs Leichenfeier hielt, rühmte er dessen rastlosen Wissenseifer: „Jede Mahlzeit, jeden Ausflug, jeden Halt auf den Reisen benutzte er zu lehrreichen Gesprächen, literarischen Discussionen. Seine Tischgenossen glaubten sich in die Schule eines Philosophen versetzt." Eine Leichenrede bietet nicht immer die sichersten Nachrichten; aber wenn sie, wie hier, mit den Angaben anderer Gewährsmänner übereinstimmt, hat sie ihren besonderen historischen Werth. Selbst die Protestanten rühmten des Königs Geist und Wissen, obwohl er ihre Hoffnungen nicht erfüllte. „Der König war von scharfsinnigem Urtheil, nicht geringem Vermögen die Wahrheit zu erkennen, der Beschützer der Gelehrten", sagt Beza von ihm in seinem Leben Calvins. Fleurange, der in des Königs nächster Umgebung lebte, erzählt in seinen Memoiren, daß Franz die Gabe des freien Worts in hohem Grad besessen habe. Wenn fremde Gesandten zur Audienz bei ihm erschienen, antwortete er ihnen nicht, wie es sonst Herkommen war, durch den Mund seines Kanzlers, sondern sprach persönlich zu ihnen, wobei er oft ohne Vorbereitung beredte und würdige Worte fand.

Franz I. war jedenfalls eine königliche Erscheinung. Seine Schwester Margarethe dichtete in ihrer Begeisterung einen Lobgesang auf ihn, der zwar keinen großen poetischen Werth besitzt, aber ein interessantes, freilich idealisirtes Bild von ihm entwirft. Die Stelle findet sich in Margarethens Gedicht „la coche". Drei Damen streiten dort, wer von ihnen am besten zu lieben verstehe. Die Dichterin wird als Schiedsrichterin aufgerufen, wagt aber nicht zu entscheiden und räth den Damen, sich an einen andern, hohen und mächtigen Mann zu wenden. Dieser neue Richter wird nicht genannt, allein es ist klar, daß König Franz gemeint ist. Von ihm heißt es in freier Übersetzung:

Meer und Himmel auf ihn schauen ....
Und es freut sich sein die Erde,
Sieht sie ihn in seiner Schönheit,
Die nicht ihresgleichen findet.
Selbst die Meereswogen kennen
Seine Macht und seine Güte,
Und sie glätten sich gehorsam,
Wenn er ihnen Ruh' gebietet.

— — — — — — —

Anmuth schmückt sein ganzes Wesen,
Königlich ist seine Rede,
Selbst ins Reich des Wissens ist er
Wie kein andrer eingedrungen.

— — — — — — —

Weiß und blühend, braun von Haaren,
Ist er groß und schlank gewachsen,
Ist auf Erden, was die Sonne
An der Himmelswölbung ist.
Kühn und tapfer, klug und edel,
Ist er gütig auch und freundlich,
In der Größe stets demüthig,
Stark und mächtig, doch geduldig,
Wenn er auch im Kerker schmachtet,
In Betrübniß und im Unglück.

— — — — — — —

Gottes Wesen hat erfaßt er,

— — — — — — —

Und daß ich es kurz euch künde,
Er allein ist werth der Krone.[22]

Mit diesen glänzenden Eigenschaften hätte Franz Großes leisten können, wenn er Ernst und Beharrlichkeit mit ihnen verbunden hätte. Allein diese wesentlichen Eigenschaften eines großen Staatsmanns gingen ihm völlig ab. Wetterwendisch und oberflächlich, schadete er seinem Lande desto mehr, je mehr er sich von seinem Naturell hinreißen ließ. So wurden selbst Gaben, die ihn zierten, nicht selten gefährlich.

Kaum hatte Franz das Scepter ergriffen, als er den Charakter des Hofs von Grund aus umwandelte. Nun wurde Bewegung, Heiterkeit, Galanterie die Losung der Zeit. Glänzende Feste, bei welchen, nach dem Willen des jugendlichen Monarchen, die Damen herrschten, jagten einander. Ein Hof ohne Frauen sei wie ein Jahr ohne Frühling, wie ein Frühling ohne Rosen, sagte er, und darum erging sein Ruf an den hohen Adel, der noch die väterlichen Burgen in der Provinz bewohnte, er möge an dem Hof seines Königs erscheinen, Frauen und Töchter mit sich führen. Die Zeit der romantischen Paladine, die in alten Mären besungen wurde, sollte wieder erstehen; jeder Ritter die Liebe zu einer Dame im Herzen tragen und für seine Schöne eintreten. „Ich habe von des Königs Wunsch erzählen hören," sagt Brantome, „daß die Edelleute seines Hofs nicht ohne eine Dame ihres Herzens seien, und wenn sie diesem Wunsch nicht entsprachen, hielt er sie für abgeschmackt und einfältig. Die andern aber fragte er häufig nach dem Namen der Geliebten, versprach ihnen nützlich zu sein und für sie zu sprechen, so gütig und vertraulich war er." Empfänglich für alle Schönheit, liebestrunken und galant, schuf König Franz seinen Hof zu einer Stätte des heiteren Genusses um, und beförderte die Entwickelung der feineren Geselligkeit, wie sie in Italien schon heimisch war.

Er dachte dabei an die alten Liebeshöfe, die er in einem verklärenden Lichte sah und vielleicht wieder zu beleben wünschte. Allein seine sinnliche Natur zerstörte den leichten romantisch-poetischen Charakter, den seine Galanterie haben sollte, und er ahmte auch hier das Beispiel nach, das ihm die italienischen Fürstenhöfe mit ihrer Eleganz, ihrer Kunstliebe und ihrer furchtbaren Corruption gaben. Er erhob die Maitressenwirthschaft zu einer fast offiziellen Institution, die fortan die Geschichte der französischen Könige entstellte.

Wie sehr aber das Vorbild, das die Herrscher gaben, die

Sittlichkeit des Volkes schädigte, braucht nicht gesagt zu werden. Die Frivolität, die von den Höchsten gelehrt wurde, die offene Mißachtung der Familienbande, die vom Hof sich weit hin durch die oberen Kreise der Nation verbreitete, hat dem französischen Volk manches wichtige Element der Kraft geraubt.

Die nächste Folge des glänzenden Hofhalts, wie König Franz ihn forderte, war die Zerrüttung der Staatsfinanzen. Die Sorglosigkeit, mit welcher Franz die öffentlichen Kassen in Anspruch nahm, um seinen Liebhabereien zu genügen, seine Günstlinge zu bereichern und den Glanz seines Throns zu erhöhen, gefährdete das Wohl des Reichs. Unter andern Dokumenten, welche die Verschwendung des Königs offenbaren, hat sich ein Bericht des Intendanten der Finanzen, Semblançay, vom 15. Oktober 1521, erhalten, worin derselbe dem Monarchen ernstliche Vorstellungen macht und ihm vorrechnet, daß die Ausgaben monatlich 150 000 Livres mehr als früher betragen, und unter solchen Umständen die Kosten der Kriegführung nicht mehr bestritten werden können. Die Steigerung zeigte sich hauptsächlich in den Kosten des Hofhalts und der persönlichen Ausgaben des Königs. Ein Drittel der gesammten Staatseinnahmen, die sich auf beiläufig 5½ Millionen beliefen, wurde für die Bestreitung jener Posten verausgabt.[23]) Die Finanznoth führte zur Erhöhung der Steuern, zur Bedrückung des armen Volks, zur Corruption der Staatsverwaltung. Um die Kassen zu füllen, verfiel man auf allerlei gefährliche Mittel. Eine der schlimmsten Maßregeln war die Käuflichkeit der Richterstellen, welche Franz auf Vorschlag seines Kanzlers Duprat einführte. Unter Ludwig XII. hatte man damit begonnen, gewisse Ämter der inneren politischen Verwaltung und der Finanzadministration zu verkaufen. War schon dieser erste Schritt bedenklich gewesen, so war die Ausdehnung des Systems auf die Justiz in viel höherem Grad verderblich. Man er-

weiterte die Gerichtshöfe, indem man die Zahl der Richter vermehrte und die neubegründeten Stellen für Geld weggab. So z. B. kostete das Amt eines Parlamentsraths zweitausend Goldthaler, und das Pariser Parlament erhielt einen neuen Senat mit zwei Präsidenten und achtzehn Räthen. (Edict vom 31. Januar 1522.) Der Widerspruch der Parlamente gegen diesen Handel wurde nicht beachtet, und das Ansehen des französischen Richterstandes für lange geschädigt.

Egoistisch und despotischen Sinns, verlangte König Franz allezeit unbedingten Gehorsam und brach gewaltsam jeden Widerstand. Wie er auch die Herrschaft über die Kirche zu erlangen suchte, werden wir an anderer Stelle noch erzählen. Dabei vernachlässigte er oft die wichtigsten Geschäfte. Im Taumel der Feste und von seinen Liebschaften erfüllt, überließ er die Regierungsgeschäfte seiner Mutter und dem Kanzler, während er die wichtigsten Posten mit deren Creaturen besetzte. Dieser Jagd nach einflußreichen Stellen schlossen sich noch die jeweiligen Maitressen des Königs an, wie die Gräfin von Chateaubriand aus dem stolzen Geschlecht der Foix, die ihre drei Brüder Lautrec, Lescun und Lesparre an die Spitze der Armeen stellte, oder nach der Gräfin Fall die Herzogin von Etampes. Die venetianischen Gesandten klagen in ihren Berichten, daß der König dem Vergnügen und der Leidenschaft für die Frauen alles opfere.

Eine Frau jedoch wird in dem Getrieb, das den König umgab, nur selten genannt, — die Königin Claudia. Da sie weder schön war, noch der Geistesrichtung ihres Gemahls entsprach, vermochte sie Franz nicht zu fesseln. Sie hatte den milden Sinn ihres Vaters geerbt und lebte zurückgezogen und fromm, eine Fremde an dem rauschenden Hof. Ihr melancholischer Wahlspruch „candida candidis“, der durch einen Halbmond erläutert wurde, war bezeichnend für sie. Wie das Licht des Mondes, so leuchtete auch sie in der Stille, mild und

matt. Nachdem sie dem König in rascher Folge sieben Kinder geboren hatte, starb sie in den letzten Tagen des Juli 1524. Gleich der ersten Gemahlin Ludwigs XII., der Königin Johanna, wurde auch sie vom Volk als Heilige verehrt.[24])

Von günstigem Einfluß auf den König war eigentlich nur seine Schwester, Margarethe von Alençon. Auch für sie begann mit der Thronbesteigung ihres Bruders ein neuer Lebensabschnitt. Der König verzichtete ungern auf ihre Gesellschaft, rief sie häufig an seinen Hof und nahm sie mit auf seine Reisen. Die Zeitgenossen, die in ihre Nähe kamen, sind einstimmig in ihrem Preis; selbst Brantome, der jede gemeine Klatscherei mit Behagen notirt, ergeht sich in ihrem Lob. Sie habe es verstanden, sagt er, die Herzen aller zu gewinnen und die Menschen in ihrer Treue für den König zu befestigen.[25]) Hatte Franz durch sein ungestümes Wesen oder in einem Anfall von böser Laune jemand verletzt, so bannte die Herzogin durch ihre Freundlichkeit, ihre gewinnende Anmuth und die Feinheit des Geistes jede Verstimmung aus dem Herzen des Gekränkten. Clement Marot besingt sie in seinen Gedichten in stets neuer Form. Bald preist er in einem Epigramm ihre Schönheit, ihre bezaubernde Stimme, ihre Gewalt über die Herzen aller Menschen und nennt sie in geschmacklosem Scherz ein Monstrum, da sie den Körper einer Frau, das Herz eines Mannes, den Kopf eines Engels habe. Bald verkündet er ihr Lob in einer begeisterten poetischen Epistel. Er erzählt, welchen Eindruck sie auf ihn gemacht habe, als er sie zum erstenmal sah,

Ihr fein Gesicht, das Milde kündet,
An Schönheit alle überwindet.
Wie blickt ihr Auge keusch und rein,
Wie spricht sie offen, ohne Schein,
Und doch so gut und schön dabei,
Daß jeder, wer es immer sei,

Wenn er sie hundert Jahre hörte,
Auch hundert Jahr' dem Zorne wehrte.
Beseelt ist sie von regem Geist;
Ihr Wissen zur Bewundrung reißt;
Und ihre Gaben zu verschönen,
Erscheint die Anmuth, sie zu krönen.
O hätt ich sie zu singen Kraft,
So wie mein Herz ihr Bildniß schafft.[26])

Es ist zu bedauern, daß sich kein Porträt Margarethens aus ihrer Jugendzeit erhalten hat. Wir besitzen von ihr nur ein Bild aus den letzten Lebensjahren, das nicht vortheilhaft ist. Eine wirkliche Schönheit war sie wohl auch in ihrer Blüthezeit nicht, denn sie scheint die starke Nase ihres Bruders gehabt zu haben. Daß aber die Lobsprüche Marots, der ein Schützling der Herzogin war, nicht leere höfische Complimente waren, beweisen die Berichte der venetianischen Gesandten. Giustinian nennt Margarethe eine Frau von Talent und Einsicht, und Dandolo, der dem Senat eine eingehende Arbeit über die Verhältnisse des französischen Staates vorlegte, erklärt sogar, daß sie durch ihren Verstand nicht allein die Frauen, sondern auch alle Männer übertreffe. Ueber die religiösen Fragen wisse sie wie wenige Bescheid.[27]) Dandolo sagt mehrmals, daß sie vom König zu allen Berathungen zugezogen werde, doch ist das nicht so wörtlich zu nehmen. In der Zeit, da Dandolo in Frankreich war, weilte Margarethe einen großen Theil des Jahres in Navarra, und ihr Einfluß auf König Franz war damals weniger groß. Ihre Briefe, deren uns noch eine bedeutende Anzahl bewahrt ist, lassen aber erkennen, daß sie wenigstens in früherer Zeit in ihres Bruders Absichten eingeweiht war. Doch selbst da zeigt sie sich frei von persönlichem Ehrgeiz und ist immer bemüht, ihre Mutter an erster Stelle erscheinen zu lassen. Sie selbst tritt fast nur als Bericht-

erstatterin auf, als ob sie sich jeder direkten Einflußnahme enthalte. „Seid versichert," schrieb sie u. a. dem Marschall von Montmorency, „daß der König und Madame" (d. h. Luise von Savoyen) „so zufrieden mit Euch sind, daß ich Euch gern schreiben möchte, was sie über Euch gesagt haben." Welche Stellung Margarethe in der ersten Zeit hatte, und welch hohe Meinung man von ihr hegte, beweist jedoch die Geschichte. In den trüben Tagen, als König Franz in Madrid gefangen gehalten wurde, ging sie als Unterhändlerin nach Spanien, um mildere Friedensbedingungen von Kaiser Karl V. zu erlangen. Hätte man ihre Umsicht und Klugheit nicht gekannt, möchte man sie schwerlich mit dieser verzweifelten Aufgabe betraut haben.

Gleich ihrer Mutter, hatte sie einen wahren Cultus für den König. An der Seite eines Gemahls, dem sie geistig überlegen war und den sie nicht lieben konnte, dazu kinderlos, wandte sie ihre Zärtlichkeit dem Bruder zu, dessen Persönlichkeit dazu geschaffen war, Bewunderung und Zuneigung zu erwecken. Zwischen König Franz und den beiden Frauen, Luise von Savoyen und Margarethe, bestand ein so inniges Verhältniß, wie es sich auf solcher Höhe selten finden mag. Sie bildeten zusammen ein Kleeblatt und trugen gleichen Sinn, wie sie sich auch zu gleichem Ziele einigten. Der König freilich empfing manchmal mehr, als er gab, da er sich bei seiner leicht beweglichen Natur im Wirbel der Leidenschaften und des Genusses gar leicht vergaß.

In einem Brief aus dem Monat März 1525, den Margarethe gemeinsam mit ihrer Mutter an den König nach Italien schrieb, nennt sie diesen Freundschaftsbund ihre „Dreieinigkeit." „Wir sind ein Herz," heißt es in einem Rondeau, das sie dem König sandte, „und ich füge meinen Willen nach dem Deinen. So gedenke auch Du daran: Wir sind ein Herz." Und Luise von Savoyen variirt dasselbe Thema: „Wir sind ein Herz, ein Wille, ein Gedanke!"[28]) Wenn sich dieses Gefühl auch in anderen Ge=

dichten in überschwänglicher Weise ausgedrückt findet, so müssen wir bedenken, daß damals falsche Rhetorik und Schwulst in Prosa wie in Poesie heimisch waren. Doch hat man neuerdings die übertriebenen Ausdrücke Margarethens benutzt, um ihr Andenken in unglaublicher Weise zu besudeln. Wie man in unserer Zeit allerlei historische Figuren von mehr als zweifelhaftem Ruf zu „retten“ versucht, so hat umgekehrt vor vierzig Jahren ein französischer Gelehrter, Génin, Margarethen zu „verderben“ unternommen.

Génin hat aus der Manuskriptensammlung der Nationalbibliothek zu Paris eine große Anzahl von Briefen Margarethens veröffentlicht. Darunter befinden sich viele, die an König Franz gerichtet sind. Die Originale sind ohne Ordnung zusammengebunden, oft ohne Datum, aber begreiflicherweise für die Geschichte Margarethens sehr wichtig. Gleich der erste Brief, der überaus unorthographisch geschrieben, ganz unverständlich, ohne Datum und Unterschrift ist, veranlaßte den Herausgeber zu einem wahrhaften Attentat auf Margarethens Ruf. Er fand mit Hilfe seiner Phantasie eine romanhafte Interpretation ihrer Worte und schloß auf eine unerlaubte Liebe der Schwester zum Bruder, so etwas wie ein Gegenstück zu Chateaubriands „René“. Freilich hat kein Zeitgenosse, auch kein Historiker, der jener Zeit näher stand, weder de Thou, noch Sainte-Marthe, noch du Bellay, ja selbst Brantome nicht, auch nur die leiseste Anspielung auf ein solches Verhältniß vorgebracht, aber das hinderte Herrn Génin nicht. „Sire“, heißt es in dem Brief, so wie der Herausgeber ihn lesen will, „was Euch gefiel mir zu schreiben, daß Ihr mir nämlich später Mittheilung machen würdet, läßt mich auch fernerhin hoffen, Ihr wollet von Eurem geraden Weg nicht ablenken, um diejenigen zu fliehen, deren höchstes Glück es ist, Euch zu sehen — gehe es auch schlimm und schlimmer.... Erweist mir die Ehre und die Wohlthat, mein Elend nicht zu vergrößern, indem Ihr

4*

einen Versuch verlangt, der sicher zur Niederlage führen würde, da Ihr ja wißt, wie groß die Ohnmacht ist, wenn Ihr nicht helft. .... Zum neuen Jahr erbitte ich mir, daß ich Euch ein wenig werth sei, da Ihr ja meine Gedanken immer ganz erfüllt und erfüllen werdet." Im Verlauf des Briefes bittet die Schreiberin um eine Antwort durch den Überbringer und erklärt sich bereit, unter einem Vorwand sogleich aufzubrechen. Der mühsamste Weg werde ihr angenehm erscheinen. Nur bittet sie, der König möge ihre Briefe verbrennen und nichts von deren Inhalt verrathen, denn sonst sei sie schlimmer als todt. In ihm nur lebe sie, auf ihn vertraue sie, und wenn ihre Bitte zu schwach erscheine, so möge seine Güte ihre Unwissenheit entschuldigen. Ihm weihe sie ihren Willen, ihre Kraft, ihre Beständigkeit, anderen Falls sei sie bald zu Ende und schlimmer als todt. Diese letzten Sätze sind in der Form eines Rondeau gegeben.

Génin erklärt die Schrift als unzweifelhaft von Margarethens Hand herrührend, und nimmt als Datum des Briefs das Jahr 1521 an. Dazu erlaubt er sich folgende gezwungene Auslegung. „Franz theilte die Leidenschaft nicht, die seine Schwester für ihn fühlte; er schlug einen anderen Weg ein, um ein gefährliches Zusammentreffen zu vermeiden, aber Margarethe flehte ihn an zu kommen, ginge es auch schlecht und immer schlechter. Der König berief sich auf die Erfahrung, aber das war nur ein Vorwand, eine „Niederlage". Überzeugend, meint Génin, sei die Empfehlung des Schlusses, die Briefe zu verbrennen und das Gedicht, in dem sie sich „schlimmer als todt" nenne.

Auf solches phantastisches Gewebe hin erklärte er Margarethe für schuldig! Nach ihm kam Michelet, der sich nie wohler fühlte, als wenn er im Schmutz der Geschichte wühlen konnte, und malte in seiner „Geschichte Frankreichs" eine widerliche Scene aus, wie Margarethe der Begier ihres Bruders zum Opfer gefallen sei und darum später so ernst und bußfertig

gewesen sei. Aber Génin wollte offenbar in seiner Anklage nicht so weit gehen. Er ließ die Briefstellerin nur um Liebe betteln und sich wie eine Geisteskranke geberden. Und doch war Margarethe im Jahre 1521 seit zwölf Jahren verheirathet, eine reife Frau, deren Klugheit man überall rühmte! Génin nahm das Jahr 1521 als Datum an, weil man aus jener Zeit Briefe von Margarethe an den Bischof Briçonnet hat, in welchen sie eine fromme und mystische Sprache führt und sich auch einmal „schlimmer als todt" nennt. Dieser Ausdruck war aber in den reformfreundlichen frommen Kreisen überhaupt gebräuchlich, und Margarethe wandte ihn öfter an, z. B. in einem frommen Gedicht, das sie im September 1525 auf der Reise nach Madrid machte (chanson spirituelle n. 1.) und auch später in ihrer poetischen Erzählung „La Coche“ (S. 223, Ausg. v. Frank.) Soll man überhaupt glauben, daß eine wirkliche Leidenschaft sich ein derartiges Spiel mit Worten in einem Rondeau erlaube? Und Génin sagt selbst, das Rondeau sei schlecht, während Margarethens andere Gedichte den Erzeugnissen ihrer zeitgenössischen Dichter nicht nachstünden.

Wie wenig genau der Herausgeber überhaupt bei seiner Arbeit zuwerke gegangen ist, beweisen vielfache Irrthümer in seinen Angaben. Er verwechselt Daten, Orte und Personen, giebt einen Brief der Margarethe von Österreich als ein Schreiben Margarethens von Alençon aus, spricht von der Seereise der Herzogin von Aigues mortes nach Barcelona und datirt dabei einen Brief, als habe sie den Landweg über Bayonne nach Spanien gewählt.

Er setzt ferner das von ihm so unglücklich erklärte Schreiben in den Monat Februar 1521. Damals aber lag Franz an der Kopfwunde schwer krank, die er bei dem Sturm auf das Schloß Romorantin, jenem schon erwähnten Kriegsspiel, erhalten hatte. Gewiß, kein Gerichtshof der Welt würde sich bedenken, ein völlig freisprechendes Urtheil zu fällen, und die neuesten Biographen

haben denn auch die Erklärung Génins mit dem gebührenden Nachdruck als Verleumdung zurückgewiesen. Génin selbst hat zu seiner Entschuldigung nur vorgebracht, daß er ja eine Conjectur versucht habe, um Margarethe zu vertheidigen!! Wenn der Brief wirklich von Margarethe herrührt, wäre es nicht schwer, ihn anders zu erklären, ihn als ein Schreiben aufzufassen, daß sie als ihres Bruders politische Agentin, sei es in Spanien oder anderswo, an ihn absandte und worin sie ihn beschwört, den rechten Weg, d. h. den Weg der Ehre nicht zu verlassen.

Eine Interpretation, welche im Gegensatz zu Génin die Zeitschrift Le Semeur brachte, liest z. B. folgendes aus den dunkeln Zeilen heraus: „Im Begriff, nach Frankreich zurückzukehren und überzeugt, daß der König seine Freiheit nicht mit dem Verlust einer Provinz erkaufen will, fleht sie ihren Bruder an, den rechten Weg nicht zu verlassen, der ihn zu seiner Familie und seinem Volke zurückführt und nicht jene zu fliehen, die als höchstes Glück erkennen, ihn wieder zu sehen, selbst auf die Gefahr hin, daß es noch schlimmer gehe und man auf Burgund verzichten müsse. Sie hofft immer noch auf die gute Nachricht von einer Übereinkunft mit dem Kaiser, und wenn Franz es erlaubt, will sie zurückkehren, um als Geißel zu dienen. Kein Weg, keine Mühe soll sie zurückhalten. Sie wird glücklich sein, wenn sie diese Erlaubniß erhält; wenn nicht, fühlt sie sich schlimmer als todt.“[29])

Bei der abscheulichen Schreibweise des Briefes wäre überhaupt manche Conjectur zulässig, wenn der Brief solche Mühe verdiente. Wir mußten von der Beschuldigung reden, weil sie Eingang in manche ernste Werke gefunden hat, aber wir glauben uns schon mehr als genug aufgehalten zu haben, um deren Nichtigkeit zu beweisen.





III.

Margarethe und die Anfänge der Reformation.

Als Ludwig XII. die Augen schloß, befand sich Frankreich in einer ungewöhnlich bedrohten Lage, wenn es auch gelungen war, England von der feindlichen Coalition zu trennen. Der Waffenstillstand hatte noch zu keinem Frieden geführt. Kaiser Maximilian, Ferdinand der Katholische von Spanien, der Papst waren unversöhnt, und Franz I. entschloß sich sofort nach seinem Regierungsantritt den Krieg wieder aufzunehmen. Er grollte ob der Niederlagen, welche den französischen Kriegsruhm beeinträchtigten, und beharrte auf dem Plan seiner Vorgänger, Oberitalien zu gewinnen. Seine einzigen Alliirten waren die Venetianer, und ihnen gab er die bündigste Zusicherung, daß er im Frühjahr mit einem mächtigen Heer die Alpen überschreiten werde.

Frankreich stand somit immer noch an der Spitze der antipäpstlichen Partei in Europa, und die Blicke der Reformfreunde wandten sich mit Spannung dem Kampfe zu, der in

den Ebenen der Lombardei ausgefochten werden sollte und vielleicht nicht nur über den Besitz jenes Landes entschied.

In den ersten Monaten des Jahres 1515 zog König Franz ein zahlreiches und trefflich ausgerüstetes Heer in der Dauphiné zusammen. Man zählte 15 000 „Gensdarmes," Reisige, welche die Blüthe des französischen Adels repräsentirten, 40 000 Mann Fußvolk und 3 000 Pioniere. Unterstützt wurde diese Macht durch eine für jene Zeit furchtbare Artillerie von 72 großen und 300 kleinen Geschützen. König Franz hatte sein Hauptquartier in Lyon. Unter ihm befehligten bewährte Generale wie La Palisse, Navarro u. a. m. Aber auch die Alliirten trafen ihre Maßregeln, um die Alpenübergänge zu vertheidigen und den Feind mit Nachdruck zu empfangen, wenn er es wagte, von den Bergen in die Ebene niederzusteigen. Die einzelnen französischen Abtheilungen sollten vernichtet werden, bevor sie sich vereinigen könnten. Ein Heer von 20 000 Schweizersöldnern besetzte die Päße des Mont-Cenis und des Mont-Genèvre, die einzigen Alpenstraßen, die für einen Heereszug möglich schienen. Ihre Stützpunkte hatten die Schweizer in Susa, Pinerolo und Saluzzo. Weiter östlich, aber an die Alpen anlehnend, standen die Spanier unter dem Befehl des Vizekönigs von Neapel, Cardonna, während die päpstlichen Truppen sich am Po sammelten und mit einem Florentiner Corps vereinigten. Denn Papst Leo X. aus dem Hause der Medicäer hatte auch Florenz in das Bündniß gegen Frankreich mit fortgezogen.

Der Uebergang über die Alpen war somit für die Franzosen überaus gefährlich. Aber die französischen Generale verfielen auf einen kühnen Plan, der dem Geschmack des Königs zusagte und dessen Billigung fand. Ein kleiner Theil der Truppen wurde eingeschifft und landete in Genua, welche Stadt damals von Frankreich abhängig war. Andere Abtheilungen zeigten sich auf den Höhen des Mont-Cenis und des

Genèvre, als seien sie die Vorhut der großen Armee. So wurde die Aufmerksamkeit der Gegner getheilt. Während dieser Zeit aber zog das französische Heer im Thal der Durance aufwärts, durchschritt die Engpässe von Embrun und Barcelonette und bahnte sich in mühevollster Arbeit, Felsen sprengend und mit der Hacke nachhelfend, binnen fünf Tagen einen Weg auf die mit Schnee und Eis bedeckte Höhe des südlichen Alpenzugs, da wo sich die Brée de Chambeiran und der Col d'Argentière erheben. Noch schwieriger und gefahrvoller gestaltete sich der Marsch abwärts nach Piemont. Wieder mußten zuvor mit Hilfe von Sprengungen und Pionierarbeiten unwegsame Felseneinöden zugänglich gemacht werden. Die Franzosen gedachten dabei an den Alpenübergang Hannibals, der freilich mit unvergleichlich größeren Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt hatte. Nach abermals fünftägigen Strapazen gelangte das Heer endlich in die italienische Ebene. Das nächste feindliche Korps stand in dem Städtchen Villafranca, und so überraschend kamen die Franzosen, daß ihre Reiterei sich des Orts ohne Kampf bemächtigen, den feindlichen General Prosper Colonna an der Tafel gefangen nehmen konnte. Die französische Armee stand im Rücken der Schweizer, die nun eiligst ihre Stellungen aufgaben und sich zur Vertheidigung von Mailand anschickten. Die Franzosen besetzten Turin, bald auch Novara, und König Franz, der in Lyon den Erfolg des kühnen Zugs abgewartet hatte, kam nun ebenfalls über die Alpen, um die Führung des Heeres zu übernehmen.

Bei Melegnano (Marignan, wie man in Frankreich sagt), auf dem in so vielen Schlachten von Blut getränkten lombardischen Boden, trafen sich die beiden Heere, Schweizer und Franzosen. Die Spanier, welche den Schweizern hätten zu Hilfe kommen sollen, hatten nicht gewagt, ihre Stellung bei Piacenza zu verlassen, weil sie den Abfall der päpstlichen

Truppen befürchteten und keinen Feind im Rücken lassen wollten. Andererseits waren auch die Venetianer, die Bundesgenossen Frankreichs, im Lager des Königs Franz noch nicht eingetroffen, als am 13. September 1515 die Schweizer in geschlossenen Colonnen in aller Stille gegen die Franzosen anrückten. Diese sollten überrascht werden, fanden aber noch Zeit sich zu ordnen. König Franz führte das Centrum, wo die Artillerie und die deutschen Landsknechte standen, die er geworben hatte. Die Gensdarmes hielten auf den Flügeln, der Herzog von Alençon, des Königs Schwager, befehligte die Nachhut. Die Schlacht, die sich da entwickelte, gehört zu den blutigsten des Jahrhunderts; in dem riesigen Handgemenge, das sich entspann, verlor sich jede taktische und strategische Leitung. Die französische Artillerie wurde mehrmals von den Schweizern erobert und verloren, blieb aber zuletzt den Franzosen. König Franz kämpfte in den ersten Reihen seiner Soldaten, und sein Ungestüm brachte ihn einen Moment in ernstliche Gefahr, gefangen zu werden. Immer aufs neue stürmten die Gensdarmes unter dem Connetable von Bourbon auf die Schweizer ein; diese hielten stand, und erst die Nacht trennte die Kämpfenden, die sich erschöpft, truppweise und durcheinander, auf dem Schlachtfeld lagerten. In der Frühe des nächsten Tages wurde der Kampf wieder aufgenommen; die Schweizer suchten ihre Feinde in der Seite und im Rücken zu fassen, wurden jedoch von der französischen Nachhut zurückgeworfen. Da, im Moment der Entscheidung, zeigten sich die ersten Schaaren der Venetianer, die der König durch Eilboten zur Unterstützung herbeigerufen hatte. Es war zehn Uhr des Vormittags, und die Schweizer entschlossen sich endlich zum Rückzug, den sie auch in fester Haltung und wenig belästigt ausführten.

Im Jubel über seinen Sieg schrieb der König einen ausführlichen Schlachtbericht an seine Mutter, der er die Regentschaft übertragen hatte. Sein Brief verräth durch seine Über-

treibung, daß er von dem Pulverdampf, dem wilden Kampf und dem Enderfolg wie berauscht war. Er erzählt, daß er achtundzwanzig Stunden zu Pferd gewesen sei und die Rüstung getragen habe, daß er an der Spitze von zweihundert Rittern etwa viertausend Schweizer vernichtet habe. „Seit zweitausend Jahren ist keine so gewaltige und blutige Schlacht ausgefochten worden", schrieb er. Von seinem „Bruder von Alençon" sagt er nur wenig; derselbe habe am ersten Tag nicht in das Treffen eingreifen können. Die kleine Bemerkung barg vielleicht einen Tadel in sich. Die vorsichtige Zurückhaltung des Herzogs hatte diesmal nichts geschadet, zehn Jahre später führte sie zum Verlust der Schlacht bei Pavia.

Die Folgen des Siegs bei Melegnano waren groß. Der junge König hatte sich als ein kriegerischer Fürst enthüllt; er hatte die Niederlagen des letzten Feldzugs wieder gut gemacht und die Macht Frankreichs bewiesen. In kürzester Zeit war ganz Oberitalien in der Gewalt der Franzosen, die Stadt Mailand besetzt, und während die Schweizer in ihre Heimath abzogen, rückten die Spanier zum Schutz ihrer Herrschaft nach Neapel. Die Coalition war gesprengt. Papst Leo sah sich ernstlich bedroht und eröffnete ohne Zögern Unterhandlungen mit dem Sieger. Im December 1515 traf er in Bologna mit König Franz zusammen und einigte sich ohne Schwierigkeit mit ihm. Franz kehrte im Januar nach Frankreich zurück und überließ es seinem Kanzler Duprat, die Verhandlungen mit dem päpstlichen Stuhl weiter zu führen und die nöthigen Bestimmungen im einzelnen zu regeln. Bald vernahm man, daß ein Concordat abgeschlossen wäre und das kirchliche Regiment tief eingreifende Änderungen erfahren sollte. Am 16. August 1516 fand die Unterzeichnung des neuen Paktes statt.

Da zeigte es sich nun wieder, wie sehr die kirchlichen Interessen die rein politischen beherrschten und den Gang der Ereignisse bestimmten. Selbst ein so weltlich gesinnter Fürst,

wie König Franz, mußte das erfahren. Wie wenig wog einerseits der zweifelhafte Besitz der Lombardei gegenüber dem Machtgewinn, den er aus dem Concordat zog! Andererseits förderte das letztere, ohne es zu wollen, die Reformbestrebungen in Frankreich, da es überall anstieß und selbst die einfachsten Kreise veranlaßte, die kirchliche Verwaltung, ja die ganze Organisation der Kirche zu besprechen und zu verurtheilen.

Die pragmatische Sanction Karls VII. (1438) hatte die Autorität der großen Concilien über die der Päpste gestellt, hatte das Recht der Kapitel und Klostergemeinschaften, ihre Bischöfe und Äbte zu wählen, anerkannt, gleichzeitig aber die Bezahlung der Annaten an den Papst untersagt. Für die Bestätigung einer jeden Wahl mußte früher die Hälfte oder gar der ganze Betrag des ersten Jahreseinkommens nach Rom geschickt werden. Der Wegfall dieses Tributs, der „Annaten", war den Päpsten besonders empfindlich, weil sie deren Finanzkraft schwächte. Auch die Kräftigung der Concilien, auf welche die Neuerer ihre Hoffnung setzten, mußte in Rom mißfallen. Die früheren Kirchenversammlungen zu Constanz und Basel, neuerdings wieder das Concil zu Pisa, hatten gezeigt, wie unbequem, ja gefährlich für den Papst eine solche Körperschaft werden konnte. Es war nicht unmöglich, daß demokratische Tendenzen darin die Oberhand gewannen, hatten sie sich doch schon zum öfteren mächtig geäußert. König Franz aber liebte es so wenig, wie der Papst, in seiner Macht beschränkt zu werden; und das Concordat, das sie mit einander abschlossen, gewährte ihnen beiden Befriedigung ihrer Wünsche. Die Kosten des Friedensschlusses trug die Kirche. Das Concordat bewahrte ein bedeutsames Schweigen über die Concilien, und erkannte somit indirect die geistliche Autorität des Papstes als unumschränkt an. Es schwieg auch über die Bezahlung der Annaten, was einer Aufhebung des Verbots gleichkam. Damit

erhielt Rom eine bedeutende Geldeinnahme zugesprochen, die es im Kampf gegen die Reformation brauchen konnte. Der französische König erlangte durch das Concordat das Recht, die Bischöfe und Prälaten seines Landes zu ernennen. Der Papst sollte nur dann sein Veto einlegen dürfen, wenn der Ernannte die canonischen Bedingungen nicht erfüllte. Die Bedeutung dieser Bestimmung war klar. Der König, der bereits die Staatsgewalt in sich vereinigte, griff nun auch nach der Herrschaft über die Geistlichkeit. Er wollte einen gefügigen Clerus haben und nach Belieben über die zahlreichen Pfründen verfügen, die zum Besitz der Kirche gehörten. Daß der Papst dazu seine Hand bot, scheint auf den ersten Blick erstaunlich, findet aber leicht seine Erklärung. Die verhältnißmäßige Selbständigkeit, deren sich der französische Clerus bis dahin erfreut hatte, war in Rom ungern gesehen, und man rechnete wohl nicht ohne Grund darauf, die Könige durch kluge Politik leicht zu beherrschen und dann des Clerus um so sicherer zu sein. Das Concordat wurde übrigens, um es in jeder Hinsicht rechtskräftig zu machen, dem noch immer versammelten lateranischen Concil vorgelegt, und dessen Zustimmung ohne Schwierigkeit erlangt. Das Concil war so ganz in der Hand des Papstes, daß es selbst die eigene Machtbefugniß und die aller folgenden Kirchenversammlungen opferte.

Das Concordat offenbarte das Bestreben der geistlichen und weltlichen Herrscher, im Einvernehmen zu handeln. Jahrhunderte hindurch hatten die beiden Gewalten, Papstthum und Königthum, einander bekämpft. Jetzt aber empfanden sie, gegenüber den Anzeichen einer nahen gewaltigen Bewegung der Völker, das Bedürfniß, ihren Frieden mit einander zu schließen. Eine dunkle Ahnung sagte ihnen, daß sie beide bedroht seien. So stellten sie sich, ohne sich klare Rechenschaft darüber zu geben, Schulter an Schulter zur Abwehr. Eine neue Zeit brach herein, in welcher der freie Gedanke, die Idee der Humanität sich

mächtig erheben sollte, um die eigentlichen Volkskreise zu beleben und zu durchdringen.

Das Concordat entfesselte in Frankreich bei allen Parteien einen Sturm der Entrüstung. Clerus und Universität protestirten. In Kirchen, Klöstern und Schulgebäuden kam es zu stürmischen Versammlungen; von den Kanzeln fielen Worte des heftigsten Tadels. Das Pariser Parlament weigerte sich den Vertrag zu registriren und bestritt damit dessen Gesetzlichkeit. Doch König Franz ließ sich nicht beirren, und sein despotischer Sinn trat unverhüllt zu Tage. Er ließ die entschiedensten Redner, die lautesten Schreier verhaften und bedrohte das Parlament. „Ihr könnt nicht?“ herrschte er es in der feierlichen Sitzung vom 17. Februar 1517 an. „Ich werde Euch schon zu zwingen wissen!“ und dem Parlament blieb schließlich nichts übrig als nachzugeben. Widerstand gegen das Concordat war fürderhin nicht mehr möglich. Zur Rechtfertigung des Königs hat man auf die sittliche Verkommenheit des Clerus und die Mißbräuche hingewiesen, welche bei den Wahlen für die geistlichen Würden herrschten. Dadurch daß der König nun das Recht der Ernennungen für sich in Anspruch nahm, zwang er den Clerus allerdings zu größerer Zurückhaltung und brach die Herrschaft der krassen Unwissenheit. Doch wäre dieses Resultat auch zu erreichen gewesen, wenn der Clerus das kostbare Gut des freien Wahlrechts bewahrt hätte.

Wenn nun einerseits die Centralisation auf kirchlichem Gebiet dem Sieg des reformatorischen Gedankens hinderlich zu werden drohte, so führte doch gerade die gewaltsame Aufhebung der pragmatischen Sanction viele bisher Unentschiedene in das Lager der Reformpartei. Dazu kam noch von außen her ein gewaltiger Anstoß.

Gerade in jenem Jahr 1517, in welchem König Franz dem Parlament, d. i. dem obersten Gerichtshof, die Anerkennung der neuen Ordnung abzwang, schlug Martin Luther seine Thesen an der Kirche zu Wittenberg an. Noch war nicht von Tren=

nung der Kirche die Rede, aber immer ernster und mahnender klang seitdem der Ruf nach einer gründlichen Abhilfe, einer Läuterung der Kirche. Auch in Frankreich schwoll die religiöse Bewegung immer höher an. Aus Deutschland, aus der Schweiz, aus Holland kamen Sendboten, welche die Verbindung vermittelten, Schriften, welche die neuen Anschauungen verbreiteten. Basel war schon damals ein Hauptsitz der Reformfreunde, und, an der Grenze dreier Länder gelegen, als Ausgangspunkt einer eifrigen Propaganda besonders beachtet.

In Paris war Lefèvre von Etaples, wie schon weiter oben gesagt worden ist, bemüht, fromme Anregung und Belehrung zu verbreiten, zu reformatorischem Wirken zu ermuntern.*) Ihm zur Seite standen gleichgesinnte Männer, der Leibarzt des Königs, Cop, und dessen Sohn, der später als Rector der Pariser Universität für die neue Lehre eintrat, sowie Robert Etienne, der berühmte Gelehrte und Buchdrucker, und der nicht minder bekannte Philologe Scaliger. Auch der Dichter Clément Marot gehörte bald zu ihnen. Andere hervorragende Männer, die Hellenisten Wilhelm Budé und Peter Danès, Duchâtel, der Vorleser des Königs, hielten sich zwar den religiösen Fragen ferner und arbeiteten nur auf dem wissenschaftlichen Gebiet, billigten aber die Bestrebungen der erstgenannten Gruppe. Selbst der Beichtvater des Königs, der Dominikaner Petit, soll sich nicht unfreundlich gegen sie verhalten haben. Auch hohe Kirchenfürsten wurden für die Reform gewonnen. Man lechzte nach geistiger Erlösung, nach einer Belebung und Vertiefung des religiösen Gefühls. Man las das Evangelium und fand darin eine neue Offenbarung. „Der Glaube, nicht die Werke!" hieß es nun im Gegensatz zu dem äußerlichen Treiben, das bis dahin geherrscht hatte. Ein mystischer Sinn machte sich dabei nicht selten geltend, und erfüllte das Herz mit den

---

*) Siehe S. 16.

Schauern einer den Weltfreuden entsagenden Frömmigkeit, eines über alles Irdische hinaushebenden Glaubens. Auf diesem Punkt aber spaltete sich die Reformpartei; denn gar viele, welche eine Erneuerung und Umwandlung der Kirche wünschten, aber die Klarheit des Gedankens und die Sicherheit der Empfindung nicht aufgeben mochten, fühlten sich von dem aufdringlichen Mysticismus der andern unangenehm berührt. Ihr ausgebildeter Geschmack hieß sie in allen Dingen Maß halten.[30])

Unter den Förderern der mystischen Richtung ragte besonders der Bischof von Meaux durch seinen Eifer hervor. Wilhelm Briçonnet Graf von Montbrun war der Sohn des Ministers Briçonnet, der unter Karl VIII. eine bedeutende Rolle gespielt hatte, nach dem Tode seiner Frau noch in höherem Alter in den Priesterstand getreten und bis zur Cardinalswürde aufgestiegen war. Auch sein Sohn hatte sich erst am weltlichen Leben gesättigt, bevor er sich der Kirche widmete. Im Jahre 1516 wurde er Bischof von Meaux, trat aber sein Amt daselbst erst zwei Jahre später an, da er so lange durch eine Mission in Rom zurückgehalten wurde. In Meaux entwickelte er großen Eifer für die Reform, wie er sie verstand. Er versuchte den Clerus seiner Diöcese geistig und sittlich zu heben und in den Klöstern eine strengere Regel einzuführen. Den Franciscanermönchen entzog er das Predigtamt und übertrug es den gelehrten und frommen Freunden, die er um sich versammelte, u. a. Michael von Arande, Gerhard Roussel und Farel. Auch Lefèvre kam zu ihm. Denn die Sorbonne machte diesem Schwierigkeiten, seitdem er in einer Schrift, der herkömmlichen Lehre entgegen, ausgeführt hatte, daß Maria, die Schwester des Lazarus, Maria Magdalena und die reuige Sünderin, die zu Christus kam, verschiedene Personen gewesen seien. Auch hatte er bestritten, daß Anna, die Mutter der Jungfrau Maria, dreimal verheirathet gewesen

sei und drei Töchter mit dem Namen Maria gehabt habe.[31]) Da er wegen dieser Behauptung heftig angefeindet wurde, folgte er 1521 Briçonnets Ruf und ging als Generalvicar nach Meaux. Dort fand er den Muth zu weiteren Schriften. Er übersetzte und commentirte das Neue Testament und betonte in seiner Vorrede den Standpunkt der Reformation: „Das Wort Gottes genügt." Offen drückte er nun den Wunsch aus, daß die Kirche wieder auf die Verfassung und die Einrichtungen der ersten Zeit zurückgreife.

Die Sorbonne schäumte. Den 15. April 1521 sprach sie die Verurtheilung der Schriften Luthers aus, und wenige Wochen später hatte eine Arbeit Melanchthons dasselbe Loos. Aber der Zorn der strengen Herren blieb zunächst ohne Folgen. Die Schriften Luthers fanden in Frankreich großen Absatz. „Kein Buch wird eifriger gekauft," schrieb der Schweizer Lorit an Zwingli nach Zürich. Ein Buchhändler habe ihm erzählt, daß er auf der letzten Messe zu Frankfurt 1 400 Exemplare der Disputation zwischen Eck und Luther verkauft habe, und es wird ausdrücklich berichtet, daß viele davon nach Frankreich gebracht wurden.[32])

Da war es nun von größter Wichtigkeit, daß Briçonnet im Jahre 1521 in Beziehungen zu der Schwester des Königs trat. Wie sich die Bekanntschaft machte, wird nicht berichtet. Vielleicht vermittelte sie Lefèvre. Doch erscheint es nur natürlich, daß Margarethe den Reformatoren ihre Sympathie schenkte und in Verkehr mit ihnen trat. Von Straßburg aus schickte ihr Graf Sigismund Hohenlohe Luthers Schriften in Übersetzung. Ihr, die mit ganzer Seele nach Wissen und Wahrheit strebte, konnten die religiösen Fragen nicht gleichgiltig bleiben. Mehr als heute drängten sie sich vor dreihundert Jahren den Menschen auf, und wenn man sieht, wie jetzt noch jeder kirchliche Zwiespalt das Volk, auch die Gebildeten, erregt, so kann man sich vorstellen, wie gewaltig die Bewegung zu einer

Zeit sein mochte, in welcher die Theologie noch unbedingt Herrscherin im Reich der Wissenschaften war, und die Religion die Menschen ganz anders faßte und leitete, als heute.

In dem Streit, der damals die ältere und neuere Theologie feindlich einander gegenüberstellte, sah Margarethe ihren Platz von Anfang an bezeichnet. Sollte sie sich auf die Seite der Sorbonne stellen, die unter Führung des leidenschaftlichen Natalis Beda (Noël Bédier) die überlieferte Wissenschaft vertheidigte und in der Kirche alles aufs beste geordnet fand? Die Sorbonne erklärte das Studium des Hebräischen und Griechischen für gefährlich, ja sogar ketzerisch. Margarethe aber ermunterte ihren Bruder, den König, eine hohe Schule für das Studium gerade dieser Sprachen in Paris zu errichten. Franz ließ an Erasmus schreiben und ihm die Leitung einer solchen neu zu begründenden Anstalt anbieten, doch zerschlug sich damals der ganze Plan. Margarethe studirte selbst unter Leitung des Orientalisten Paradisio Hebräisch und schenkte den Männern, deren wissenschaftliches Streben sie bewunderte und deren humanen Sinn sie theilte, ihre volle Sympathie.

Briçonnet schrieb ihr im Jahr 1524: „Wenn es am andern Ende des Königreichs einen Gelehrten gäbe, der die ganze Grammatik lehren könnte, so viel man davon überhaupt wissen kann; wenn ein anderer die Rhetorik, ein anderer die Philosophie, und wieder andere die sieben freien Künste lehrten, Ihr ließet Euch um keinen Preis fernhalten.“ [33]) Von Briçonnet konnte die Herzogin freilich nicht viel Klarheit erlangen. Schwachen Charakters und beschränkten Geistes, war er der Aufgabe nicht gewachsen, die ihm gestellt schien. Er hätte in Meaux eine feste Burg des Protestantismus errichten können, wenn er die nöthige Einsicht und den Muth besessen hätte, als Führer der Reformbewegung aufzutreten. So aber ging er über ein gewisses Kokettiren mit derselben nicht hinaus. Er dachte nie daran, das Gebäude der Hierarchie zu zertrümmern, wie

Lefèvre es ersehnte. Dafür gefiel er sich in einer geschmacklosen Mystik, die jedes tieferen Gedankens bar war. Die Reformatoren wandten biblische Ausdrücke mit Vorliebe an und verfielen nicht selten in schwülstige Sprache. Doch hat wohl keiner Briçonnet in dieser Hinsicht erreicht.

„Glücklich die treue Seele," sagt dieser in einem Brief an Margarethe bei Erwähnung des Mysteriums von der Menschwerdung Christi, „welche vereint ist mit der Kugel der Doppelkanone, die im jungfräulichen Schmelzofen gegossen, mit Zündpulver geladen und aus Mitleid abgefeuert wird, um das früher uneinnehmbare Himmelsreich zu erobern."[34]) Margarethe bemühte sich in ihren Briefen an den Bischof diesen Stil nachzuahmen, und obwohl sie sonst immer verständig und einfach schrieb, lernte sie in dieser Schule der mystischen Ueberschwenglichkeit ebenfalls ihre Gefühle aufbauschen und deren Ausdruck mit geschmacklosen Phrasen zu entstellen. In einem Brief aus dem Januar 1523 erinnerte sie Briçonnet an sein Versprechen, ihr ein Exemplar der Briefe des Apostels Paulus zu übersenden. „Ihr batet mich", fuhr sie dann fort, „Euch zu schreiben, wenn ich über eine Stelle in der sehr heiligen Schrift im Zweifel wäre und etwas wünschte, und ich gab Euch das stolze Versprechen, dies zu thun. Nun aber bitte ich den Blinden, der über Farben urtheilt, zu entschuldigen; denn ich gestehe, daß das kleinste Wort darin mir zu schwer, das klarste noch dunkel ist. Ach wie könnte ich eine Wahl treffen, wo ich nicht zu unterscheiden weiß? wie könnte ich Fleisch oder Brühe fordern, wenn mir jeder Geschmack fehlt? Deshalb frage ich Euch nichts, denn ich weiß nicht, was ich fragen soll. Euch aber, den Spender solcher Güter, der Ihr den Geschmack des stärkenden und kräftigen Fleisches kennt, Euch bitte ich, mir in Wahrheit und Offenheit von dem Rest dessen, was Euch der Geber gegeben hat, einige Abfälle zu schicken, damit Eure alte Mutter, die in ihrer ersten Haut alt geworden ist, durch

das süße und beglückende Wort des Lebens ihre alte Haut erneuern kann, und wieder so glatt, rund und weiß werde, daß sie dem, was allein noth thut, sich widmen kann." Margarethe versuchte es allen Ernstes, sich ascetischen Gedanken hinzugeben; sie hielt ihre Freude am Leben für sündhaft. „Der Ueberbringer dieses Briefes wird Euch über den Zustand berichten, in dem er unsere Gesellschaft verlassen hat. Ich hoffe bald eine Stunde zu finden, in der ich weinen kann, nicht über die, die das Ziel ihrer Sehnsucht erreicht hat, sondern über die, welche noch nicht zu sehnen begonnen hat." Die, welche das Ziel erreicht hatte, war eine kurz zuvor gestorbene Tante Margarethens, die Gemahlin Renés von Savoyen; die aber, welche noch nicht begonnen hatte, sich nach dem Tod zu sehnen, war Margarethe selbst, und sie zeichnete ihren Brief: „die im Tod lebende Margarethe." (Brief vom 4. Mai 1524.)

So große Fortschritte hatte die Herzogin doch nicht gemacht, daß sie ganz unverständlich hätte schreiben können. Briçonnet übertraf sie in der Kunst des Galimathias bei weitem. Er beantwortete den Brief der Herzogin in folgender Weise: „Ein thränenreicher trostloser Mensch ist so wenig geeignet, andere zu trösten, wie ein Blinder, andere zu führen. Der Neid sollte sich daran genügen lassen, daß er die Erde durch den Tod getroffen hat, ohne das Thränenbankett zu verhindern, das die mütterliche Liebe zugerüstet hat und zu dem Ihr mich in Eurem Brief gnädigst eingeladen habt, indem Ihr mir eine Stunde der Thränen verspracht, nicht um die gute, im Tode noch lebende Tante zu beweinen, die ihr Schifflein verlassen und das Land des Lebens betreten hat, sondern um die Armen zu beweinen, die noch auf dem weiten Meer herumgeworfen werden. Die Hoffnung, bei jenem Bankett stärkende Nahrung zu finden, hatte die Segel meines Schiffes geschwellt; aber der Wind Aquilo erlaubte mir nicht, in den ersehnten Hafen einzulaufen und glaubte mich zu überzeugen, daß der Weise er-

klärt hätte, es sei besser, in das Haus der Thränen, als in das des Banketts zu gehen" u. s. f.[35])

Margarethe hatte sich durch ihre Begeisterung für die Reform in dieser falschen Richtung mit fortreißen lassen. Allein ihre gesunde Natur, ihr Sinn für Wahrheit und Einfachheit, der Einfluß des sie umgebenden künstlerischen Lebens mußten ihr bald klar machen, daß sie mit dieser affectirten Manier nicht weiter kann. Ihre Verbindung mit dem Bischof von Meaux hörte nach einiger Zeit ganz auf. Briçonnet beugte sich vor der drohenden Sorbonne, wie wir sehen werden, und Margarethens Sinn wurde nach der Schlacht bei Pavia von den Sorgen um den gefangenen König erfüllt. Doch blieb sie mit voller Sympathie auf der Seite der Reformfreunde. Darüber kann kein Zweifel bestehen, wenn man ihre Briefe liest. Schon im Beginn ihrer Correspondenz mit Briçonnet sprach sie offen von ihrer Hoffnung, auch den König und ihre Mutter für die große Sache zu gewinnen. „Ich versichere Euch," schrieb sie ihm im November 1521, „daß der König und Madame entschlossen sind, die göttliche Wahrheit gegen den Vorwurf der Ketzerei zu vertheidigen," und einen Monat später konnte sie dem Bischof melden, daß jene beiden für die Reformation der Kirche mehr als je eingenommen seien.[36]) Luise von Savoyen sprach sich selbst in ihrem Tagebuch offen genug aus. „Im December 1522 begannen mein Sohn und ich durch die Gnade des heiligen Geistes die Heuchler — die weißen, die schwarzen, die rauchfarbenen und alle andersfarbigen zu durchschauen. Gott möge uns in seiner unendlichen Güte vor ihnen beschützen, denn wenn Jesus Christus die Wahrheit spricht, giebt es unter den Menschen kein gefährlicheres Geschlecht, als jenes."[37]) Daß die königliche Familie freilich nicht daran dachte, eine völlige Trennung in der Kirche herbeizuführen, darf man als gewiß annehmen. Allein es war schon viel erreicht, wenn sie den einfachen Reformbestrebungen freundlich gesinnt blieb. Und dem war so.

Margarethe war die eifrigste in dem intimen Bund; sie suchte Mutter und Bruder immer mehr für die neuen Ideen zu gewinnen. „Gebe Gott, daß wir mit ihr in den ersehnten Hafen gelangen!" schrieb sie 1521 mit Bezug auf ihre Mutter an Briçonnet. Um jene Zeit begann diese sich von Michael von Arande die Bibel vorlesen und erklären zu lassen, sowie sie demselben auch den Auftrag gab, einige Theile derselben zu übersetzen. Franz Lambert aus Avignon, der früher Franziskanermönch gewesen war und unter dem Namen Serranus in Deutschland für die Reformation eintrat, widmete König Franz seine Schrift gegen den Cölibat und sprach in einem Brief an den Kurfürsten von Sachsen die Hoffnung aus, daß in Frankreich bald jede Verfolgung der Reformationsidee aufhören werde. Die Freunde des Evangeliums mehrten sich außerordentlich.[38]) Auch die Gesinnung des Königs ergiebt sich aus der Stellung, die er der Sorbonne gegenüber einnahm. Diese erließ, wie schon erwähnt, im November 1521 ein Verdammungsurtheil gegen Lefèvre, und das Parlament war bereit, daraufhin gegen den Gelehrten als einen Ketzer vorzugehen. Da aber trat der König, wohl auf Andringen seiner Schwester, hemmend ein. Er forderte von seinem Beichtiger Petit einen Bericht über die Angelegenheit, und als dieser für Lefèvre günstig ausfiel, erging ein königlicher Befehl an das Parlament, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Da die Sorbonne diese Beute verloren sah, wandte sie sich um so grimmiger gegen andere Ketzer. In der Picardie wirkte ein Edelmann, Ludwig Berquin, mit Feuereifer für die Verbreitung der Lutherischen Ideen. Er lehrte, daß man zu dem heiligen Geist, nicht aber zur Jungfrau Maria beten müsse, sprach gegen den Cölibat der Priester und betonte die Rechtfertigung durch den Glauben. Er verbreitete die Schriften der deutschen Reformatoren, die er auch zum Theil übersetzte, und schon hatte er in den nordwestlichen Provinzen eine bedeutende Anzahl

Anhänger. Der Bischof von Amiens verklagte ihn bei der Sorbonne, die denn auch im Mai 1523 Berquin als Ketzer verdammte, worauf das Parlament denselben verhaften und nach Paris zu weiterer Behandlung schaffen ließ. Die Gefahr war groß für Berquin, aber wieder mischte sich der König ein. Wieder ahnt man hier den Einfluß Margarethens, zumal ihre Briefe zeigen, wie ernstlich sie auch später für Berquin eintrat. Der König entzog dem Parlament den Proceß und befahl, die Acten seinem Großen Rath zur Entscheidung vorzulegen. Damit war Berquin für diesmal gerettet. Er wurde in Freiheit gesetzt, nachdem er einige ketzerische Behauptungen zurückgezogen hatte. Auf welche Lehren sich dieser Widerruf bezog, wird nicht gesagt, und bei dem Charakter Berquins muß man annehmen, daß er nur in Fragen nebensächlicher Natur nachgegeben hat. Jedenfalls kehrte er in die Picardie zurück und setzte dort seine Propaganda mit demselben Nachdruck fort, wie zuvor.

Welche Stimmung damals überhaupt am französischen Hofe herrschte, geht aus einem Druckwerk hervor, welches von einer merkwürdigen dramatischen Aufführung vor König Franz berichtet. Die Marienbibliothek zu Halle besitzt ein Quartheft, eine „Comedia" enthaltend, „welche in dem Königklichen Sale tzü Pareiße nach vormeldter gestaldt unnd ordenungen gespylt wordenn. Anno 1524." Darin erscheint der Papst auf dem Thron, umgeben von seinen Cardinälen und Mönchen. Vor ihnen liegt ein Haufe glühender Kohlen, die mit Asche bedeckt sind. Ein alter Mann (Reuchlin) tritt vor der Versammlung auf, und ermahnt sie von Pracht und Hoffahrt zu lassen. Nach ihm kommt Erasmus, der die Wunden der Kirche mit Pflastern und ähnlichen äußerlichen Mitteln heilen will. Um so größeren Schrecken erregt dann ein gewappneter Mann, Ulrich von Hutten, der den Papst als Antichrist angreift und die Kohlen zu neuer Glut belebt.

Zuletzt erscheint Luther, und entfacht einen helllodernden Brand, der die ganze Welt erleuchtet. Cardinäle und Mönche fliehen vor Schrecken, der Papst verflucht Luther, stirbt aber vor Zorn, als er sieht, daß seine Worte nichts vermögen. Der deutsche Text mag etwas verändert worden sein; daß aber eine ähnliche Aufführung in Paris stattgefunden hat, bezeugt auch Johann Lange, Prior des Augustinerklosters zu Erfurt und Luthers Freund.[39])

König Franz war offenbar kein Freund des finstern Fanatismus und der Dunkelmänner. Andererseits lag ihm die religiöse Frage nicht sehr am Herzen. Sie erschien ihm vielleicht nur wichtig, so weit sie in seine politischen Berechnungen paßte. In der That fand er ein wirksames Schreckmittel in der Drohung, sich auf die Seite der Reform zu stellen. Er brachte mit ihr den Clerus im Jahr 1522 dazu, ihm eine große Geldsumme zur Verfügung zu stellen. Denn der Krieg war in Italien wieder ausgebrochen. Kaiser Maximilian war 1519 gestorben, und um die erledigte Krone hatte sich auch Franz I. beworben. Allein der junge König Karl von Spanien hatte in dem Wettstreit zu Frankfurt den Sieg davon getragen, und seitdem standen sich die beiden mächtigsten Monarchen Europas als erbitterte Feinde gegenüber. Im Jahre 1521 begann ein Waffengang zwischen ihnen, der mit kurzen Unterbrechungen etwa fünfundzwanzig Jahre dauern sollte und gleichzeitig in Frankreich, Spanien, den Niederlanden und Italien die Völker auf den Kampfplatz führte.

Die Kriege zwischen Franz und Kaiser Karl V. machten die Lösung der kirchlichen Frage noch schwieriger, als sie es an sich schon war. Der Kaiser schloß wieder mit dem Papst, mit England, Ferdinand von Österreich und den meisten italienischen Staaten eine Liga gegen Frankreich. Selbst Venedig stellte sich diesmal auf die Seite der Gegner, und Franz sah sich ungefähr in der Lage, in der sich sein Vorgänger König Ludwig kurz

vor seinem Tode befunden hatte. Nur war die Gefahr größer, weil diesmal auch ein Bürgerkrieg drohte. Das Haupt des Hauses Bourbon, der Connetable Karl von Bourbon, fühlte sich vom König beleidigt, in seinem großen Besitz bedroht. Die Bourbonen standen dem Thron am nächsten, da der Herzog von Alençon kinderlos war,[40]) und es war eine schlimme Kunde, als man vernahm, daß der Connetable zu Kaiser Karl geflohen sei, um in den Reihen der Kaiserlichen gegen Frankreich zu fechten. Karl von Bourbon hatte an Gütern und Herrschaften wahrhaft königlichen Besitz, und man mußte befürchten, daß er im Herzen Frankreichs die Fahne des Aufruhrs aufpflanzte. Kaiser Karl machte ihm Hoffnung, daß er seine Herzogthümer Bourbon nebst der Auvergne, der Marche, den Grafschaften Beaujolais, Forez u. a. zu einem selbständigen Königreich umwandeln könne. Im Sommer 1524 wurde im Norden wie im Süden gekämpft, in der Champagne, der Franche-Comté, in der Picardie, wie in den Pyrenäenländern. Ueberall gelang es den Franzosen, ihre Gegner zurückzuweisen. Nur in Italien waren sie unglücklich. Dort hatte Admiral Bonnivet, ein Günstling der Königin Mutter, den Oberbefehl geführt. Er war zum Rückzug genöthigt worden, und sein Heer hatte durch pestartige Krankheiten schwer gelitten. In einem Gefecht an der Sesia fiel damals Bayard, der die Nachhut befehligte und durch seinen entschiedenen Widerstand die Armee vor großen Verlusten rettete. Aber Oberitalien mußte aufgegeben werden, und die Kaiserlichen drangen unter der Führung des Marquis von Pescara und des Herzogs von Bourbon sogar in die Provence ein. Ihr nächster Angriff galt der Stadt Marseille.

In dieser schwierigen Lage mußte jede innere Streitigkeit verstummen. Die Politik hieß den König sich wieder mit dem Papst versöhnen und den Clerus gewinnen, dessen Einfluß noch immer gewaltig war. Das aber konnte er nur er-

reichen, wenn er seine Hand von den Reformatoren abzog, und erlaubte, daß im ganzen Land gegen die Lutheraner gepredigt wurde.[41]) Schon im Herbst 1522 hatte der behutsame Briçonnet den Eifer Margarethens zu dämpfen gesucht. Er rechnete nicht mehr auf die Unterstützung des Königs. „Ihr werdet Euch wohl entschließen müssen," hatte er ihr geschrieben, „das Feuer eine Zeit lang zu verdecken. Das Holz, das Ihr brennen wollt, ist so grün, daß es das Feuer auslöschen würde, und wir rathen aus mehreren Gründen abzustehen, damit nicht der ganze Feuerbrand erlösche."

Muth verrieth dieser Rath des Bischofs nicht. Ein von der Wahrheit seiner Sache überzeugter Reformator redet anders. Und Briçonnet erreichte nicht einmal, was er wünschte, seinen persönlichen Frieden. Gegen ihn wandte sich zunächst der Angriff. Die Mönche seiner eigenen Diözese verklagten ihn beim Pariser Parlament, und die Schwäche seines Charakters trat sofort zu Tage. Er versuchte keinen Widerstand, obwohl er in Margarethe von Alençon gewiß eine starke Bundesgenossin gefunden hätte. Beim ersten rauhen Windstoß beugte er sich. Eingeschüchtert durch die Beschuldigungen, die man gegen ihn vorbrachte, ließ er seine Freunde fallen, verbot ihnen die Kanzel und räumte diese wieder den Mönchen ein. Nun erließ er einen Hirtenbrief, in welchem er die Neuerer verurtheilte, die das Evangelium mißbrauchten und die göttliche Verehrung der Jungfrau Maria sowie der Heiligen unterdrücken wollten. Er empfahl seinen Geistlichen, darauf zu sehen, daß solche Lehren, ein wahres Pestgift, dem Ohr der Christen fern gehalten würden. In einem anderen Rundschreiben donnerte er gegen die Doctrinen und Schriften Luthers, „die fast die ganze Welt erfüllen und das Volk verführen." Er rettete sich damit vor weiteren Mißhelligkeiten, und sein Name verschwand seitdem aus der Geschichte, aber der Kreis von gelehrten und reformfreundlichen Männern, die er um

sich versammelt hatte, löste sich natürlich auf. Lefèvre ging zunächst nach Paris, Farel suchte in der Dauphiné Propaganda zu machen, und zog, als dort seines Bleibens nicht war, nach der Guienne, wo die Reformation viele Freunde unter dem Adel und der Bürgerschaft zählte. Als er auch von dort wegen seiner Predigten vertrieben wurde, begab er sich in die Schweiz, wo er Calvin die Wege bahnte. Mit der Entfernung der Reformprediger und ihrer gelehrten Freunde war indessen die Bewegung in Meaux selbst nicht gehemmt. Vielmehr traten nun, nachdem die mäßigenden Elemente verbannt waren, Männer hervor, die mit größerer Heftigkeit redeten und die Menge um so leichter mit sich fortrissen. Meaux hatte eine bedeutende Industrie, besonders Tuchfabriken, und die zahlreichen Arbeiter waren großentheils entschiedene Anhänger der Reformation. Es kam nun zu ernstlichen religiösen Unruhen. Ein Arbeiter, Johann Leclerc, heftete eines Tages an die Thore der Kathedrale einen Anschlag gegen den Antichrist in Rom. Er wurde verhaftet, drei Tage hinter einander mit Ruthen gestrichen, dann mit einem glühenden Eisen gebrandmarkt. In der Menge, welche dem Vollzug des Urtheils beiwohnte, befand sich auch seine Mutter, die ihn mit ihrem Zuruf ermuthigte. Aus Meaux ausgewiesen, ging Leclerc nach Metz. Auch dort fand er viele Anhänger, predigte und drang an der Spitze einer von ihm erregten Schaar in die Kirchen, wo er die Bilder zerstörte. Aufs neue ergriffen, wurde er nun zum Tode verurtheilt. Mit einem Doktor der Theologie, Johann Châtelain, wurde er im Jahr 1524 öffentlich verbrannt. Der Protestantismus in Frankreich hatte seine ersten Märtyrer gefunden.

Bald sollten noch schwerere Zeiten kommen, und auch die Herzogin von Alençon zu entschiedenem Eingreifen veranlassen.





IV.

Die Gefangenschaft des Königs. Margarethe als Diplomatin.

Mit dreizehntausend Mann überschritt Karl von Bourbon im August des Jahres 1524 die französische Grenze. Andere Truppen sollten nachfolgen, und Bourbon rechnete auf die Unterstützung seiner früheren Unterthanen, wenn er nur in raschem Zug bis ins Herz von Frankreich vordringen könnte.

Es war ein wichtiger Moment in der Geschichte Frankreichs. Wie, wenn die Monarchie der Valois zerstückelt wurde, wenn die großen Vasallen, dem Beispiel Bourbons folgend, alle nach der Souveränetät strebten, und der König in seiner Macht so beschränkt wurde, wie der deutsche Kaiser?

Karl V. kannte den ungestümen Sinn des Herzogs, und um einen mäßigenden Einfluß auf ihn auszuüben, hatte er ihm Pescara an die Seite gegeben. Der Kaiser glaubte nicht an den Abfall der französischen Provinzen, und seine Absichten waren zunächst auf die Eroberung der Provence gerichtet. So mußte Bourbon sich fügen, langsam und methodisch zuwerke

gehen. Am 16. August schlossen die kaiserlichen Truppen die Stadt Marseille ein. Diese widerstand muthig und rechnete auf die Hilfe des französischen Heeres, das sich bei Lyon und in der Dauphiné sammelte. König Franz war entschlossen, diesmal selbst wieder die Führung zu übernehmen. In einem Gedicht, das er später, auf diese Zeit zurückblickend, verfaßte, sprach er von den Gedanken, die ihn damals bewegten. Die Verse lauten in freier Übersetzung:

Da trat die Göttin vor mich hin,
Hieß unverweilt zu Feld mich ziehn.
Sie sprach: mit Feu'r und Schwert verheert
Der Feind das Land, das dir gehört.
Des Volkes Lieb' verdienst du nicht,
Vergißt du jetzo deine Pflicht.
— — — — — — — — —
Es schweige nun in unsrer Brust
Jedwede Leidenschaft und Lust.
Wer möchte kurze Mühe scheu'n,
Um unser Frankreich zu befrei'n?[42]).

Franz ernannte seine Mutter für die Dauer seiner Abwesenheit zur Regentin, und Luise von Savoyen begab sich nach Lyon, um dem Schauplatz des Kriegs näher zu sein. Während dessen war Margarethe mit den königlichen Kindern in Blois. Die zweitälteste Prinzessin, Charlotte, die im Jahr 1516 geboren war, erkrankte dort und starb trotz der Sorgfalt, mit der sie von ihrer Tante gepflegt wurde. Unter den Gedichten Margarethens finden sich einige Rondeaux auf den Tod ihrer kleinen Nichte, die mehr den frommen Sinn der Herzogin, als ihre poetische Gabe bekunden.[43])

König Franz hing mit großer Liebe an seiner Familie, allein die Noth der Zeit ließ diesmal kaum Muße zur Trauer. Sollte Marseille gerettet werden, mußte man alle Kräfte anspannen. Die Kaiserlichen hatten die Stadt siebzehn Tage lang

beschossen und versuchten am 24. September sie mit Sturm zu nehmen. Die Bürger wiesen zwar den Angriff wacker ab, allein lange konnte ihr Widerstand nicht mehr dauern. Es war höchste Zeit, daß das Ersatzheer nahte. Am 28. September hoben die Kaiserlichen die Belagerung auf und zogen längs der Riviera nach Italien zurück.

Der Feldzug schien für dieses Jahr so gut wie beendigt. Der Kaiser hatte eine empfindliche Schlappe erlitten, und Frankreich war von den Feinden geräumt. Doch plante Franz noch weitere Unternehmungen. Ein kühner Alpenübergang sollte ihn, wie neun Jahre zuvor, noch im Herbst in den Besitz von Oberitalien bringen. In dieser Absicht schlug er denselben Weg ein, den seine Truppen im Jahr 1515 gezogen waren. Doch es scheint, daß sich diesmal Entmuthigung in die Reihen seines Heeres einschlich, als es die von Eis und Schnee starrenden Abhänge der Alpen sah. Wenigstens sagt der König in dem oben erwähnten Gedicht:

Doch damals schon erkannt' ich klar,
Daß viele jeder Mannheit bar.
Das Schneekleid, das die Alpen tragen,
Ließ sie in ihrem Sinn verzagen.[44])

Aber er bestand auf seinem Vorhaben, und nach elf Tagen gewaltiger Anstrengungen stand er mit 40 000 Mann auf piemontesischem Boden. In schnellem Zug rückte er bis vor Pavia, wohin die Kaiserlichen noch rechtzeitig eine Besatzung von 7000 Mann unter Antonio de Leyva hatten werfen können. In Gewaltmärschen gelangten die Franzosen noch im Oktober bis nach Mailand, das ihnen die Thore öffnete.

So war denn die Lombardei abermals im Flug erobert worden, und Franz hoffte seinen Siegeszug bald mit einem vortheilhaften Frieden zu beschließen. In Frankreich feierte man die guten Nachrichten durch Gottesdienst und öffentliche

Feste, und vertraute auf den weiteren günstigen Verlauf der Unternehmungen.

Diese Hoffnungen sollten freilich bald grausam zerstört werden. Die kaiserlichen Generale hatten sich bis nach Lodi und Cremona zurückgezogen, und organisirten dort in verschanztem Lager ihre Truppen, die durch den Rückzug sehr gelitten hatten. Karl von Bourbon eilte nach Deutschland, um neue Soldaten zu werben, und kam bald mit einer Verstärkung von 12 000 Landsknechten unter Georg von Frundsberg zurück. Solcher Thätigkeit gegenüber hätte König Franz die Energie der Kriegführung, die ihm bis dahin so viel Gewinn gebracht hatte, auch in seinen weiteren Operationen beibehalten müssen. Statt dessen änderte er auf Bonnivets Rath seinen Plan und entschied sich für die Belagerung der Stadt Pavia, um keinen Feind in seinem Rücken zu lassen. Die Besatzung der Stadt wehrte sich aber mit zähem Muth, und Monate vergingen, ohne daß die Belagerer einen erheblichen Fortschritt gemacht hätten. Die Kaiserlichen fühlten sich im Januar bereits wieder kräftig genug, die Offensive zu ergreifen. Ungefähr 24 000 Mann stark, brachen sie am 25. Januar 1525 von Lodi auf und rückten zum Entsatz von Pavia heran. Das französische Heer war nicht stärker, da der König verschiedene Abtheilungen zu andern Unternehmungen entsendet hatte. Die erfahrenen französischen Generale riethen daher, die Belagerung der Stadt aufzuheben, sich zurückzuziehen und jeden entscheidenden Kampf zu vermeiden. Das kaiserliche Heer werde sich von selbst auflösen, da es ihm an Geld fehle, und besonders die Landsknechte würden sich nicht halten lassen, wenn sie keinen Sold bekämen. Anderer Meinung waren Admiral Bonnivet und Marschall Montmorency, und als diese im Kriegsrath darauf hinwiesen, daß ein Rückzug vor dem Herzog von Bourbon diesem einen persönlichen Triumph gewähre, hatten sie gewonnen. König Franz beschloß zu bleiben,

im übrigen aber die Zauderpolitik zu adoptiren. Er zog seine Truppen enger zusammen und verstärkte seine Stellung durch neue Verschanzungen. Drei Wochen lang standen die feindlichen Heere einander gegenüber, ohne einen ernstlichen Kampf zu wagen. In beiden Lagern brachen Krankheiten aus, und die Kaiserlichen sahen sich schließlich in der Nothwendigkeit, eine Entscheidung zu suchen. Nur ein Erfolg konnte ihre Truppen bei den Fahnen halten. So rückten sie am Morgen des 24. Februar zum Angriff vor. Die Franzosen standen schnell bereit, sie zu empfangen. Im Centrum ihrer Schlachtlinie hielt der König selbst, den linken Flügel befehligte Alençon, den rechten der greise La Palisse. Die Kaiserlichen setzten sich mit der Besatzung von Pavia in Verbindung, aber ein Flankenmarsch, den sie dabei ausführen mußten, brachte sie in den Bereich der französischen Batterien, deren Feuer furchtbare Lücken in ihre Reihen riß, und sie in Verwirrung brachte. Kaum bemerkte König Franz die Unordnung im feindlichen Heer, als er auch kampfesmuthig an der Spitze seiner Ritter vorbrach, sich auf ein Corps italienischer Reiterei warf und es zersprengte. Er selbst focht in dem dichtesten Kampfgewühl mit. Aber er hatte nicht bedacht, daß er durch seinen vorzeitigen Angriff das eigene Geschütz zum Schweigen nöthigte und den Feinden einen großen Dienst leistete. Diese ordneten sich wieder, und die Schlacht wurde allgemein. Nur der Herzog von Alençon blieb unthätig. Die Schweizer, welche die Verbindung zwischen ihm und dem Centrum erhalten sollten und von Bourbons Landsknechten angegriffen wurden, glaubten sich darum verrathen und zogen ohne ernstlichen Kampf zurück. Da Alençon auch jetzt nicht den Kampf aufnahm, konnte Bourbon mit seinen Leuten dem andern Flügel zu Hilfe eilen. Dort war ein heftiger Kampf entbrannt, der nun auch mit dem Rückzug der Franzosen endete. La Palisse stürzte mit seinem Pferd, wurde gefangen und von einem spanischen Soldaten

erschossen. Die beiden Flügel der Franzosen waren somit geworfen, nur das Centrum noch in wilden Kampf verwickelt. Hier focht der Kern der Armee, die Gensdarmerie, an der Seite des Königs. Auch deren Verluste waren schwer. Pescara hatte zweitausend Schützen unter seine Reiter gemischt, und diese räumten unter den schwerbewaffneten französischen Rittern furchtbar auf. Die Schlacht war für die Franzosen verloren, doch hätte ein Angriff des linken Flügels unter Alençon wenigstens das Centrum retten und seinen Rückzug sichern können. Allein Alençon dachte nicht daran, und die Kaiserlichen drangen nun auch von den Flügeln her auf das schwerbedrängte französische Centrum vor. Da wurde es diesem klar, daß es verloren war, und daß es nur noch galt, den König und die Waffenehre zu retten.

Um den König schaarten sich nun alle, die noch die Waffen führen konnten. Es fiel in dem Verzweiflungskampf die Blüthe des französischen Adels, königliche Prinzen, Herzoge und Marschälle, unter anderen Hector von Lavedan aus dem Haus Bourbon, Franz von Lothringen, die Marschälle La Tremoïlle und Foix-Lescun, letzterer schwer verwundet. Wer nicht fiel, wurde gefangen. Bonnivet, der sich einen großen Antheil an der Niederlage beimaß, suchte und fand seinen Tod im Gewühl. König Franz blutete aus zwei leichten Wunden, im Gesicht und am Bein. Sein flatternder Helmbusch, der Waffenrock aus Silberbrocat, den er über der Rüstung trug, seine hohe Gestalt, machten ihn weithin kenntlich, und um seine Person drehte sich schließlich allein noch der Kampf.

In seinem Gedicht erzählt er, wie er anfangs siegreich gewesen, dann aber von Feiglingen in seinem Heer verlassen worden sei. Seine heldenmüthigen Gefährten hätten sich desto enger um ihn geschaart, und er sehe, welch' schlimme Folgen es habe, wenn man die Menschen nicht genau kenne und würdige. Tiefer Schmerz habe sich seiner Seele bemächtigt,

als er seine Leute habe fliehen sehen; jene aber, die zu ihm gehalten hätten, habe er angefeuert, die Ehre zu wahren und lieber in den Tod zu gehen. Da sei sein Pferd gestürzt, seine Ritter seien um ihn her gefallen, und zu wiederholten Malen habe man ihn zur Ergebung aufgefordert. Er aber habe sich gewehrt, bis der Vicekönig von Neapel gekommen sei.

Weh mir! doch muß ich es gestehen —
Da mußt' ich mich gefangen sehen.[45])

Lannoy, der Vicekönig, kniete vor dem König nieder, als ihm dieser sein Schwert überreichte, und bat ihn, dafür sein eigenes anzunehmen, denn es zieme sich nicht, daß ein großer König ohne Waffen vor einem kaiserlichen Offizier stehe.[46])

Das französische Heer war vernichtet, die Truppen, welche der Herzog von Alençon von dem Schlachtfeld zurückführte, völlig entmuthigt. Die „Gensdarmerie" lag erschlagen oder war in Gefangenschaft gerathen. Unter jenen, welche in die Hand der Kaiserlichen gefallen waren, befanden sich der junge König Heinrich von Navarra, der Graf von Saint-Pol aus der Familie der Bourbon-Vendôme, der Marschall von Montmorency, Fleurange, Nevers, Prinz Talmond und viele andere.

König Franz wurde in das feste Schloß Pizzighetone jenseits der Adda gebracht und richtete von dort aus ein Schreiben an seine Mutter, die Regentin, das von der sagenbildenden Tradition in die kurzen heroischen Worte umgestaltet worden ist: „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht." („Madame, tout est perdu, fors l'honneur.") In Wahrheit lautete der Brief etwas umständlicher, wenn sich auch derselbe kräftige Gedanke darin findet. „Madame, um Euch mein ganzes Unglück wissen zu lassen, sage ich Euch, daß mir von allen Dingen nur die Ehre und das Leben erhalten blieben. Und damit Euch diese Nachricht in Eurem Schmerz einigen Trost

bringen könne, habe ich gebeten, Euch diesen Brief schreiben zu dürfen, was man mir auch gern bewilligt hat. Und nun bitte ich Euch, Ihr wollet Eure gewohnte Klugheit walten lassen und nicht verzweifeln; denn ich hoffe, daß Gott mich schließlich nicht verlassen wird, und empfehle Euch Eure Enkel, meine Kinder. Auch bitte ich, dem Überbringer für seine Reise nach Spanien und zurück sicheres Geleit zu geben, denn er geht zum Kaiser, um dessen Willen zu erfragen, wie ich behandelt werden soll.“ [47])

Nach den anfänglichen leichten Erfolgen hatte man sich in Frankreich mit der Hoffnung auf Sieg und gewinnreichen Frieden gewiegt. Um so niederschmetternder war die Wirkung der Schreckensbotschaft. Die Schlacht bei Pavia brachte über Frankreich eine jener Katastrophen, wie sie die Geschichte jedes Landes kennt. Die Thatkraft des französischen Volks schien einen Augenblick gelähmt, der Bestand des Reiches bedroht. Jeder Tag brachte neue Kunde von Verlusten, und kaum mochte es eine vornehme Familie in Frankreich geben, die nicht in Trauer versenkt worden wäre. In der Schlacht bei Pavia ging das alte französische Ritterthum zugrund; Einfachheit der Sitten, Biederkeit des Sinnes und Heldenmuth fanden sich seitdem immer seltener in dem Krieger vereinigt. Die späteren Feldzüge des Königs Franz entbehren denn auch fast ganz des romantischen Schimmers, der den früheren anhaftet, und der Ausbruch der Religionsstreitigkeiten, die daraus sich entwickelnden Bürgerkriege verdarben den Charakter der folgenden Generationen vollends. Wie sehr aber die Erinnerung an den Unglückstag von Pavia im Volk lebendig blieb, zeigt u. a. das populäre Lied, das den Tod des Marschalls La Palisse und die Gefangennahme des Königs beklagt. Nach einem Beginn, der spöttisch klingt, aber naiv ernst gemeint ist,

„Wehe, La Palisse ist todt,
Vor Pavia fiel er;

Wehe! wär er noch nicht todt,
Noch am Leben wär' er —

erhält das Lied eine ganz dramatische Bewegung. Es zeigt den König im Gewühl der Schlacht und von Feinden umringt.

Streck' die Waffen, Frankreichs Fürst,
Bist in unsern Händen!

rufen ihm die Spanier zu. Doch Franz hört nicht auf sie.

Nicht doch, bin nicht Frankreichs Fürst!

ruft er und giebt sich für einen armen Edelmann aus, der sein Glück im Kriege suche. Aber auf seinem Waffenrock glänzen die drei Lilien des königlichen Hauses von Frankreich; er kann sich nicht länger verleugnen, wird ergriffen und nach Madrid gebracht.[48])

Frankreich war ernstlich bedroht. Die Grenzen standen den Feinden offen, nirgends war für genügende Abwehr gegen verheerenden Einfall gesorgt. In Paris sah man die Engländer und Spanier schon von Norden her vordringen, fürchtete einen plötzlichen Ueberfall und traf in der Aufregung Maßregeln, die geeignet waren, die allgemeine Unruhe nur noch zu erhöhen. Die Stadtthore wurden bis auf wenige gesperrt, kein Boot durfte mehr über die Seine fahren, und die Präsidenten und Räthe des Parlaments übernahmen es, die Posten an den Thoren zu besuchen, um sich von ihrer Wachsamkeit zu überzeugen. Von Italien her fürchtete man einen neuen Einfall Bourbons in die Provence, und auch an den Pyrenäen drohte der Feind. Die Bestürzung des Landes vollständig zu machen, liefen dazu Schreckensnachrichten von einem Bauernaufstand im Elsaß ein. Tausende von Bauern hatten dort, wie in Schwaben, zu den Waffen gegriffen, füllten das Land mit Verwüstung, Brand und Mord und wollten die Bewegung nach Frankreich verpflanzen.

Und doch kam die größte Gefahr nicht von außen, sondern lag in der drohenden Uneinigkeit im Lande selbst. Alles kam

darauf an, ob die Regentin in der schwierigen Lage Festigkeit und Autorität genug besaß, um alle Kräfte Frankreichs zu gemeinsamer Abwehr zu vereinigen. Luise von Savoyen geberdete sich bei der Unglückskunde wie eine Verzweifelte. Bald aber faßte sie sich und handelte mit der ihr eigenen Energie. Wohl tauchte an verschiedenen Orten, zumal in Paris, der Gedanke auf, man müsse die Regentschaft einem festen Mann anvertrauen. Wem aber? Der erste Prinz von Geblüt, dem sie hätte zufallen müssen, war der Herzog von Alençon, und dieser war unmöglich. Ihm schrieb man, vielleicht fälschlich, die Hauptschuld an der Niederlage zu, und er lag auf den Tod krank zu Lyon darnieder. Nach ihm stand Karl von Bourbon, der ehemalige Connetable, dem Thron am nächsten. Aber er kämpfte in Kaiser Karls Heer gegen sein Vaterland. Man dachte darum an den Herzog Karl von Vendôme, das Haupt der zweiten Linie der Bourbonen, dessen Enkel später als Heinrich IV. König von Frankreich wurde. Der Herzog war Gouverneur der Picardie und der Isle de France, aber patriotisch genug, den Gedanken an eine Auflehnung gegen die Regentschaft Luisens mit Entschiedenheit zurückzuweisen.[49])

Diese that indessen die ersten Schritte zur Vertheidigung des Landes. Sie berief die Prinzen des königlichen Hauses und die Statthalter der Provinzen zu sich nach Lyon, um gemeinsam über die nothwendigen Maßregeln zu berathen. Der König hatte durch manche Acte seiner Regierung an Popularität eingebüßt; das Concordat und die Käuflichkeit der Richterstellen konnten nicht vergessen werden. Aber sein heroisches Benehmen in der Schlacht bei Pavia hatte ihm doch wieder das Herz seines Volkes gewonnen, das nun nicht daran dachte, die Gelegenheit zur Sicherung seiner Freiheiten und Rechte zu benutzen. Nur in den großen Städten machten sich vereinzelte demokratische Tendenzen geltend. Unter anderem tauchte der

Gedanke an eine Verbindung der verschiedenen Parlamente zu einem Ganzen auf. Das Parlament von Rouen entsandte in dieser Absicht eine Deputation an das Pariser Parlament, das es als erste gerichtliche Körperschaft und als Haupt des Richterstandes anerkannte. Beide Parlamente zogen Notabeln aus dem Bürgerstand zu ihren Berathungen über die Sicherung des Landes bei. Aus diesem Beginn hätte sich eine wichtige Organisation entwickeln, den Parlamenten eine bedeutende politische Rolle zufallen können, wenn die Centralgewalt schwach geblieben wäre. Aber Luise von Savoyen hielt die Zügel der Regierung fest in der Hand und vereitelte jeden Versuch des Parlaments, sich größeren Einfluß zu erwerben, sowie sie auch von der Berufung der Reichsstände nichts hören wollte.

Dafür gab sie ohne Zögern in der kirchlichen Frage nach. Wenn sie auch früher den Reformbestrebungen nicht feindlich gegenüber gestanden hatte, so schwärmte sie doch nicht, wie ihre Tochter Margarethe, für ein ideales Ziel, und es fiel ihr nicht schwer, ihrer reformfreundlichen Gesinnung aus politischen Rücksichten Schweigen zu gebieten. Sie war eine praktische staatskluge Frau, die sich von ihrem Gewissen nicht viel beunruhigen ließ. Die Reformpartei bildete doch nur eine kleine Minorität im Lande, und der Bauernaufstand im Elsaß, der allerdings in Blut erstickt worden war, hatte sowohl den Adel wie den besitzenden Bürgerstand noch mehr gegen die Neuerer gestimmt. Luther galt ihnen als der Anstifter der Bauernunruhen, so sehr er sich auch gegen dieselben aussprechen mochte. König Franz hatte schon vor dem Krieg bei einzelnen Gewaltmaßregeln der Fanatiker die Augen zugedrückt, und die Regentin dachte jetzt wohl Kirche und Volk zu gewinnen, wenn sie den Verfolgungen freien Lauf lasse. Sie wollte Rom versöhnen, dem Papst, den der Sieg des Kaisers erschreckt hatte, einen Beweis ihrer Gesinnungen geben,

und zudem als Herrin im Lande erscheinen. Denn nur dann glaubte sie bei den jedenfalls schwierigen Verhandlungen mit dem Kaiser demselben einige Concessionen abringen zu können.

Während sie auf diese Weise in der inneren Politik vorging, unterhandelte sie mit Karl V. über einen Waffenstillstand, der zu einem Friedensschluß führen könnte, und suchte gleichzeitig England von der Coalition der Mächte zu trennen.

Karl V. hatte die erste Botschaft von dem entscheidenden Sieg und der Gefangennahme des Königs in seiner Residenz zu Toledo empfangen. Man berichtet, er sei eine Weile bleich und unbeweglich geblieben, dann sei er, ohne ein Wort zu sagen, in sein Gemach zurückgekehrt und vor einem Bild der Jungfrau Maria betend niedergefallen. Er erkannte den unberechenbaren Gewinn, den er aus der Haft seines Rivalen ziehen konnte. Als kühl berechnender Politiker baute er seinen Plan auf die Überzeugung, daß Franz in seinem Verlangen nach Freiheit schließlich auch die weitestgehenden Forderungen bewilligen werde. Ohnehin fehlte es ihm an Geld, um den Krieg mit Nachdruck weiter zu führen, und seine Nachrichten ließen ihn den Abfall Englands voraussehen. Darum bewilligte er den nachgesuchten Waffenstillstand und gab Montmorency gegen ein Lösegeld von 2 000 Thalern frei, damit dieser die Friedensunterhandlungen leite.

Am 30. August 1525 wurde zunächst in England der Vertrag von Moore unterzeichnet, der für Frankreich jede Gefahr von Seiten Englands abwandte. Freilich hatte sich die Regentin zu den größten Geldopfern entschließen müssen, um territoriale Abtretungen zu vermeiden. Sie versprach die Zahlung von 1 800 000 Goldthalern, einer für jene Zeit ungeheueren Summe, die fast dem Jahreseinkommen der französischen Staatskassen gleichkam.

Von einer Einmischung der Herzogin von Alençon in die

politische Thätigkeit der Regentin hört man nichts. Wohl aber sehen wir aus ihren Briefen, wie sie durch die Sorge um ihren gefangenen Bruder und durch die Krankheit ihres Gemahls in Anspruch genommen war. Mit König Franz stand sie in regem Briefwechsel, suchte ihn zu erheitern und moralisch zu kräftigen. Sie erzählte ihm von seinen Kindern, wie gut sie aussähen und gediehen. Ihr Gatte, neben dessen Bett sie schrieb, habe nur den einen Wunsch, vor seinem Tode den König noch einmal zu sehen. Als dann Alençon bald darauf starb, sagte Margarethe ihrem Bruder, daß sie sich zwei Tage lang ihrem Schmerz hingegeben, dann aber aus Rücksicht auf ihre Mutter zusammengenommen habe. Denn sie dürfe deren Sinn nicht noch mehr bedrücken. Sie thue im Gegentheil alles, um sie zu erheitern. Auch an geistlichem Trost ließ sie es nicht fehlen.

„Wenn Gott Euch jetzt die Schmerzen auferlegt, die er selbst für Euch erduldet hat, und wenn er Euch andererseits die Kraft giebt, sie geduldig zu ertragen, so flehe ich Euch an, Monseigneur, Ihr möchtet unverbrüchlich glauben, daß Gott dies alles nur zuläßt, um Eure Liebe zu ihm zu prüfen, und auf daß Ihr Muße habet, seine Liebe zu Euch zu erkennen und zu bedenken. Denn er will Euer Herz ungetheilt haben, wie er Euch in seiner Liebe das seinige gegeben hat, damit er Euch — nachdem er Euch durch Heimsuchung gewonnen — zu seinem Ruhm und Eurem Trost durch das Verdienst seiner Auferstehung befreie — auf daß sein Name durch Euch verkündigt und geheiligt werde, nicht allein in Eurem Königreich, sondern in der ganzen Christenheit, bis zur Bekehrung der Ungläubigen“ . . . . In demselben Sinne schrieb sie auch an Montmorency, der Zutritt zu dem König hatte. Sie schickte ihm ein Exemplar der Briefe des Apostels Paulus und fügte hinzu, daß sie seit drei Jahren einem Mann ihrer Bekanntschaft anliege, für des Königs Heil zu beten. Dieser Mann —

offenbar Briçonnet — empfehle das Studium der Episteln St. Pauli ganz besonders. Das Evangelium verspreche, daß die Wahrheit den befreien werde, der sie liebe. „Da ich denke," fährt sie fort, „daß der König kein Exemplar der Briefe hat, so schicke ich ihm das meinige und lasse ihn bitten, sie zu lesen. Ich glaube fest, daß der heilige Geist, der in der Schrift wohnt, für ihn ebenso großes vollbringen wird, wie er durch jene hat vollbringen lassen, die sie geschrieben haben. Denn Gott ist nicht minder mächtig als früher, und seine Versprechungen sind immer wahrhaftig."

König Franz bedurfte dieses liebevollen Zuspruchs. Er war in der ersten Zeit seiner Haft niedergeschlagen, und seine trübe Stimmung ist begreiflich. Sie war nicht allein die Folge seiner persönlichen Erlebnisse; der Gedanke an die Gefahren, welche Frankreich im Innern und von Außen bedrohten, mußte ihn schwer bedrücken. In solcher Stimmung schrieb er an Kaiser Karl, daß ihm in seinem Unglück nur die Hoffnung auf die kaiserliche Güte bleibe, und er überzeugt sei, der Kaiser wolle ihn zu keinem schimpflichen Zugeständniß zwingen. Er bat um eine königliche Haft, und erklärte, daß Karl für immer einen ergebenen Freund an ihm gewinnen könnte. „Ihr könnt gewiß sein, statt eines unnützen Gefangenen einen werthvollen Gewinn zu finden, und einen König für immer zu Eurem Sclaven zu machen." 50)

Kaiser Karl aber dachte nicht daran, ritterliche Großmuth gegen seinen Gefangenen zu üben. Er war nicht gewohnt, Aufwallungen des Herzens auf seine Pläne einwirken zu lassen. Sein Ziel war die Erwerbung von Burgund, und daß König Franz in deren Abtretung nicht ohne Zwang einwilligen würde, war ihm klar. Er war also entschlossen, solchen Zwang rücksichtslos anzuwenden. Er hätte vielleicht besser gethan, Burgund nicht zu verlangen, sondern

sich mit anderen Vortheilen zu begnügen und den König zu gewinnen. Wohl war Franz eine wetterwendische, unzuverlässige Natur, doch war er für ritterliche That empfänglich. Jedenfalls zog der Kaiser aus seiner Härte keinen Gewinn, wie die Folgezeit lehrte.

Es währte nicht lange, so fand König Franz seine Spannkraft wieder. In einem Schreiben an den Adel und die Parlamente seines Landes dankte er ihnen für ihre Treue. Wie er zu seiner und seines Volkes Ehre, heißt es darin weiter, die Gefangenschaft schimpflicher Flucht vorgezogen habe, so werde man auch nie sagen können, daß er, um seine persönliche Freiheit zu erlangen, einen Schritt gethan habe, der seinem Land zum Nachtheil gereichte. Lieber wolle er Zeit seines Lebens im Gefängniß schmachten.

Die Gelegenheit, seinen Muth zu erproben, kam bald. Kaiser Karl formulirte seine Forderungen, und diese gingen auf nichts weniger als eine Zerreißung Frankreichs hinaus.

In den Instructionen, welche Karl seinen Vertretern bei den Friedensunterhandlungen mitgab, führte er aus, daß er mit vollem Recht ganz Frankreich für sich beanspruchen könne, denn der Papst Bonifacius VIII. habe dasselbe seiner Zeit dem König Philipp dem Schönen abgesprochen und dem deutschen König Albrecht von Österreich übergeben. (Bannbulle vom 13. April 1303). Er bezeige also seine Mäßigung, wenn er nur Burgund mit allen dazu gehörigen Besitzungen, Auxonne, St. Laurent, Mâcon, Charolais, Noyon, Château-Chinon u. a. m. verlange, denn das sei sein angestammtes Erbtheil. Ebenso sollte König Franz auf die Oberhoheit über Flandern und Artois verzichten, ferner dem König von England alle Gebiete, die dieser rechtlich fordern könne, abtreten, und außerdem wäre für Karl von Bourbon ein neues souveränes Königthum aus einigen französischen Provinzen zu bilden. Was Bourbon früher als

Herzog besessen, sollte, mit der Provence vereinigt, ein selbständiges Reich bilden. König Franz hätte den Feind im Herzen des Landes gehabt. Weitere Forderungen bezogen sich auf Italien, auf das der König Verzicht leisten sollte, und auf ein Hilfscorps von 20 000 Mann, das er gewissermaßen als Vasall zum Krieg gegen die Türken zu stellen hätte. Als Lösegeld wurde ferner die Summe von zwei Millionen Goldthalern gefordert, und für all diese Opfer eine Vermählung des Dauphins mit der Prinzessin Marie von Portugal, einer Nichte des Kaisers, in Aussicht gestellt.

König Franz bäumte sich auf, als er Mittheilung von diesen Bedingungen erhielt. Um seine Freiheit wieder zu erlangen, bequemte er sich indessen bald zu Gegenvorschlägen, die so viel bewilligten, als möglich war, ohne Frankreich selbst zu verkleinern. Er erbot sich, die Schwester des Kaisers, die verwitwete Königin Eleonore von Spanien, zu heirathen, während der Dauphin mit deren Tochter vermählt werden sollte, ferner alle Ansprüche auf die Herrschaft in Italien, auf Genua und Neapel fallen zu lassen, die Oberhoheit über Flandern und Artois aufzugeben, eine Hilfsarmee gegen die Türken zu stellen, und dem Herzog von Bourbon seine früheren Ehren und seinen Besitz wieder zurückzustellen. Aber er weigerte sich, diesem die Herzogthümer als souveränen Besitz zu überlassen, und ebenso schlug er die Forderung nach Burgund rundweg ab. Höchstens könnte er sich dazu verstehen, die Rechtsansprüche auf Burgund von einem französischen Gerichtshof untersuchen zu lassen; aber selbst, wenn dieser sich für den Kaiser ausspreche, dürfe Burgund nicht in Karls Besitz übergehen, sondern müsse als Mitgift der Königin Eleonore bei Frankreich verbleiben. Nur wenn Eleonore sterben sollte, ohne Söhne zu hinterlassen, sollte es an den zweiten Sohn des Kaisers fallen.

So stand denn eine Einigung noch in weitem Feld, und der König mußte sich mit dem Gedanken an eine längere Haft

vertraut machen. Gleich seinem Großoheim, dem Herzog Karl von Orleans, suchte er Trost in der Poesie. Er richtete Gedichte an seine Mutter und seine Schwester, andere an eine ungenannte Geliebte, der er ewige Treue gelobte. Seiner Mutter klagte er das Heimweh, das ihn erfüllte. Das Land, wo er nun weile, sei zwar nicht weniger schön, als die Gegend von Chinon in der Touraine, aber das Glück liege nicht in der Schönheit des Landes, und sein einziger Wunsch sei es, seine Mutter und seine Schwester wieder zu sehen — die Schwester, die vielersehnte, die von Mutter und Bruder so vollkommen geliebt werde und solche Liebe mehr als irgend jemand verdiene.

Diese Gedichte stammen vielleicht noch aus der Zeit des Feldzugs, sind möglicherweise vor der Katastrophe von Pavia geschrieben. Die Verse, die er an seine Geliebte richtete, sind jedenfalls zum großen Theil in der Gefangenschaft entstanden. König Franz erzählt in einem Gedicht ausführlich von der Schlacht und seiner Gefangennahme. Wir haben einzelne Stellen daraus schon angeführt. In einem anderen klagt er über die Länge der Zeit, daß ihm die Minuten wie Stunden, die Stunden wie Wochen, die Wochen wie Jahre vergehen. Ein andermal fragt er, ob er nicht besser thäte, sein Herzeleid zu verschweigen, um die Geliebte nicht zu betrüben, meint aber dann, zwischen Liebenden sei offene Sprache nöthig. Das Bewußtsein, daß die eigene Trauer von einem anderen Wesen mitgefühlt werde, gewähre Trost und Stärkung. Große dichterische Gabe spricht nicht aus den Strophen des königlichen Dichters. Doch finden sich einzelne hübsche Stellen, die durch den Ton der Wahrheit und ihre natürliche Empfindung wirken, andere freilich auch, die im Geschmack der Zeit gekünstelt sind, und in welchen er z. B. sagt, er müsse Thränen als Tinte, Seufzer statt schöner Worte, eine Feder von Eisen und schwarzes Papier gebrauchen, um seinen Schmerz auszudrücken.

Aus Pizzighetone stammt auch seine Ekloge vom Hirten Admetus. „Nymphen des anmuthigen Landes, das meine schöne Loire durchströmt, laßt noch einmal mit mir die Leier ertönen, um dann bis auf glücklichere Zeiten zu verstummen. Singen wir ein Klagelied um den König der guten wahren Hirten, den Hirten Admetus, der jetzt fern und unglücklich ist.“ Es folgt dann die Klage, daß in Frankreich nun die Heerden nicht mehr sicher weiden können, da der Beschützer gefangen sei. „Was bleibt uns übrig, als zu weinen und auf seine glückliche Heimkehr zu hoffen?“ Der Dichter tröstet sich mit dem Gedanken, daß in der Welt alles dem Wechsel unterworfen ist, das Lamm nicht immer seine Wolle durchnäßt fühlt, der Strauch nicht immer ohne Blüthen steht, Wind und Sonnenschein mit einander wechseln, Feld und Wald nur zeitweise grünen, die Gewässer nicht ewig ihre Eisdecke bewahren. Die betrübten Hirten aber wenden sich zur Heimkehr, denn der Abend streut schon die Sterne am Himmelszelt aus, und die Nachtluft könnte den Heerden schaden.[51])

Da man in Pizzighetone einen Handstreich von Seiten der Franzosen zur Befreiung des Königs besorgte, wurde beschlossen, Franz zu Schiff nach Neapel zu bringen. In einem geheimen Briefchen vom 12. Mai theilte der König seiner Mutter diesen Plan mit und verlangte, daß die französische Galeerenflotte ihn während der Seefahrt befreien solle. In der That wurden eiligst alle Anstalten zur Ausführung dieses kühnen Unternehmens getroffen, als plötzlich vom König selbst Gegenbefehl einlief. Franz hatte seinen Sinn geändert und den Wunsch nach einer persönlichen Zusammenkunft mit Kaiser Karl geäußert. Lannoy, der den König auch in Italien noch nicht für gesichert glaubte, hatte ihn in der Idee bestärkt, daß die beiden Monarchen sich in persönlichem Verkehr leichter über die Friedensbedingungen einigen würden. Statt also auf seine Befreiung durch einen kühnen Angriff seiner

Flotte zu rechnen, schloß König Franz einen Vertrag mit dem Vicekönig, kraft dessen die französischen Galeeren sich der kaiserlichen Flotille anzuschließen und den König auf seiner Fahrt nach Spanien zu geleiten hatten. Die Unsicherheit auf dem Mittelmeer, das von nordafrikanischen Piraten beherrscht wurde, erklärt dieses Abkommen, das an Seltsamkeit wohl von keinem anderen übertroffen wird. Die französische Flotte mußte dem Feind ihre Dienste leihen, damit dieser seinen Gefangenen, den französischen König, in sicheren Gewahrsam brachte! Die Spanier scheinen dabei die Gelegenheit benutzt und die feindlichen Schiffe nach Kräften ruinirt zu haben, denn als diese im Herbst wieder nach Frankreich zurückgeschickt wurden, befanden sie sich, einem Bericht des Admirals von Saint-Blancart zufolge, im übelsten Zustand.

In der zweiten Hälfte des Juni landete König Franz zu Valencia, wo er von der Bevölkerung ehrerbietig und mit Beweisen der Sympathie empfangen wurde. Die Reise nach Madrid verzögerte sich indessen. Kaiser Karl hatte seinen Gefangenen nun völlig in der Hand und verschob die Begegnung mit ihm. Um so eifriger begann die Regentin die Unterhandlungen. In ihrer Correspondenz ist ein merkwürdiger Brief an sie aus Toledo vom 2. Juni erhalten, dessen Schreiber nicht bekannt ist. Er sagt nur, daß er die Briefe der Regentin durch die Vermittelung seines Schwiegersohnes, des Herrn von Lignand, erhalten habe, und erwähnt weiterhin ihrer Äußerungen über die Herzogin von Alençon. „Ihr bemerktet, daß Ihr glücklich sein würdet, falls die Frau Herzogin Seiner Majestät gefiele.“ Bezog sich dieses Wort auf eine Reise Margarethens nach Spanien, oder dachte die Regentin an die Möglichkeit einer Verbindung ihrer Tochter mit dem acht Jahre jüngeren Kaiser? Die Wahrscheinlichkeit spricht für die erste Annahme. Da Karl V. nirgends auf einen ähnlichen Vorschlag hinweist, ist anzunehmen, daß er ihm jedenfalls nur

andeutungsweise gemacht wurde, wenn er ihm überhaupt mitgetheilt worden ist. Der erwähnte Brief kam aber jedenfalls von einem Manne, der mit ernstlichen Aufträgen betraut war, denn im Verlauf seines Schreibens räth er der Regentin, bei den Verhandlungen nicht auf die Heirath des Königs mit Eleonore von Portugal zu dringen. Die Hand der Königin sei schon dem Herzog Karl von Bourbon zugesagt. Auch werde der Kaiser unter keinen Umständen auf Burgund verzichten.[52]) Als offizielle Gesandte erschienen am Hofe Karls zu Toledo der Erzbischof von Embrun, Franz von Tournon, begleitet vom Parlamentspräsidenten von Rouen, Johann von Selve, und von Philipp Chabot von Brion, der bald an Bonnivets Stelle zum Admiral ernannt wurde. König Franz hätte es gern gesehen, wenn auch seine Mutter gekommen wäre. Doch stellten sich einer Reise der Regentin zu große Schwierigkeiten entgegen, und so übernahm es Margarethe, ihrem Bruder durch einen Besuch Erheiterung zu bringen und zugleich die diplomatischen Verhandlungen zu beschleunigen. Die Herzogin brachte damit ihrem Bruder und ihrem Land ein schweres Opfer. Denn außer den Schwierigkeiten der langen Reise sah sie eine Kette peinlicher Besprechungen, demüthigender Situationen voraus, und mußte unter Umständen die Verantwortung für weitgehende Concessionen übernehmen.

Um sich nach Spanien begeben zu können, bedurfte Margarethe zunächst eines Geleitsbriefs von der spanischen Regierung, und Montmorency, der gleichzeitig über die Verlängerung des Waffenstillstandes unterhandelte, erhielt den Auftrag, die gewünschte Erlaubniß für die Herzogin zu verlangen. Im Monat Juni schon rüstete Margarethe ihre Abreise, aber der Kaiser gewährte den Geleitsbrief erst in der Mitte des Juli und nur unter der Bedingung, daß die eigentlichen Verhandlungen von Bevollmächtigten beider Regierungen geführt, und erst der

Endvertrag von dem Kaiser und der Herzogin abgeschlossen würde. Diese Clausel versprach nicht viel Gutes. Mitte Juli hatten die französischen Gesandten in Toledo ihre erste feierliche Audienz beim Kaiser. Johann von Selve erging sich dabei in pomphaftem Wortschwall, und auf seine Rede, die länger als eine Stunde dauerte und im Styl der Zeit an geschichtliche Beispiele aus der biblischen, griechischen und römischen Geschichte erinnerte, von Cyrus und Jeremias handelte, entgegnete der Kaiser in leicht satirischer Weise, er könne weder so viel Geschichten noch so viel gute Beispiele anführen, aber er habe immer den Frieden gewünscht und werde seine Pflicht erfüllen. Nun war es auch wünschenswerth, König Franz näher zu haben, und so ließ man ihn nach Madrid kommen. Aber die Herzogin von Alençon hatte ihren Geleitschein noch immer nicht erhalten und verzehrte sich in Ungeduld. Einstweilen reiste sie das Rhonethal hinab, und ihre Mutter begleitete sie ein Stück Wegs. Endlich, am 1. August, kam das sehnlich erwartete Document, das aber nur für sechs Monate giltig war. In Aigues Mortes, das damals noch Seehafen war, wollte sich Margarethe einschiffen, wurde aber durch widrige Winde noch Wochen lang aufgehalten. Erst am 27. August konnte sie die Seefahrt beginnen. Sie hatte ein zahlreiches Gefolge von Damen und Herren, unter den ersteren Aymée von La Fayette, die Witwe des Franz von Silly, die als eine der vertrautesten Freundinnen Margarethens erscheint und später auch mit der Erziehung von deren Tochter Johanna betraut wurde. Andrea Doria geleitete die Schiffe mit fünf Galeeren bis nach Barcelona, wo der Herzogin ein feierlicher Empfang bereitet war. Die weitere Reise wurde in der Sänfte zurückgelegt und war überaus beschwerlich.[53]) Sie dauerte drei Wochen, und Margarethe kam erst den 19. September in Madrid an. Um die Länge des Wegs zu vergessen und die Unruhe ihres Gemüths

zu beschwichtigen, suchte sie Trost bei den Musen. Eine Anzahl von Gedichten, die damals entstanden, geben von den Sorgen jener Tage Kunde. Denn Margarethe erhielt unterwegs die Nachricht, daß ihr Bruder in Madrid schwer erkrankt sei, und sie fürchtete jeden Tag noch Schlimmeres zu hören. Damals dichtete sie eine französische Paraphrase des „Salvum fac regem“, und in einem längeren Gedicht gab ihr die schwesterliche Liebe rührende Worte ein. Die erste Strophe lautet in der Übersetzung etwa so:

Wenn ich die Angst, die mich bedrückt,
In meinen Versen könnte klagen,
Wär' ich mit Worten recht geschickt,
Nie hörte man wohl Trüb'res sagen!
Wie sehr mir auch der Geist beschwert,
Verbergen muß ich meinen Kummer,
Nur etwas blieb, das Trost gewährt,
Die Hoffnung auf den Todesschlummer.

In frommem Gebet wendet sie sich dann an Gott, auf dessen Hilfe sie vertraut, und das führt sie zum begeisterten Lob ihres Bruders, seiner Gottesfurcht und Ergebung, seines reichen Geistes.

Unwissenheit ist ihm verhaßt,
Er übertrifft sie all' an Wissen,

heißt es am Schluß einer Strophe. Doch die Sorge will sich nicht bannen lassen; immer aufs neue fliegen ihre Gedanken voraus an des Königs Krankenlager, und voll Aufregung blickt sie nach den Boten aus, die ihr Nachricht bringen sollen.

Nach allen Seiten schweift mein Blick,
Den nah'nden Boten zu erkunden,
Dann kehr' ich zum Gebet zurück,
Daß Gott den König laß gesunden!

Doch wenn ich keinen Boten seh',
Laß ich die bittern Zähren fließen,
Und suche, ganz besiegt vom Weh,
Mein Leid in Verse zu ergießen.

O welch ein Gruß wär' dem zutheil,
Der an die Thüre käm', zu sagen:
Der König ist gesund und heil,
So wie in fernen guten Tagen.
Und bin ich auch im tiefsten Leid, —
Hört' ich mit solchem Wort mich grüßen,
Verschwunden wär die Traurigkeit,
Ich würde gleich den Boten küssen! [54])

König Franz hatte in Madrid zunächst einen stark befestigten Thurm der alten Ringmauer, los Lusanes, bezogen, war dann in das Palais des Herzogs von Arco und schließlich in einen Thurm des königlichen Schlosses gebracht worden. Das Schloß der früheren Könige von Spanien steht nicht mehr, an seiner Stelle wurde später der neue Palast errichtet. Saint-Simon, der während der Regentschaft des Herzogs von Orleans als Gesandter nach Madrid kam, sah das Gefängniß noch, in dem Franz I. gewohnt hatte, und erzählt darüber in seinen Memoiren (Jahr 1722): „Während der Hof in Buen Retiro verweilte, stand das Schloß leer, und ich wünschte es genau zu besichtigen. Zu diesem Behuf wandte ich mich an Don Gaspar Giron, der sich selbst bemühte und mich überall herumführte. Auf unserem Rundgang sagte ich zu Don Gaspar, daß ich fürchte, er werde mir aus Höflichkeit das, was ich am meisten zu sehen wünschte, nicht zeigen. Der Gute verstand mich sehr wohl, denn er hatte scharfen und feinen Geist; aber die spanische Ritterlichkeit hieß ihn den Tauben spielen. Er versicherte mich fortwährend, daß er mir nichts verbergen werde. „Ich wette dagegen, Señor Don Gasparo," sagte ich ihm; „auch das Gefängniß Franz' I.?" — „Oh, Herr Herzog, wovon

reden Sie?" und er wechselte sogleich den Gegenstand der Unterhaltung. Ich kam aber wieder darauf zurück und nöthigte ihn durch meine Complimente und sonstigen Bemerkungen endlich, meine Bitte zu erfüllen . . . Als die Schlüssel gebracht waren, führte uns Don Gaspar am Ende des Saals in eine Fensternische, von wo aus man den Blick auf den Mançanares hatte. Dort sah ich mich um, bemerkte aber keine Thüre. Don Gaspar lachte, drückte an der dicken Mauer auf der Fensterseite an einer Thür, die so vortrefflich gearbeitet und deren Schloß so kunstreich verborgen war, daß man sie unmöglich sehen konnte.

Die Thüre war niedrig und schmal und führte zu einer eben so engen Stiege zwischen zwei Mauern. Es war mehr eine Art steinerner Leiter mit ungefähr sechzig hohen Stufen, an dessen Ende sich ein kleiner Gang befand. Auf der einen Seite desselben war ein kleines vergittertes Fenster angebracht, das auf den Mançanarez ging, auf der anderen Seite führte eine niedrige Thüre in ein kleines Gemach, das sein Licht nur von dem Gangfenster durch die Thüre erhielt. Ging man gerade aus, so kam man am Ende des Gangs, d. h. etwa fünf Fuß von der Treppe entfernt, wieder zu einigen Stufen und einer schweren Doppelthüre. Die zweite Thüre führte zu dem Zimmer Franz' I. und bildete den einzigen Zugang zu demselben. Das Zimmer war nicht groß, hatte aber rechts eine Erweiterung. Gegenüber befand sich ein großes Fenster, das doppelt vergittert war. Es bot die Aussicht auf den Fluß und die weitere Umgegend. In dem Zimmer war Raum genug für Stühle, Koffer, einen Tisch und ein Bett. Neben dem Kamin war eine Vertiefung in der Wand, die als Garderobe dienen konnte. Von dem Fenster des Thurmes bis hinab an das Ufer des Mançanarez mißt man mehr als hundert Fuß, und so lange Franz I. hier verweilte, hielten zwei Bataillone strenge Wacht. Solches war die Wohnung,

in der König Franz so lange gefangen gehalten wurde, wo er so krank war, wo seine Schwester ihn tröstete und so aufopfernd für seine Heilung und Befreiung wirkte.“

Die enge Haft hatte nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit des Königs, der an kräftige Bewegung im Freien gewöhnt war. Wie streng er bewacht wurde, geht aus einem Protest hervor, den er später (Februar 1526) erhob. Darin sagte er, daß die wachehabenden Offiziere selbst nachts in sein Zimmer getreten seien, um zu sehen, ob er wirklich im Bett liege. Er ertrug diese Beschränkung mit höchster Ungeduld, und die absichtliche Verzögerung der Unterhandlungen reizte ihn mit jedem Tage mehr. Er erkrankte schwer, und in Paris verbreitete sich eines Tages schon das Gerücht von seinem Tod. Nun erst entschloß sich Kaiser Karl ihn zu besuchen. Er kam nach Madrid und erschien am Bett des kranken Monarchen, dem er einige freundliche und tröstende Worte sagte. Das war am 18. September. Am folgenden Tag traf die Herzogin von Alençon in Madrid ein. Sie fand Franz so krank, daß sie jede politische und diplomatische Aufgabe zunächst unbeachtet ließ und sich einzig der Pflege ihres Bruders widmete. Schon ihre Gegenwart hatte eine gute Wirkung. Franz kannte ihre Liebe, und sie war ihm wie ein Gruß aus der Heimat. Margarethe sah, daß dem König vor allem moralische Kräftigung noth that. Einige Tage nach ihrer Ankunft ließ sie in seinem Gemach einen feierlichen Gottesdienst abhalten. Der König lag theilnahmlos und unbeweglich; man glaubte seine letzte Stunde sei nahe. Das ganze Gefolge erschien, und der Erzbischof von Embrun reichte allen Anwesenden das Abendmahl. Franz erwachte aus seinem lethargischen Zustand, nahm gleichfalls das Sacrament und sprach die Hoffnung auf Genesung aus. Die Krisis war glücklich überwunden. Margarethe verdoppelte ihre Bemühungen; sie hatte viel von Frankreich, von der Mutter, den Kindern zu erzählen, und wußte den Kranken

durch ihre Plauderei vortrefflich zu unterhalten. Die Geschwister hatten ja das gleiche Interesse an Kunst, Poesie und Wissenschaft, und so gelang es ihr, Franz auf andere Gedanken zu bringen, ihm wieder Lebensmuth und Vertrauen einzuflößen. Die Genesung machte rasche Fortschritte und bald war jede Besorgniß für das Leben des Königs beseitigt. Margarethe mußte nun ihre Aufmerksamkeit der Politik zuwenden.

Die Friedensunterhandlungen zu Toledo hatten noch zu keinem Resultat geführt, so unendlich man dabei auch discutirte. Man redete oft vom Morgen bis zum Abend, schrieb Ausführungen und Gegenausführungen und ließ sich manchmal zu scharfen Bemerkungen hinreißen, aber eine jede Seite blieb in der Hauptfrage unnachgiebig. Der Kaiser verlangte Burgund, und Franz verweigerte es. Schon am 22. August hatte der letztere, in Gegenwart seiner Gesandten, einen geheimen schriftlichen Protest unterzeichnet, worin er den Verzicht auf Burgund, zu dem man ihn durch längere Haft nöthigen wollte, zum Voraus für ungiltig erklärte. Man kam schließlich in Toledo zum Beschluß, die Unterhandlungen bis zur Ankunft der Herzogin von Alençon zu unterbrechen.

Am 2. Oktober verließ diese Madrid, um sich zu Kaiser Karl zu begeben. Die Etikette verlangte einen feierlichen Empfang für die Gesandten eines mächtigen Staats, und der Kaiser versäumte in dieser Hinsicht um so weniger etwas, als er entschlossen war, in der Hauptsache nicht nachzugeben. Er selbst zog der Herzogin eine Stunde Wegs entgegen, um sie zu begrüßen und geleitete sie zum Palast, der für sie bestimmt war. Darüber schrieb sie sogleich an den König und erzählte ihm von der Freundlichkeit des Kaisers, und wie er sich hoffnungsvoll über die Friedensaussichten geäußert habe. Am folgenden Tag begann sie ihre diplomatische Thätigkeit. Sie hatte mit Karl eine lange Unterredung unter vier Augen,

und an den folgenden Tagen wiederholten sich diese Konferenzen.

Aber auch sie waren fruchtlos. Margarethe schrieb dem König darüber: „Ich war gestern beim Kaiser und fand ihn sehr kalt. Er nahm mich bei Seite in sein Zimmer, wohin mich nur eine Dame begleitete, aber seine Worte entsprachen so großen Umständen nicht, denn er verwies mich an seinen Rath und sagte, er würde mir heute antworten. Dann führte er mich zu seiner Schwester, der Königin, bei der ich lange blieb. Auch heute Abend ging ich zu ihr und fand sie sehr freundlich. Freilich reist sie morgen ab, und ich werde sie noch besuchen, um Abschied zu nehmen. Ich glaube, sie geht nicht gern, sondern nur auf Befehl, denn man hält sie streng im Gehorsam. Als ich mich gerade mit ihr unterhielt, kam der Vicekönig, um mich zum Kaiser zu rufen. Dieser ließ mich in sein Zimmer bitten und sagte mir, er wünsche Eure Befreiung und warme Freundschaft, und kam zuletzt auch auf Burgund zu reden. Er will Eure Pairs und Euer Parlament nicht als Richter annehmen, sondern verlangt Schiedsrichter... Morgen und Samstag sollen unsere Leute über diesen Punkt berathen; ich werde ihn dann wieder besuchen, und wenn jene nicht einig werden, wird er so vorgehen, daß ich zufrieden sein kann.“[55])

Wie vorauszusehen war, einigten sich die Gesandten nicht, aber auch der Kaiser vergaß den Entschluß, den er in Aussicht gestellt hatte. An der Schwester des Kaisers, der verwitweten Königin Eleonora von Portugal, hatte Margarethe zwar eine Freundin und Fürsprecherin gewonnen. Dafür aber erhielt die Königin den Wink, Toledo zu verlassen. Es war klar, daß ohne die Cession von Burgund vom Kaiser nichts zu erlangen war.

Brantome erzählt sogar von einer großen Rede, die Margarethe vor dem Staatsrath des Kaisers gehalten habe;

allein diese Nachricht ist nicht beglaubigt und auch an sich unwahrscheinlich. Margarethe wurde immer kühler, je mehr sie fühlte, daß man sie mit Worten und Ehrenbezeugungen hinhielt, an eine Nachgiebigkeit in Bezug auf Burgund aber nicht dachte. „Die Frau Herzogin ist zum Entschluß gekommen", schrieb Selve an Montmorency, „so wenig als möglich mit ihnen (den spanischen Staatsmännern) zu sprechen, da sie so wechselnd und unbeständig sind." Margarethe selbst aber schrieb dem König: „Monseigneur, Ihr werdet durch Herrn von Embrun und durch Babou von den Bedingungen gehört haben, die den Briefen und freundlichen Worten nicht entsprechen ... Der Vicekönig meinte, ich sollte zu dem Kaiser gehen; aber ich ließ ihm sagen, daß ich bis jetzt meine Wohnung nur auf eine Einladung hin verlassen hätte, und daß man mich finden würde, wenn es dem Kaiser gefiele nach mir zu senden ..." „Seit drei Tagen habe ich kaum das Kloster verlassen, und habe dem Vicekönig erklärt, daß wenn ich nicht mit dem Kaiser reden kann, ich es für unter meiner Würde halte, hier den Hof zu machen und mit den Dienern des Herrn zu verhandeln, der Euch versprochen hat, mit mir allein über Eure Angelegenheiten zu reden ..."

„Nach ihren Worten zu urtheilen, fürchten sie, daß ich abreise, und es scheint mir, daß wenn man ihnen noch eine Weile widersteht, man sie zu anderer Sprache bringen wird. Wie dem auch sei, mit Gottes Hilfe werden wir Euch doch befreien; nur bitte ich Euch inständig, Euch über die Verzögerung nicht zu kränken, da sie sich nun einmal so nichtswürdig benehmen."

Schon vorher hatte sie ihrem Bruder geschrieben, sie werde zum Kaiser gehen und eine entschiedene Antwort erbitten. Dem Vicekönig, der ihr gern helfen möchte, habe sie ihr Herz ausgeschüttet und ihm gesagt, die Herren hätten wenig Ehrgefühl oder viel bösen Willen. In einem Schreiben an Montmorency

offenbarte sie ebenfalls ihre Erbitterung. „Wenn ich mit anständigen Männern zu thun hätte, die wüßten, was Ehre heißt, so würde ich mich nicht weiter kümmern; aber das Gegentheil ist wahr. Jeder spricht mir von seiner Liebe zum König, aber ich verspüre kaum etwas von ihr.“.[56])

Franz hatte selbst einmal den Gedanken, nach Toledo zu gehen; allein die Überzeugung, daß auch er kein Zugeständniß werde erlangen können, mag ihn schnell von seiner Absicht abgebracht haben. Er schrieb vielmehr dem Kaiser einen herben Brief. Es sei ihm klar, daß er in ewigem Gefängniß gehalten werden solle. Er werde sein Schicksal mit Gottes Hilfe zu ertragen wissen, doch sehe er nicht, daß des Kaisers frühere freundliche Worte mit dieser Behandlung übereinstimmten. (Oktober 1525.)

So weit war man also nach halbjährigen eifrigen Verhandlungen gekommen. Die beiden Monarchen standen persönlich schroff einander gegenüber, die Gegensätze waren schärfer als je zuvor.

Margarethe verließ Toledo mit schwerem Herzen, und im geheimen Rath ihres Bruders entschloß man sich nun zu einem entscheidenden Schritt. Es galt, den König von Frankreich aus der Hand des Kaisers zu retten. An Flucht freilich war nicht zu denken, da Franz zu gut bewacht wurde. Es mußte ein anderes Mittel gefunden werden, und dieses bot sich in der Abdankung. Wenn die Spanier plötzlich statt des Königs von Frankreich nur noch den Herzog von Valois in ihrer Hand hatten, waren sie mit ihrer Politik gescheitert. Dazu gehörte freilich ein großes persönliches Opfer von Seiten des Königs. Die Regentin sowohl wie Margarethe scheinen schließlich den Verzicht auf Burgund angerathen zu haben. Margarethe schrieb an Franz: „Wenn alles gesagt ist, so gilt es, weder an Land noch an Kinder zu denken, denn Euer Königreich braucht Euch.“ („de ne vous arrester à terre, ni à enfans, car

vostre réaulme à besoin de vous“.) König Franz aber wollte die Schmach nicht auf sich nehmen, sein Reich geschmälert zu hinterlassen, und war kein billiger Friede zu erlangen, wollte er doch seine Ehre hoch halten. In die Zeit dieser heroischen Stimmung mögen die Gedichte fallen, in welchen er von seinem Muth und seiner Ausdauer redet, z. B. jene Strophen, in denen er sich zum Troste sagt:

Ein festes Herz hat eine einz'ge Sorge,
Die Ehre nur!
Ist auch der Körper schwach, der Geist bleibt fest.
Was auch das Unglück ihn erdulden läßt,
Er achtet's nicht.

Daß König Franz nicht immer in so entsagender Stimmung war, sondern auch Stunden der Muthlosigkeit verbrachte, geht aus anderen Gedichten hervor, die er während seiner Haft in Spanien geschrieben hat. In einem Rondeau ruft er den Tod an als einziges Mittel der Erlösung, und in einem anderen sagt er, daß er jetzt seinen Trost, seine Freude nur in den Thränen finde.[57])

In einer heroischen Stunde unterzeichnete König Franz die Urkunde seiner Thronentsagung, die nun heimlich nach Frankreich gebracht werden mußte.

Man glaubte früher, Margarethe habe sie bei ihrer Heimreise mitgenommen. Das ausführliche Document trägt das Datum des Monat November 1525, und Margarethe verließ gegen Ende dieses Monats Madrid. Allein man weiß heute bestimmt, daß sie nicht die Trägerin des wichtigen Actenstückes war, vielleicht um sie nicht Verlegenheiten und Gefahren auszusetzen. Marschall Montmorency, der etwas später als sie nach Frankreich zurückreisen sollte, war vielmehr mit der Übermittelung der Urkunde betraut. Dieselbe war in Form eines Manifestes abgefaßt, in welchem König Franz sein Volk daran erinnerte, wie er zur Sicherung Frankreichs in den Krieg gezogen und

in unglücklicher Schlacht nach muthvoller Gegenwehr in die Hände der Feinde gefallen sei. Er sehe nun, daß er seine Freiheit unter ehrenvollen Bedingungen nicht erlangen könne, und so habe er im Interesse des Landes, nach reiflicher Überlegung mit seinen Räthen, beschlossen, seinem ältesten Sohne, dem Dauphin Franz, die Krone zu überlassen. Da dieser noch minderjährig war, bestimmte die Urkunde weiterhin, daß die Herzogin von Angoulême, Luise von Savoyen, die Regentschaft fortführe, im Fall ihres vorzeitigen Ablebens aber Margarethe Herzogin von Alençon an ihre Stelle treten sollte. Doch behielt sich Franz das Recht auf die Krone und die Herrschaft vor, wenn er im Lauf der Zeit doch seine völlige Freiheit wieder erhalten sollte.

Der Geleitsbrief, welchen Margarethe für ihre Reise nach Spanien erhalten hatte, verlor Ende December seine Giltigkeit, und mit schwerem Herzen mußte sich die Herzogin von ihrem Bruder trennen. Sie reiste langsam, denn sie hoffte immer noch auf eine günstige Wendung. Am 20. November war sie in Alcala. Von Guadalaxara aus, wohin sie dann kam, sandte sie Montmorency einen vertraulichen Brief zur Mittheilung an den König. Sie war im Palast des Herzogs von Infantado abgestiegen, wo sie die freundlichste Aufnahme fand. Aber sie hatte bereits zu empfinden, mit welch' strengen Polizeimaßregeln man sie umgab. „Wenn Ihr es für gut haltet, sagt dem König", schrieb Margarethe, „daß dem Herzog und seinem Sohn unter Androhung kaiserlicher Ungnade verboten worden ist mit mir zu reden. Aber die Damen sind mir nicht untersagt, und mit ihnen werde ich darum doppelt so viel sprechen. Ich hätte nie geglaubt, daß ich so liebevolle Gesellschaft finden würde, und das ist mir ein großer Trost gewesen. Morgen werde ich hier zu Mittag speisen und vier Meilen weiter die Nacht verbringen."

Aber schon in Siguença beschleunigte sie infolge auf-

regender Nachrichten ihre Reise. Montmorency ließ ihr im Auftrag des Königs sagen, sie möge ihre Reise so sehr als möglich beschleunigen. Selbst ihr wurde der Grund dieser Eile nicht angegeben. Montmorency schrieb nur geheimnißvoll, er werde ihr denselben bald mittheilen. Bis dahin war die Herzogin in ihrer Sänfte gereist und hatte sich Zeit gelassen. Nun stieg sie zu Pferd, und aus ihrem langsamen Zug wurde fast eine eilige Flucht. „Mein Vetter", schrieb sie dem Marschall am 2. December, „der Überbringer wird Euch von der Beschleunigung meiner Reise berichten, welche Ihr mir auf Befehl des Königs angerathen habt. Ich werde thun was möglich ist, um das Weihnachtsfest in Narbonne feiern zu können." [58])

Offenbar war der Rath des Königs durch geheime Mittheilungen veranlaßt, und Margarethe spricht darüber auch ganz offen in einem Brief vom 14. Januar 1526 an Johann von Brinon, der Präsident des Parlaments zu Rouen und Kanzler ihres Herzogthums Alençon war. „Ich kann Euch sagen, daß ich mit den größten Heuchlern zu thun hatte, mit Leuten, bei welchen das Ehrgefühl so klein als möglich ist. Manchesmal erhielt ich ein gutes Wort, aber gleich darauf änderte sich alles. Ich habe mich auf jede Weise bemüht, den Frieden, die Freundschaft und das Bündniß des Kaisers zu gewinnen, um die Befreiung des Königs durchzusetzen. Ich habe alles gethan, was ich konnte und durfte; und zum Lohn dafür hat man mir verboten bei ihm zu bleiben. Als die Zeit der Heimkehr kam, konnte ich keine Verlängerung meines Geleitsbriefes erhalten; nur suchte man die Gelegenheit mich bis zum Ablauf des Waffenstillstands zurückzuhalten, um mich dann nicht mehr gehen zu lassen. Das zwang mich zu solcher Eile, daß ich einen Monat lang fast immer um sechs Uhr in der Frühe schon zu Pferde stieg und erst des Nachts am Ziel ankam." [59])

Ob der Argwohn Margarethens oder vielmehr des Königs

gerechtfertigt war, oder nur allgemeines Mißtrauen den Rath zur Eile eingab, ist heute nicht klarzustellen. Bestätigt wird die Sorge des Königs durch keinerlei Document. Allein es ist natürlich, daß solche Pläne nicht officiell ausgesprochen werden, wenn sie ernstlich gemeint sind.

Gerade noch vor Ablauf der Frist erreichte Margarethe die französische Grenze. Als sie den Boden ihrer Heimat betrat, war aber in Madrid ein Umschwung eingetreten, der den Friedensschluß sicherte und die Freiheit des Königs in nächste Aussicht stellte. Franz hatte seine Thronentsagung bereut; der Gedanke, sich in solcher Weise zu opfern, schien ihm nun übertrieben, und er beschloß, sich durch scheinbare Nachgiebigkeit aus der Hand seines Gegners zu befreien, dann aber alle Versprechungen zu brechen. Diese Politik der Doppelzüngigkeit und des Wortbruchs war von einem Theil der Vertrauten gewiß schon früher empfohlen worden, wurde aber erst nach der Entfernung Margarethens definitiv angenommen. Die Abdicationsurkunde blieb ohne Folgen. Im Moment, da Montmorency sich anschickte, mit ihr nach Frankreich abzureisen — am 19. December — ließ der König seinen Gesandten die Weisung zugehen, die Abtretung von Burgund zu bewilligen. Alle anderen Punkte des Friedenstractats wurden dann leicht geordnet. Aber am Tage vor der feierlichen Unterzeichnung, am 13. Januar, versammelte der König seine Rathgeber, Montmorency, den Erzbischof von Embrun, Brion, Selve und einige andere, und ließ sie schwören, mit niemanden außer der Regentin und der Herzogin von Alençon über das zu reden, was sie hören würden. Dann protestirte er feierlich gegen den ihm aufgedrungenen Vertrag. Er werde nichts thun, was der Ehre Gottes und seiner eigenen zuwider wäre oder Frankreich schaden könne. Er werde der Gewalt weichen und den Vertrag unterzeichnen, aber wenn er die Freiheit wieder erlangt habe, werde er alle Zugeständnisse, die man ihm jetzt abnöthige,

als null und nichtig betrachten und dem Kaiser nur ein Lösegeld anbieten, wie es für einen kriegsgefangenen König gezahlt zu werden pflege.

So wurde der Friede von dem König, der soviel auf Ritterlichkeit hielt, beschworen, aber mit dem geheimen Vorbehalt, den Schwur zu brechen. Papst Clemens VII. erleichterte ihm freilich diesen Treubruch, indem er ihn seines Eides entband.

In dem Friedensvertrag von Madrid verzichtete also König Franz auf das Herzogthum Burgund, auf Mailand, Genua, Asti und Neapel. Er verzichtete ferner auf die Oberhoheit über Flandern und Artois, trat Tournay ab und versprach, den König von Navarra in seinem Kampf gegen Spanien nicht mehr zu unterstützen. Auch dem Herzog Karl von Bourbon sollten seine Besitzungen zurückgegeben werden. Dafür war von einer Erhebung desselben zum souveränen Fürsten keine Rede mehr. Um ihn für den Traum eines südfranzösischen Königthums zu entschädigen, gab ihm Karl die Aussicht auf den Besitz von Mailand. Es ist wohl anzunehmen, daß der Herzog sich wiederum getäuscht gesehen hätte, wenn er nicht bald darauf beim Sturm auf Rom gefallen wäre. Zur Bekräftigung der Freundschaft zwischen dem Kaiser und dem König bestimmte der Vertrag die Vermählung des letzteren mit Eleonore von Portugal. Auch sollten die beiden ältesten Söhne des Königs — der Dauphin Franz und Herzog Heinrich von Orleans, der spätere König Heinrich II. — als Geißeln nach Spanien gebracht werden, und Franz selbst gelobte, sich wieder als Gefangener zu stellen, wenn die Friedensbedingungen nach vier Monaten nicht alle erfüllt wären. Einst hatte sich in Deutschland Friedrich der Schöne seinem Gegner Ludwig von Baiern wieder zur Haft gestellt, als es ihm unmöglich wurde, das zu erfüllen, was er als Preis seiner Freilassung versprochen hatte. Daß Franz andere Ansichten hatte, wissen wir, und

auch Karl V. hätte schwerlich das Beispiel des Baiers, seines Vorgängers in der Kaiserwürde, nachgeahmt.

König Franz hatte gehofft, gleich nach der Unterzeichnung heimkehren zu können, mußte aber noch zwei Monate in Madrid bleiben, bis alle Einzelnheiten des Vertrages geregelt waren. Doch wurde er nicht mehr so streng als Gefangener behandelt, wenn er auch noch seine Wohnung im Thurm des Palastes hatte. Er konnte sich nun öffentlich zeigen, beehrte mehrere vornehme Familien mit seinem Besuch, und machte einige Ausflüge mit dem Kaiser. In jene Zeit neubelebten Muthes mögen ein paar Liebesgedichte des Königs fallen, die freilich nicht der Königin Eleonore galten, sondern sich an andere Damen wendeten. Die geschäftige Phantasie hat ohnehin die Geschichte der Gefangenschaft des Königs durch einige romantische Liebesverhältnisse zu verschönern gesucht.

In einem kleinen Schloß bei Illescas wurde nach einiger Zeit die Verlobung der Königin Eleonore mit Franz gefeiert, und es wird berichtet, daß während der Festlichkeiten die hohe Braut vor ihrem Verlobten einen spanischen Tanz getanzt habe.

Endlich waren alle Formalitäten geregelt, und anfangs März konnte König Franz nach Frankreich abreisen. In der Mitte des Bidassoaflusses, zwischen Fuentarabia und Andaye, hatte man eine große Barke vor Anker gelegt. Dorthin geleitete Lannoi den König und empfing daselbst aus den Händen des Marschalls Lautrec die beiden Prinzen. Des Königs Augen füllten sich mit Thränen, als er seine Kinder begrüßte und sich sogleich wieder von ihnen trennen mußte. Als er den Boden seines Frankreich wieder betrat, eilte er sofort über Saint-Jean-de Luz nach Bayonne, wo ihn seine Mutter und seine Schwester mit dem Hof erwarteten. Es war der 17. März 1526; über ein Jahr war seit der Unglücksschlacht bei Pavia verstrichen. Eine wichtige Epoche in dem Leben

Franz I. hatte seinen Abschluß gefunden. Er kehrte, ein anderer, zurück, als der er ausgezogen war. Wohl bewahrte er noch sein Verständniß für Wissenschaft und Kunst, seinen lebhaften Sinn, seine Achtung vor geistiger Arbeit. Aber sein Charakter hatte Noth gelitten. Vielleicht trat seitdem auch nur mehr zu Tage, was das Feuer der Jugend verborgen hatte, — sein Egoismus, seine Unbeständigkeit, seine Sinnlichkeit. Der erste Abschnitt seiner Regierung hatte in ihm einen eigenwilligen, aber begabten, nach Ruhm dürstenden und ein hohes Ziel erstrebenden Fürsten gezeigt, der den freien Gedanken ehrte und die Wahrheit schätzte. In der zweiten Epoche trat der Despot mit seiner Intoleranz und Lässigkeit immer schärfer hervor und ließ bereits die Züge erkennen, welche seine Nachkommen, die letzten Valois, so sehr entstellten.

Der Vertrag von Madrid wurde nicht ausgeführt. Vergebens forderte der Kaiser die Erfüllung der Versprechungen, Franz hatte immer ausweichende Antworten. In dem Schaukelspiel der Politik jener Tage war es für den letzteren sogar leicht, nun seinerseits einen Bund gegen den Kaiser zustande zu bringen. Er schloß schon im Juli 1526 mit dem Papst und Venedig die sogenannte „heilige Allianz" zur Befreiung Italiens von der spanischen Herrschaft. Denn jetzt schien das Haus Habsburg auf dem Weg zur Weltherrschaft und gefährlicher als kurz zuvor die Valois. Auch England trat einige Wochen später dem Bündniß bei. Aufs neue entbrannte der Krieg, und es erfolgte sogar eine förmliche Herausforderung zum Zweikampf zwischen den erbitterten Monarchen. Endlich machte der „Damenfriede von Cambray" im Sommer 1529 dem Blutvergießen für eine Zeit lang ein Ende. Luise von Savoyen und Margarethe von Österreich trafen am 7. Juli in Cambray zusammen und unterzeichneten am 5. August einen neuen Friedensvertrag. Kaiser Karl verzichtete auf Burgund, König Franz aber opferte seine italienischen Bundes-

genossen und seine eigenen Ansprüche auf italienisches Land. Zwei Millionen Thaler sollten als Lösegeld für die Söhne des Königs gezahlt, und die Ehe des Königs mit Eleonore endlich vollzogen werden. Die beiden Prinzen kehrten jedoch erst im folgenden Jahr zurück. Am 10. Juni 1530 empfing sie Montmorency aus der Hand der Spanier. Die Königin Eleonore begleitete sie und Franz ließ sich mit ihr im Kloster zu Verrières in der Gascogne trauen.

Die Schwester des Königs, Margarethe, damals schon Königin von Navarra, wohnte den Festlichkeiten, die bei dieser Gelegenheit veranstaltet wurden, nicht bei. Sie war guter Hoffnung, und ihr körperliches Befinden heischte Schonung. Aber in dieser ruhigeren Zeit gedachte sie gern der schweren Zeit, die sie durchlebt hatte, besonders ihrer mühevollen Reise nach Spanien, und sprach das in einem sinnigen Gedicht aus:

Vergangnen Leids im Freundeskreis zu denken,
In stiller Stunde seinen Sinn
Auf die Erfahrung früh'rer Zeit zu lenken,
Ist traun ein eigenthümlicher Gewinn,
Wenn alles sich zum Guten hat gewendet.[60])





V.

Margarethe, Königin von Navarra.

Bald nach der Heimkehr des Königs Franz schloß die Herzogin von Alençon einen neuen Ehebund. Sie reichte dem König Heinrich von Navarra die Hand.

Um die Verhältnisse, in welche Margarethe damit trat, besser verstehen zu können, müssen wir zunächst einen Blick auf das kleine Gebirgsland richten, als dessen Königin sie eine hervorragende Stellung in der Reformations- und Culturgeschichte Frankreichs einnimmt.

Das Königreich Navarra erstreckte sich beim Beginn des 16. Jahrhunderts über beide Abhänge der Pyrenäen. Es umfaßte im Norden des mächtigen Höhenzugs die Grafschaft Bearn und Nieder-Navarra, während der größere Theil des Landes, das eigentliche Navarra, zur iberischen Halbinsel gehörte. Im ganzen arm und schwach bevölkert, mit theilweise rauhem Klima, war das Land zu keiner großen Rolle in der Geschichte berufen. Doch aber kam die Zeit, da es einen bedeutenden Einfluß auf die Geschicke der Nachbarstaaten ausüben sollte.

Ober-Navarra, das südlich von den Pyrenäen gelegene Land, stand im Mittelalter unter eigenen Fürsten. Im Jahre 1284 kam es infolge einer Verheirathung der Erbprinzessin Johanna mit König Philipp dem Schönen von Frankreich zu diesem letzteren Reich, wurde aber schon 1328 wieder selbstständig, allerdings unter Königen aus französischem Geschlecht. Auch dieses Regentenhaus stand nach einem Jahrhundert nur auf zwei Augen. Wieder kam das Land unter die Herrschaft einer Frau, Donna Blanca, welche sich im Jahre 1419 mit Johann von Aragon vermählte und dadurch die Vereinigung Navarras mit Aragon veranlaßte. Die Völker galten als Eigenthum der Herrscher und wurden von einer Hand in die andere gegeben, wie man ein Haus oder einen Garten verhandelt. Es gefiel dem König Johann bei seinem Tod, der ihn im Alter von zweiundachtzig Jahren dahinraffte, das Königreich Navarra seiner Tochter Eleonore zu vermachen, und da diese mit dem Grafen Gaston von Bearn aus dem Hause Foix verheirathet gewesen war, kamen nun Navarra und Bearn in eine Hand. (1479.)

Die Vereinigung der Länder nördlich und südlich der Pyrenäen steigerte die Bedeutung des kleinen Königreichs. Wer in Navarra herrschte, hatte die wichtigsten Alpenpässe in seiner Hand, und bei der steigenden Rivalität zwischen Frankreich und Spanien wurde die Bundesgenossenschaft Navarras für jede der beiden Großmächte wichtig. Eingekeilt zwischen ihnen, wurde es ein Spielball diplomatischer Künste, ein Gegenstand der Sorge für die Nachbarn, deren Eroberungslust es reizte.

Wenige Wochen nachdem die verwitwete Gräfin Eleonore von Bearn dem Willen ihres sterbenden Vaters gemäß als Königin von Navarra gekrönt worden war, schied sie aus dem Leben, und beide Länder fielen an ihren achtjährigen Enkel, Franz Phöbus von Foix, dessen Nachfolge zunächst auf keinen Widerstand stieß.

Die Familie der Grafen von Foix gehörte zu den mächtigsten Geschlechtern in Frankreich, und besaß neben der souveränen Grafschaft Bearn noch ausgedehnte Herrschaften im Süden des Landes. Die Mutter des jugendlichen Königs Franz Phöbus war Magdalena von Frankreich, eine Schwester Ludwigs XI., und diese Verwandtschaft genügte, um den Ausbruch jeder offenen Feindschaft gegen die Thronfolge des Knaben zu verhindern. Dafür wurde Gaston Phöbus durch Gift hinweggerafft, als er fünfzehn Jahre alt war, und die Herrschaft fiel an seine Schwester Katharina. Auch diese war noch ein Kind, aber die Frage ihrer Verheirathung gab alsbald Anlaß zu wichtigen politischen und diplomatischen Verhandlungen.

Katharinens Mutter stand, wie natürlich, unter ihres Bruders Einfluß, und der französische Hof hatte ein wichtiges Wort bei der Wahl eines Gatten mitzureden. Darum kam der Vorschlag des Königs von Castilien, der seinen noch in der Wiege liegenden Knaben empfahl, kaum inbetracht. In erster Linie standen vier Bewerber um die Hand der Prinzessin, die eine schöne Krone zu vergeben hatte. Die vornehmsten derselben waren zwei Prinzen aus dem französischen Königshaus, der Herzog von Alençon und Graf Karl von Angoulême, derselbe, der später Luise von Savoyen heimführte. Der König von Frankreich sah die Bewerbung der beiden Prinzen nicht gern, denn er wußte, wie viel Gefahren ihm seine mit Landbesitz ausgestatteten Verwandten schon bereitet hatten. Die anderen Bewerber waren ein Prinz von Tarent und Johann von Albret, der zum hohen Adel des südlichen Frankreich gehörte. Ein Albret war im 14. Jahrhundert mit König Karl V. verschwägert gewesen, da er Margarethe von Bourbon, eine Schwester der Königin, geheirathet hatte. Ein anderer Albret war 1415 als Connetable von Frankreich in der Schlacht bei Azincourt gefallen. Das Geschlecht war in der

Geschichte des Landes, in den äußeren wie inneren Kriegen, immer genannt worden, und die französische Regierung unterstützte darum die Bewerbung Johanns.

Am 16. Februar 1483 traten die drei Stände von Bearn in Pau zusammen, empfingen von Katharine den herkömmlichen Eid auf die Freiheiten des Landes und begannen alsbald die Berathung über die Wahl des Gatten für ihre junge Herrscherin. Denn es war ein altes Recht der Stände, darüber mitzureden. Die Abstimmung der beiden ersten Stände ergab eine Mehrheit für Albret. Die Vertreter der Gemeinden waren gegen ihn, da sie einen erfahrenen Mann an ihrer Fürstin Seite zu sehen wünschten. Doch waren auch sie nicht einstimmig in ihrer ablehnenden Haltung, und so wurde die Heirath Albrets mit Katharine von Navarra beschlossen. Im Juni 1484 wurde der Contract unterzeichnet, und gegen Ende des Jahres die Hochzeit zu Lescar bei Pau gefeiert. Der junge König zählte fünfzehn, die Königin dreizehn Jahre.

Einige Monate später folgte die Krönung des jungen Paares in Pampelona. Aber es zeigte sich bald, daß der dritte Stand von Bearn mit seinen Befürchtungen im Recht gewesen war. Johann von Albret erwies sich schwachen Charakters und ohne die Einsicht, deren es bedurfte, um ein von Parteiungen so zerrissenes Land, wie Navarra, zu regieren. Es gab eine starke spanische Partei im Lande, die sich der König immer mehr entfremdete. Zuletzt gerieth er auch in Feindschaft mit Papst Julius II., gegen dessen Willen er die Wahl seines Bruders, des Cardinals von Albret, zum Bischof von Pampelona durchsetzte. Wenn auch die Bulle, durch die der Papst dafür Navarra mit dem Interdict belegt haben soll, apocryph ist, so war ein Gegensatz gegen Rom schon bedenklich genug, und um sich zu sichern, warf sich Johann von Albret nun ganz auf die Seite Frankreichs, dem er ohnehin mit seinen Sympathien zugewandt war. Seine Politik sollte in der

Kürze zum Verlust von Navarra führen und die Selbständigkeit Bearns fast illusorisch machen.

Die kleine Landschaft Béarn hatte bis dahin, gleich wie Navarra, durch alle Wechselfälle der Begebenheiten hindurch ihre Selbständigkeit jederzeit zu wahren gewußt. Selbst als die Engländer sich zu Herren der Guienne machten, und der schwarze Prinz auch von Bearn die Huldigung heischte, hatte der damalige Fürst, Gaston Phöbus, das Ansinnen kräftig abgelehnt, und England auf seiner Forderung nicht weiter bestanden. Die Bearner hatten ihre eigenen Münzen, Zölle, Landesgesetze und Gerechtsame; sie besaßen ihre selbständigen Gerichtshöfe und waren keinem fremden Fürsten zum Kriegsdienst verpflichtet. Auch hatten die französischen Könige die Unabhängigkeit Bearns zu wiederholten Malen anerkannt. Unter der Regierung des Königs Karl V. bat der Herzog von Bourbon, der an der Spitze eines französischen Corps den Weg durch Bearn nehmen wollte, zuvor ausdrücklich um die Bewilligung von Seiten des Landesfürsten. Karl VI. nahm die Huldigung des Grafen von Foix für dessen Besitzungen mit Ausnahme von Bearn entgegen, und selbst Ludwig XI., der so wenig auf alte Rechte achtete, wenn er seine Macht vergrößern konnte, erinnerte sich der Unabhängigkeit des Bearner Ländchens, als er auf einer Pilgerfahrt nach Sarrances dessen Grenze überschritt. Er befahl dem ihn begleitenden Schildträger, das Schwert Frankreichs zu senken, denn man verlasse den Boden des Reichs.

Noch während der letzten Jahre Ludwig XII. war ein erbitterter Streit über die Souveränetät des Grafen von Bearn, der zugleich König von Navarra war, ausgefochten worden. Der letztere hatte, auf ein altes Gesetz gestützt, die Burg eines aufrührerischen bearner Edelmanns, des Barons Coaraze aus dem Hause Foix zerstören lassen, und der Baron hatte bei dem Parlament von Toulouse seine Klage vorgebracht. Der

König von Navarra hatte mit Nachdruck protestirt und die Berechtigung des Parlaments, über ihn zu urtheilen, bestritten. Der Gerichtshof von Toulouse aber hatte den König zur Zahlung einer Buße von 5 000 Livres an den Baron und zum Wiederaufbau der zerstörten Burg verurtheilt und ihn, da er sich nicht fügte, als Rebellen verdammt und die Beschlagnahme von Bearn verfügt. Der Urtheilsspruch war freilich ohne Ausführung geblieben. Der König von Navarra wandte sich an Ludwig XII. und verlangte Genugthuung für die ihm angethane Beleidigung. König Ludwig schlug vor, den Streitfall durch ein Schiedsgericht zu beendigen, und Navarra stimmte bei. Die Schiedsrichter gaben im Juli 1515 ihren Spruch dahin ab, daß das Parlament von Toulouse nicht das Recht gehabt habe, den König von Navarra als Herrn von Bearn vor sein Forum zu citiren. König Ludwig erklärte infolge dessen das Urtheil des Parlaments für null und nichtig und erkannte die Souveränetät von Bearn ausdrücklich an.[61])

Ludwig XII. wußte, was er that. Von allen Seiten bedroht, mußte er sich für den Kriegsfall der Freundschaft Navarras versichern. Eine große Liga hatte sich gegen ihn gebildet, und auch Ferdinand der Katholische von Spanien hatte sich den Feinden Frankreichs angeschlossen. Ferdinand plante den französischen Einfluß in Italien zu brechen und Navarra zu erobern. Er rechnete darauf, daß König Ludwig XII., selbst bedrängt, die Besitzergreifung dieses letzteren Landes nicht werde hindern können. Als der Krieg von 1512 wirklich ausbrach, erließ König Ferdinand die Aufforderung an Johann von Navarra, dem großen Bündniß gegen Frankreich beizutreten. Als sich Johann dessen weigerte, wie nicht anders zu erwarten war, verlangte Ferdinand die Neutralitätserklärung Navarras, zugleich aber als Garantie, daß die Neutralität auch streng gewahrt würde, die Auslieferung des Erbprinzen Heinrich von Navarra und das Recht,

sechs feste Plätze in Navarra mit seinen Truppen zu besetzen. Eine solche Forderung war nichts anderes, als eine versteckte Kriegserklärung, und König Johann beantwortete sie damit, daß er ein Bündniß mit Ludwig XII. abschloß. Nun erfolgte der Bannspruch des Papstes. Julius II. bannte nicht allein den französischen König, sondern auch Johann von Navarra als dessen Bundesgenossen und erklärte beide für abgesetzt.

Diesen Moment hatte König Ferdinand erwartet und handelte nun mit größter Entschiedenheit. Am 20. Juli 1512 überschritt die spanische Armee unter dem Befehl Friedrichs von Toledo, der später als Herzog von Alba so traurigen Henkersruhm erwarb, die Grenze von Navarra, zog in Eilmärschen gegen Pampelona und kam so überraschend, daß König Johann nur mit Mühe der Gefangenschaft entging.

Obwohl der Ausbruch des Krieges schon lange vorausgesehen wurde, und die drohende Haltung Ferdinands des Katholischen zur Vorsicht hätte mahnen müssen, war Johann Albret unthätig geblieben und hatte in keiner Weise für einen bewaffneten Widerstand gesorgt. Und doch bietet das Gebirgsland von Navarra so viele Mittel zu einem erfolgreichen Vertheidigungskrieg. König Johann wagte indessen nicht die geringste Gegenwehr. Er flüchtete nach Bearn, wo er für die nächste Zeit sicher war, und zwei Tage später folgte ihm Katharina, voll Verzweiflung über den Verlust ihres Landes. Von seinen Herrschern verlassen, ergab sich Pampelona nach dreitägiger Einschließung, und in kürzester Zeit war das ganze Land südlich der Pyrenäen in der Gewalt der Spanier. Sie hatten kaum irgendwo Widerstand gefunden, und Ferdinand betonte seine Rechte auf Navarra, weil seine zweite Gemahlin Hermine (Germaine) von Foix den nächsten Anspruch auf den Thron habe. Es wurde schon früher erzählt, wie der junge Herzog Franz von Valois an der Spitze eines französischen Heeres Navarra wieder zu erobern versuchte, aber nach anfäng=

lichem Erfolg zum Rückzug genöthigt wurde.*) Seitdem verblieb Ober-Navarra im Besitz der spanischen Könige.

„Don Juan," soll eines Tags die kühner gesinnte Königin Katharina zu ihrem Gemahl gesagt haben, „wärt Ihr Katharina und ich Don Juan, wir hätten Navarra nie verloren."

Allerdings versuchte Johann von Albret im Jahre 1516 nach dem Tode Ferdinands des Katholischen, sein Land wieder zu gewinnen, allein sein Unternehmen mißglückte. So sah sich das Königspaar auf die Grafschaft Bearn und das kleine Unter-Navarra beschränkt und bewahrte von der früheren Herrschaft nur den leeren Königstitel. Jede wahre Unabhängigkeit war damit eingebüßt. Denn wenn auch die französischen Könige die Souveränetät des Ländchens im allgemeinen anerkannten, war dasselbe doch fortan von ihrer Gnade abhängig, zumal die „Könige von Navarra" als Herren von Albret Unterthanen der französischen Krone waren.

Johann von Albret starb im Jahre 1516 kurz nach der Rückkehr von seinem mißlungenen Zug, und Katharina folgte ihm schon im Jahre darauf ins Grab.

In der Regierung des Ländchens folgte seinem Vater Johann König Heinrich II., der in dem engen Anschluß an Frankreich die einzige Möglichkeit erkannte, wieder in den Besitz seiner transpyrenäischen Länder zu gelangen. Ein glücklicher Krieg Frankreichs mit Spanien konnte doch vielleicht einmal zur Rückgabe Navarras führen. Der junge Karl von Spanien — später Kaiser Karl V. — hatte in dem Vertrag von Noyon, der auf den ersten siegreichen Feldzug Franz I. in Italien folgte, sogar die Wiederherstellung des Königreichs Navarra in seinen alten Grenzen versprochen, wenn er auch nicht ernstlich daran dachte, sein Wort zu halten. Heinrich von Navarra

*) Siehe Abschnitt II, S. 30.

wurde indirect von Franz unterstützt, als er 1521 die Eroberung seines Landes unternahm. Er durfte in der Gascogne Truppen werben und konnte so eine ansehnliche Macht aussenden, der es gelang, Saint Jean Pied de Port zu erstürmen (15. Mai 1521) und binnen 14 Tagen ganz Ober-Navarra zu besetzen. Nur die Citadelle von Pampelona widerstand. Doch so schnell das Land gewonnen war, so schnell wurde es auch wieder verloren, denn eine Niederlage der Bearner Armee veranlaßte die Räumung des Landes. Nur Saint Pied de Port blieb in Heinrichs Händen. König Franz schickte nun den Admiral Bonnivet mit einem französischen Corps, und der Krieg währte fort, ohne zu einem entscheidenden Resultat zu führen. Als Franz im Jahre 1524 selbst zu Felde zog und nach Oberitalien vordrang, erkannte Heinrich, daß dort auch über seine Zukunft entschieden würde und schloß sich dem französischen Heere an, um an der Seite des Königs zu kämpfen. Er nahm theil an der Schlacht bei Pavia und wurde gleich Franz gefangen. Glücklicher als dieser, gelang es ihm, aus der Citadelle von Pavia, wo man ihn bis auf weiteren Befehl festhielt, zu entkommen. Er hätte seine Freiheit sicherlich mit einem feierlichen Verzicht auf Navarra erkaufen müssen, wenn ihn nicht die aufopfernde Treue zweier Diener gerettet hätte. Eine Tradition weiß auch von der Mithilfe einer schönen Dame zu reden. Die Galanterie spielte in Heinrichs Leben kaum eine geringere Rolle, als in der seines Enkelsohns Heinrichs IV. von Frankreich. Er habe in der kurzen Zeit seines Aufenthalts in Italien einen Liebesroman begonnen, heißt es, und die Dame, deren Gunst er gewonnen, habe sich durch Bestechung die Erlaubniß verschafft, ihn zu besuchen und ihm heimlich die Strickleiter gebracht, mit deren Hilfe er nächtlicherweile entkam. Um die Entdeckung der Flucht so lange als möglich zu verzögern, legte sich ein Page, Franz von Roquefort, in das Bett des Königs. Ein alter Diener

ließ niemand zu ihm, da Heinrich krank sei. Als der Betrug endlich erkannt wurde, war der König schon weit fort auf dem Wege zur französischen Grenze. Die treuen Diener, die sich der Rache der Sieger ausgesetzt hatten, wurden auf Befehl des kaiserlichen Generals Lannoy ohne Strafe entlassen.[62])

König Franz kam im Frühjahr 1526 aus Spanien zurück und beschloß, noch in demselben Jahre seine Schwester mit Heinrich von Navarra zu verheirathen. Die Beweggründe, die ihn dazu führten, sind nicht klar. Margarethe war vier und dreißig, Heinrich erst vier und zwanzig Jahre alt. Der Abstand der Jahre war so groß, daß es schwer ist, an eine Neigung des jungen Fürsten zu glauben. Einige wollen wissen, daß umgekehrt Margarethe für König Heinrich Liebe empfunden und ihren Bruder dazu vermocht habe, den gewünschten Bund zu befehlen. Diese Erklärung stimmt indessen nicht zu Margarethens Charakter, und es liegt näher, ihre Ehe als durch politische Gründe veranlaßt zu betrachten.

In dem Madrider Frieden hatte König Franz die Interessen seines Waffengefährten und Bundesgenossen geopfert und versprochen, den König von Navarra fernerhin nicht mehr zu unterstützen. Es war zu fürchten, daß Heinrich sich der spanischen Seite zuwenden, vielleicht gar eine spanische Infantin als Gemahlin heimführen würde. Dann hätte Spanien nördlich von den Pyrenäen festen Fuß gefaßt, ein sicheres Einfallsthor gehabt und Frankreich fortwährend bedroht. König Franz suchte darum Heinrich von Navarra eng an sich zu binden. Wenn er ihm seine Schwester gab, sicherte er ihm gleichzeitig seinen Schutz für die Folgezeit zu und versprach ihm seine Mitwirkung bei dem Versuch, das verlorene Land wieder zu erobern. Die Zeit sah solche Ehebündnisse, die aus politischen Rücksichten geschlossen wurden, sehr oft. Prinzen

und Prinzessinnen wurden schon in der Wiege verhandelt, und der Unterschied der Jahre wenig beachtet, wenn die Politik es erheischte.

Die Hochzeit wurde zu Paris am 24. Januar 1527 mit großer Pracht gefeiert. In dem Ehecontract, der noch erhalten ist, heißt es, daß Margarethe die Grafschaften Roddes, Fezensac, Perdiac und Lisle, die Vicegrafschaften Lomaigne, Auvillars, Gismoys, Aysse und Ayen als Eigenthum mitbringe, sowie das ihr auf Lebzeiten verliehene Herzogthum Alençon, die Grafschaft Perche, die Baronien Chateauneuf, Senonches und Beaugé. Sie hatte ferner eine Rente von 10000 Livres, welche ihr von dem verstorbenen Herzog von Alençon als Witthum ausgesetzt worden war und die sie fortbezog. Der Contract erwähnt ferner als Paraphernal-Güter der Herzogin, d. h. Güter, die nicht zur Mitgift gerechnet werden, den Schmuck Margarethens, dann das Herzogthum Berry mit seinen Dependenzen, der Stadt und Grafschaft Bourges und einigen andern Herrschaften, die alle von König Franz bei seiner Thronbesteigung der Herzogin von Alençon verliehen worden waren und die sie nach wie vor verwalten sollte. König Heinrich sicherte dagegen seiner Gemahlin eine jährliche Rente von 20000 Livres zu, die durch die Einkünfte der Vicegrafschaft Limoges und einiger anderer Herrschaften garantirt wurde.[63])

Die Vermählung Margarethens gab den Dichtern Veranlassung zu begeisterten Hymnen, zu mehr oder weniger geschmackvollen Gelegenheitsgedichten. War die neue Königin von Navarra doch nicht allein in Frankreich, sondern im ganzen gebildeten Europa als die Freundin und Beschützerin der Gelehrten, der Poeten, der Denker bekannt.

Joachim du Bellay, der in der französischen Literaturgeschichte noch heute mit Achtung genannt wird, pries sie als die Tugend in Person:

Qualia virtuti, virtus si nuberet ipsa,
Carmina Pieriis voce sonanda forent,
Talia Margaridi, virtus nam Margaris ipsa est,
Carmina Pieriis sunt modulanda sonis.[64])

„Wenn sich zur Ehe die Tugend einst selber könnte entschließen,
Welchen Jubelgesang stimmten die Musen wohl an!
Solcher Gesang ertöne denn heut am festlichen Tage,
Margarethen zum Preis, da sie die Tugend ja selbst."

Das kleine Reich, das Margarethe von nun an als Königin beherrschen sollte, war, wie schon gesagt, auf Unter-Navarra und Bearn beschränkt und umfaßte ungefähr das Gebiet, das heute als Departement „des Basses Pyrenées" erscheint. Unter-Navarra grenzte im Westen an die Landschaft Labour mit der Hauptstadt Bayonne, gegen Norden an die Gascogne und im Osten an Bearn. Es war in sechs Ämter eingetheilt — „jenseits der Thore", merindades de ultra puertos, wie die Spanier sagten, — und hatte nicht mehr als acht Meilen in der Länge, fünf Meilen in der Breite. Die Flüßchen Nive und Bidouse, die sich beide in den Adour ergießen, durchströmen das Ländchen, dessen Hauptort die kleine Stadt Saint Jean Pied de Port war. An einer der Pyrenäenstraßen gelegen, war Saint Jean befestigt und in den Kämpfen zwischen Franzosen und Spaniern viel umstritten. Das wenig fruchtbare Ländchen war nur schwach bevölkert und die Bewohner meist baskischen Stamms.

Bedeutender schon war das Land Bearn, das sich östlich von Unter-Navarra in einer Länge von sechzehn Meilen und einer Breite von zwölf Meilen erstreckte und in fünfzehn „Vics" oder Kreise eingetheilt war. Neben rauherer Gebirgsgegend, hatte es doch auch fruchtbare Ebenen, die Getreide und Wein hervorbrachten. Auch trieb man Bergbau und kannte mehrere warme Quellen, wie die zu Aigues chaudes und kühle Mineralquellen, wie die zu Escot im Thal Aspe, die mit Erfolg von

den Kranken benutzt wurden. Unter den reißenden Bergwassern, die Bearn durchziehen, ist besonders der Gave de Pau oder Gave Bearnais zu nennen. Er kommt vom Mont-Perdu herab und strömt in der Nähe der Rolandsbresche vorbei, einem engen Felsenthal, das der Sage nach Held Roland mit seinem guten Schwert geöffnet haben soll. Zur Zeit Ludwigs XIV. (1695) zählte man in Bearn nicht ganz 200 000 Einwohner. Wenn wir nun rechnen, daß die Bevölkerung im Lauf des 16. Jahrhunderts infolge der langwierigen Religionskriege stark gesunken war und unter den Bourbonen langsam wieder anwuchs, so irren wir wohl nicht, wenn wir die Zahl der Bewohner ungefähr so hoch schätzen, wie sie am Schluß des 17. Jahrhunderts war.

Die Hauptstadt von Bearn war Pau mit einem alten Schloß, das einen wunderbaren Blick auf die im Süden in langer Kette sich hinziehenden Pyrenäen und deren Vorland gewährt. Im Jahr 1793 wurde der schöne Bau von einer Bande barbarischer Revolutionäre ausgeplündert und theilweise zerstört, in neuerer Zeit aber wieder hergestellt. Noch ist mancher Rest von dem alten Schloß erhalten. Fünf Thürme und die äußere Verbindungsmauer sollen aus der Zeit des Grafen Gaston Phöbus von Foix herstammen, der im Jahre 1363 einen Umbau vornehmen ließ. In dem einen Thurm, der Tour de la Monnaye, sollen Calvin und andere Reformatoren als Gäste Margarethens ein sicheres Asyl gefunden haben, und in der Wölbung der großen Treppe sieht man noch heute die Initialen H. M., welche die Erinnerung an das Königspaar Heinrich und Margarethe bewahren. Im Schloß zu Pau wurde 1528 Johanna von Navarra, Margarethens Tochter, geboren, und hier erblickte auch Heinrich, Margarethens Enkel, der spätere König von Frankreich, am 13. Dezember 1553 das Licht der Welt. Außer Pau hatten noch Ortez, Oloron, Sauveterre und Morlas eine gewisse Be-

deutung. Der letztere Ort war früher der Sitz der Grafen von Bearn gewesen, und in Ortez wurde später eine reformirte Universität gegründet.

Ähnlich wie Navarra erfreute sich auch Bearn von Alters her besonderer Freiheiten und Rechte, seiner „Fors", über deren Beobachtung es eifersüchtig wachte. Jeder Graf hatte sie bei seiner Thronbesteigung feierlich zu beschwören, und die Verhältnisse waren derart geordnet, daß es keinem Herrscher leicht gewesen wäre, seinen Schwur zu brechen. Viele Staaten, besonders die kleineren, waren im Lauf des Mittelalters zu einer wirksamen ständischen Vertretung gekommen, welche die Ideen und Absichten des Volks zu lebendigem und nachdrücklichem Ausdruck brachte. Daß dabei der Adel und die Geistlichkeit größeren Einfluß hatten als das Bürgerthum, entsprach den bestehenden Verhältnissen. Das niedere Volk, Ackerbauer und Hirten und zum Theil an die Scholle gebunden, hatte kein Verständniß für politische Fragen, und man nahm an, daß die Herren auch deren Interessen vertheidigten. Und dem ist gewiß oft so gewesen. Erst die steigende Fürstengewalt, das Resultat mannigfacher Wandlungen, beraubte allmählich diese alte Volksvertretung ihrer Macht. Kaiser Karl V., der schon in seiner Jugend die ständischen Gerechtsame in Spanien unterdrückte, gab das verlockende Beispiel für die anderen Monarchen. In Navarra und Bearn bestanden aber noch die alten Rechte, und gerade Heinrich II. hat die „Fors et coutumes" von Bearn neu codificiren lassen.

Bearn war im Beginn des 16. Jahrhunderts noch im Vollgenuß seiner Rechte, und die Landesversammlung konnte als die Trägerin der obersten Staatsgewalt betrachtet werden. Der Fürst erschien mehr oder weniger als der Vollstrecker ihres Willens. Er erhob für gewöhnlich keinerlei Steuern und Abgaben im Lande, sondern war auf die Einkünfte angewiesen, die er als der reichste Grundbesitzer von seinen Herrschaften

und Gütern bezog, und auf die Geldbußen, welche die Gerichte bei Gesetzesverletzungen verhängten. Nur in einigen ihm gehörigen Orten konnte er Zölle, Brücken- und Wegegelder fordern, aber allgemeine Steuern durfte er nur ausschreiben, wenn ihn die Landesversammlung ausdrücklich dazu bevollmächtigte. Dies geschah aber nur in seltenen Fällen, wenn das Land bedroht war, und auch dann nur für ein einzigesmal. Krieg konnte der Fürst ebenfalls nur mit Zustimmung seiner Stände führen, denn ohne ihre Erlaubniß konnte er von den Bearnern keinen Kriegsdienst verlangen.

Auch die Gerichtspflege war in ähnlicher Weise geordnet. Nur Civilsachen wurden von dem Gerichtshof entschieden, den der Herrscher eingesetzt hatte. Die Criminalfälle wurden von Geschworenen beurtheilt, und jeder Angeklagte mußte vor ein Gericht von seines Gleichen gestellt werden. Ein Seneschall zog im Land umher, um die Gerichtstage an den verschiedenen Orten abzuhalten. Im Jahre 1511 wurde bei der Versammlung der Stände über einen Seneschall Beschwerde geführt, weil er die Prozesse an sich zog und sie in seiner Wohnung zu entscheiden versuchte. — Wie wenig die Stände gewillt waren, von ihrem Recht etwas nachzulassen, ersehen wir auch aus der Vorstellung, welche sie an König Heinrich II. richteten, als dieser 1521 zur Eroberung von Navarra ausgezogen war und im Jahre darauf Mühe hatte, die spanische Invasion von Bearn abzuwehren. Von Geldnoth bedrängt, hatte er bei seinen Unterthanen eine Art Zwangsanleihe gemacht, was diese als eine Verletzung ihrer Privilegien betrachteten, und Heinrich war einsichtig genug, sein Unrecht einzugestehen. In einer öffentlichen Erklärung versprach er feierlich, daß solche unerlaubte Steuererhebung nicht wieder vorkommen werde. Kurze Zeit darauf, als er mit Franz I. nach Italien gezogen und bei Pavia in Gefangenschaft gerathen war, griff sein Bruder Karl, der ihn in Bearn vertrat, trotz aller Verheißungen

zu demselben Mittel, schrieb Steuern aus und erhob von den Wohlhabenden größere Summen unter der Form von Anlehen. Wiederum klagten die Stände, und Heinrich entschuldigte die Maßregel durch die Höhe der Kriegskosten sowie die Nothwendigkeit, das Lösegeld für ihn selbst zu beschaffen. Er gab aber sein Königswort, daß er auf keine Weise und in keiner Form je wieder ohne ihre Genehmigung eine Steuer ausschreiben werde, und hat auch sein Versprechen gehalten.

Wegen Schulden sollte niemand seine Freiheit verlieren, und kein Gläubiger durfte ihm seine Kleider, sein Bett, seine Waffen nehmen lassen. Ebenso war es verboten, dem Schuldner, der nicht zahlen konnte, das zum Ackerbau nöthige Vieh und die Ackergeräthschaften zu pfänden. Heinrich IV. von Frankreich hat später diese Bestimmungen in sein neues Reich übertragen, und damit wesentlich beigetragen, die Verwüstungen der Bürger- und Religionskriege wieder gut zu machen.[65])

Die Könige von Navarra waren aber nicht allein souveraine Herren von Bearn, sie besaßen auch die Grafschaft Bigorre am Abhang der Pyrenäen und die Herrschaft Albret, die im Jahr 1556 zum Herzogthum erhoben wurde. Die Hauptorte des letzteren Landes, das sich südlich von der Garonne erstreckt und heute zum Departement Lot und Garonne gehört, waren Nerac, Casteljaloux und Tartas. Das Schloß zu Nerac diente den Königen aus den Häusern Albret und Bourbon häufig als Residenz. Margarethe wohnte gerne hier, und unter den Gästen, die sich in Nerac bei ihr einfanden, werden wieder Calvin und Beza genannt. Aber wie so viele Denkmäler der Vergangenheit, sank auch das Schloß zu Nerac unter der Zerstörungswuth der Revolution, und nur noch ein Flügel erzählt von dem Leben, das sich einst hier entfaltete.

Suchen wir uns nun eine Vorstellung von dem Leben der Königin Margarethe zu machen, wie es sich in Bearn

gestaltete. Es ist von Interesse, sich das Bild eines kleinen französischen Hofhalts im 16. Jahrhundert zu entwerfen, und das Leben im Schloß zu Pau oder zu Nerac mit dem Treiben an den fürstlichen Höfen in Italien zu vergleichen. Hier wie dort hatte man Verständniß für die Künste, für Poesie und Wissenschaft; hier wie dort fand jede geistige Arbeit willige Aufnahme und nachhaltigen Schutz. Die italienischen Höfe entwickelten dabei ungleich mehr Glanz; das Leben, das sich daselbst entfaltete, strahlte von Schönheit und heiterer Pracht, und man fühlte sich auf dem Boden uralter Cultur, die nie ganz untergegangen, seit kurzem aber zu einer neuen herrlichen Blüthe gelangt war. Aber freilich, Hand in Hand mit dieser gewinnenden Bildung ging erschreckende Sittenlosigkeit und Niedertracht, ein fast unbegreiflicher Stumpfsinn für Recht und Moral. So geartet war die Familie der Medicäer, deren Geschichte im 16. Jahrhundert eine Kette von Gräuelthaten aufweist; solche Mischung zeigte der Hof der Este zu Ferrara, wo Lucrezia Borgia als Gemahlin des Herzogs Alfons lebte. Einige Jahre nach ihrem Tod führte Herkules von Este die Tochter Ludwigs XII. von Frankreich, Renata, als Gattin heim. Diese, eine Freundin der Dichter, zugleich eine Gönnerin der Reformatoren und aller frei denkenden Männer, wurde ihrem Gemahl nach einiger Zeit lästig, und am Hof zu Ferrara wunderte man sich darum, daß sie nicht eines plötzlichen Todes sterben mußte.

Nicht so ging es am Hof der Königin von Navarra zu. Das Leben bot hier weniger Glanz und bestrickende Schönheit, war aber auch frei vom Vorwurf sittlicher Verderbtheit und eleganten Verbrecherthums. Geistig stand man im Kreis Margarethens so hoch wie an irgend einem andern Hof Europas, und nur wenige Frauen mögen der Königin an Bildung, geistiger Freiheit und Duldsamkeit nahe gekommen sein.

Als König von Navarra, der nicht gewillt war, seine Ansprüche auf die spanischen Provinzen aufzugeben und schon darum seine souveräne Stellung betonen mußte, fand sich Heinrich von Albret veranlaßt, eine königliche Hofhaltung zu führen, und seine Vermählung mit der Schwester des französischen Königs erhöhte noch die Ansprüche, die man in dieser Hinsicht an ihn stellte.

Aber das Land Bearn allein konnte diesen Glanz des Königthums nicht bestreiten. Der König durfte ja keinerlei Steuern von seinen Unterthanen erheben, und die Kosten der Hofhaltung, sowie der gesammten Verwaltung mußten von der königlichen Privatkasse allein getragen werden. Fragen wir darum zunächst nach dem Budget des Königspaars, um annähernd zu erfahren, welche Mittel ihm zugebote standen und wie viel es damit ausrichtete. Bei allen Angaben über die Preise, überhaupt über die Geldverhältnisse jener Zeit, dürfen wir nie außerachtlassen, wie viel höher der Werth des Silbers vor dreihundert Jahren, und wie verschieden auch der Silbergehalt der damaligen Münzen war. Zum Beginn des 16. Jahrhunderts hatte z. B. eine Livre den Silberwerth von acht Franken heutigen Geldes, und man hat ausgerechnet, daß zu jener Zeit das Geld im allgemeinen zehnmal, manchmal aber auch zwanzigmal mehr Kaufkraft hatte als zu unserer Zeit. Wenn beispielsweise König Franz I. den Professoren des Collège Royal ein jährliches Gehalt von zweihundert Goldthalern bewilligte, so war dies (den Sonnen-Goldthaler, „écu au soleil“ oder „écu sol“, zu ungefähr 6 Livres berechnet) gleich 9—10 000 Franken heutigen Geldes. Gewöhnlich vergleicht man den Preis des Getreides und die Höhe des Arbeitslohnes in den verschiedenen Epochen, wenn man sich eine annähernd genaue Vorstellung von dem jeweiligen Geldwerth machen will. Aber auch das giebt keinen ganz sicheren Maßstab, da der Werth der einzelnen Waaren

und Arbeitsleistungen früher oft in ganz anderem Verhältniß zu einander stand, als heute.[66])

Der König von Navarra hatte verschiedene Quellen der Einnahme. Zunächst brachten ihm seine zahlreichen Herrschaften in Frankreich und die kleineren Güter in Bearn erkleckliche Summen, etwa 30 000 Livres, ein, die aber zum großen Theil durch die Kosten der Verwaltung und andere Verpflichtungen verschlungen wurden.

Seine Haupteinkünfte stammten doch aus der Kasse des französischen Königs, von dem er eine jährliche „Pension" von 24 000 Livres erhielt. Es war dies eine Art Apanage, die man ihm wohl als Entschädigung für sein verlorenes Königreich bewilligt hatte. Heinrich von Navarra war aber auch Beamter des Königs von Frankreich. Er wurde 1542 zum Statthalter der Guienne, des Poitou, des Languedoc und der Provence ernannt, und war zugleich Admiral. Er sollte die Vertheidigung der erwähnten Provinzen leiten, doch behielt er nach dem Frieden von 1544 nur die Statthalterschaft der Guienne. Dafür bezog er 6000, und als Admiral 4000 Livres. Der König zahlte ihm also zusammen 34 000 Livres. Wir finden diese Angaben in dem Budget der Ausgaben, das König Heinrich II. nach seines Vaters Tod aufstellen ließ. Diese finanzielle Abhängigkeit Heinrichs von Navarra erklärt auch die Unterwürfigkeit, mit welcher er jederzeit Franz I. entgegentrat. Er sah in diesem weniger seinen Schwager als seinen Herrn und Gebieter, wie jeder andere französische Herzog und Pair.

Königin Margarethe war etwas bemittelter als ihr Gemahl. Gelegentlich ihrer ersten Ehe hatte sie als Mitgift die Summe von 60 000 Livres baar erhalten. Nach seiner Thronbesteigung hatte König Franz sie mit dem Herzogthum Berry belehnt, und auch das Herzogthum Alençon, das nach dem Tod des Herzogs der Krone zufiel, war ihr zu lebenslänglichem Besitz überlassen worden. Diese beiden wohlhabenden Provinzen

ergaben gewiß allein schon für Margarethe eine bedeutende Rente. Wie hoch sich dieselbe belief, ist indessen schwer zu sagen. Dagegen ist eine Reihe weiterer Einnahmen bekannt, auf welche die Königin sicher rechnen konnte. Zunächst hatte ihr der verstorbene Herzog von Alençon als Witthum eine jährliche Rente von 10 000 Livres ausgesetzt, die durch die Abgaben einiger Städte seines Landes gesichert war. Dazu kam eine jährliche Apanage aus der königlichen Kasse im Betrag von 25 000 Livres, was zusammen eine feste Rente von 35 000 Livres ausmachte. Das Königspaar von Navarra konnte also mit Sicherheit auf ein jährliches Einkommen von 69 000 Livres rechnen, wozu noch die Einkünfte aus ihrem Privatbesitz kamen. Man wird kaum irren, wenn man annimmt, daß beide zusammen noch nicht hunderttausend Livres zu verwenden hatten, eine Summe, die nach dem oben angeführten Maßstab etwa 1½ Millionen Franken heutigen Geldes repräsentirt, d. h. ungefähr so viel, als die Civilliste eines Fürsten in einem deutschen Großherzogthum beträgt. Königin Margarethe erwähnt einmal eines Geldgeschenks von 10 000 Franken, das sie von ihrem Bruder erhielt, und das sie dazu benutzen will, diesen zu besuchen. Aber das war eine Ausnahme, und sie mußte eher froh sein, wenn sie bei der Finanznoth, in der sich die Staatskasse so oft befand, die Apanage richtig ausgezahlt erhielt, und mehr als einmal spricht sie in ihren Briefen an König Franz davon, wie gern sie ihm helfen möchte, wenn sie nur könnte.[67]) Bei der Thronbesteigung ihres Neffen, des Königs Heinrich II., war sie selbst über die Fortdauer ihrer Apanage besorgt. Sie schrieb darüber aus Pau an Izernay, einen ihrer vertrauten Beamten, den sie öfters mit schwierigen Aufträgen aussandte: „Ihr leistet mir größere Dienste, wenn Ihr Euch meiner Geschäfte in Frankreich annehmt. Das wichtigste von diesen ist die Sicherstellung meiner 25 000 Livres, denn Ihr wißt, daß ich

ohne sie meinen Hofhalt nicht weiterführen kann, und daß ich nur gerade genug habe, um auszukommen. Man glaube mir, daß ich mich ohne große Nothwendigkeit nicht aufs Bitten verlege." [68]) Sie erhielt damals die Zusicherung, daß ihre Apanage ungeschmälert bleiben solle, und da sich der Connetable von Montmorency in dieser Sache für sie verwandt hatte, schrieb sie ihm einen warmen Dankbrief. Sie hatte ihm in früheren Zeiten Vertrauen und Freundschaft erwiesen, sich in den letzten Jahren aber durch ihre reformfreundliche Gesinnung seine Feindschaft zugezogen. Darauf bezogen sich die Worte ihres Briefes: „Ich sehe wohl, daß die Zeit die Erinnerung an die Zuneigung, die ich seit meiner Jugend für Euch gehegt habe, nicht hat bannen können." [69])

Sind aber die Einnahmen des Königspaars nicht ganz genau nachzuweisen, so haben sich um so interessantere Documente über die jährlichen Ausgaben Margarethens erhalten, und von ihnen unterstützt, gewinnen wir über ihren Hofhalt ein ziemlich genaues Bild. Der oberste Finanzbeamte Margarethens, Johann von Frotté, besaß bei Couterne unweit Alençon ein Schloß, das sich bis heute in der Hand seiner Nachkommen erhalten hat. Die Familie bewahrte dort lange viele interessante Papiere, Rechnungen, Briefe, Gedichte der Königin Margarethe, welche ihr Ahn sorgfältig gesammelt hatte. Aber die Revolution zerstörte auch diesen Schatz. Die Bauern erzwangen sich den Eintritt in das Schloß und vernichteten, was ihnen von alten Actenstößen in die Hände kam. Nur zwei Bände in klein Folio, mit reichem Einband und Goldschnitt, entgingen durch Zufall der Zerstörung. Sie enthalten Frottés Aufzeichnungen über die Ausgaben der Königin seit dem November 1540. [70]) Außerdem findet sich in dem Archiv zu Pau eine genaue Aufzeichnung über die Hofbeamten und Diener Margarethens und deren Besoldungen. Wir sehen daraus, wie zahlreich ihr Hofhalt war, so bescheiden er

auch jenen vorkommen mochte, die ihn mit dem prunkvollen Hof des Königs von Frankreich verglichen.[71])

An der Spitze des Verwaltungs- und Gerichtspersonals stand der Kanzler des Herzogthums Alençon; ihm zur Seite zwei Kammerräthe (chamberlans pour le conseil) und 10 Hofmeister („maîtres d'hôtel"), adlige Herren, die zu verschiedenen Ämtern berufen wurden. Zu ihnen gehörte u. a. jener Izernay, der über Margarethens Apanage mit den Räthen König Heinrichs von Frankreich zu verhandeln hatte. Die Besoldung dieser Herren war mit 400 Livres jährlich festgesetzt, eine zumal für die Provinz bedeutende Summe. Auch wurden einzelne öfters mit besonderen Geschenken von der Königin bedacht. Einer von ihnen erhielt z. B. im Jahre 1531 die Summe von 500 Goldthalern für seine treuen Dienste und zugleich als Beisteuer zur Verheirathung seiner Tochter.[72]) Wir können die ganze Liste hier nicht mittheilen. Es figuriren in ihr noch fünf andere Räthe und kleinere Beamte zu Alençon, 16 Schatzmeister und Einnehmer, 2 Controlore, 38 Hofdamen, die von 100 bis 500 Livres Gehalt bezogen, 17 Secretäre (unter ihnen Frotté als erster mit 300 Livres), 12 Geistliche („Aumoniers und Clercs de chapelle"), 4 Ärzte, die mit je 300 Livres bezahlt wurden, 20 Kammerdiener („valets de chambre"), die je 120 Livres bezogen. Zu diesen letzteren gehörten Schneider, Sticker, Tapezierer, Apotheker, Maler, aber auch die Dichter Marot, Des Periers u. a. Wir haben schon erwähnt, daß die Bezeichnung Kammerdiener eine weitere Bedeutung als heute hatte und auch die Männer in sich schloß, die als Secretäre und Gelehrte in der Gesellschaft der Königin lebten. Schließlich sei noch der eigentlichen Diener, der Köche, Kellermeister, Bäcker, Kutscher, Stallknechte, Maulthiertreiber und Schmiede, sowie der Wäscherinnen (deren eine immer mit auf die Reise gehen mußte), der Erzieherin, der Kinderfrauen und Dienerinnen gedacht. Im ganzen werden in der Liste

der Beamten, Hofdiener und Pensionäre 264 Namen genannt, welche zusammen 32 400 Livres jährlich bezogen. In dieser Aufzählung waren aber der militärische Hof und die Beamten des Königs von Navarra nicht einbegriffen, so daß man annehmen darf, es habe der Aufwand für den Hof und die Verwaltung etwa die Hälfte der Einnahmen des Königspaars verschlungen.

Um so erstaunlicher ist es, daß Margarethe mit den geringen Mitteln, die ihr verblieben, soviel auszurichten wußte. In einem folgenden Abschnitt haben wir zu schildern, was sie für Gelehrte, Schriftsteller, Künstler, flüchtige und gefährdete Glaubensgenossen that. In den Aufzeichnungen ihrer Ausgaben stehen oft große Posten mit der Bemerkung, es solle keine weitere Erklärung über deren Verwendung gegeben werden. Offenbar war das Geld zu Unterstützungen verwandt worden. Daneben kosteten die Schlösser, deren die Königin neun besaß, fortwährend bedeutende Summen; Margarethe begann Neu- und Umbauten, spendete reiche Almosen, gründete Hospitäler und unterstützte andere. Sie hatte fortwährend Boten unterwegs, die ihre Briefe zu bestellen hatten. Der Briefwechsel mit König Franz war immer lebhaft, und die Geschwister schickten einander häufig auch Geschenke. Margarethens Reisen kosteten viel, und noch mehr ihr Aufenthalt bei Hof. Da fehlte es manchmal an Geld. Im Jahre 1541 lieh sie von dem königlichen Schatzmeister 500 Goldthaler. Bei einem Besuch, den sie vom König in ihrem Schloß Nerac erhielt, entnahm sie ihrer Kasse siebenhundert Goldthaler und bald darauf noch weitere dreizehnhundert Livres. Daß sie die Bücher liebte, wissen wir. Aus Frottés Aufzeichnungen ersieht man, daß sie ihre eigenen Arbeiten von einem ihrer Kapläne kunstreich abschreiben, mit farbigen Initialen schmücken und kostbar einbinden ließ, um sie dem König und anderen Personen zu schenken. Zu diesem Behuf schickte sie einmal den Kaplan nach

Paris, wo derselbe einen Monat blieb und dafür 50 Goldthaler ausgezahlt erhielt. Eins dieser kostbaren Bücher hat sich bis heute erhalten.[73])

Die Finanzkunst jener Tage hatte im Verkauf der Staatsämter eine reiche Einnahmsquelle gefunden. Margarethe weigerte sich entschieden, diesem Beispiel zu folgen. Frotté sagt ausdrücklich darüber: „Wenn eine Stelle frei wurde, verlieh sie dieselbe nach Gutdünken, und wenn jemand sie bat, dieselbe nach seinem Wunsch zu besetzen, ließ sie sich von ihm schwören, daß er kein Geld dafür erhalten habe, noch zu erhalten hoffe."

In der Rede, die Sainte-Marthe an ihrem Sarge hielt, heißt es: „Ihrer großen Freigebigkeit erfreuten sich alle, die in ihrem Dienst standen, denn sie gab ihnen außer ihrem regelmäßigen Gehalt auch noch einen reichen Lohn für ihre Mühe und Treue, oft in ganz unerwarteter Freigebigkeit."

Mit Hilfe dieser Angaben und unterstützt von den Mittheilungen, welche sich in den Briefen und Gedichten der Königin selbst finden, können wir uns ein Bild ihrer Lebensweise und Gesellschaft machen.

Es ging doch recht lebendig an dem kleinen Hofe zu, von dem Licht und Wärme ausstrahlte, so daß sich Bearn durch größere Regsamkeit hervorthat und als eine Heimstätte edler Bildung gelten konnte. Nicht anders war es in Pau, wie in mancher kleinen deutschen Residenz. Die Zersplitterung des deutschen Reichs war ein Unglück für die Nation, aber gar mancher bescheidene Fürstenhof hat dazu beigetragen, höhere geistige Cultur in entlegene Gegenden zu tragen, die ohne ihn kaum genannt worden wären und jetzt in der Geschichte einen leuchtenden Namen tragen.

Pau und Nerac wurden für ein halbes Jahrhundert Hauptpunkte für die literarischen und religiösen Bestrebungen Frankreichs. Das Königreich Navarra war verloren, aber

die Königsfamilie griff um so entschiedener in die Geschicke Frankreichs ein.

Margarethe versammelte um sich, wie wir noch ausführlicher erzählen werden, einen Kreis hervorragender Menschen, welche in ihrer verschiedenen Eigenthümlichkeit die Haupttendenzen des Jahrhunderts vertraten. An stillen Abenden vereinigte sich bei ihr eine Gesellschaft von fein gebildeten Damen und Herren der verschiedensten Berufsarten, Aristokraten, Geistliche, Gelehrte, Künstler, Dichter und Beamte. Da wurden in heiterem Gespräch die Stunden verbracht, da wurde vorgelesen und das Gehörte besprochen. Da gab es verwickelte Streitfragen über das Wesen und die Pflichten der Galanterie zu verhandeln. Die Vorfälle des Tages, ernste Begebenheiten der Politik im Staats- und Kirchenleben wurden mitgetheilt, und die Aussicht in die Zukunft mochte mehr als einmal dem Gespräch eine trübe Wendung geben. Hin und wieder kamen Gäste, oft von weither. Sie brachten Schriften merkwürdigen Inhalts mit, theologische, philosophische Abhandlungen oder satirische Flugblätter. Theologen hatten von den Bewegungen in fremden Landen oft viel Interessantes zu melden, was man sonst nicht so hören konnte, und wie oft waren unter den Gästen Männer, die in Frankreich wegen ihres Glaubens verfolgt wurden, bei der Königin Margarethe aber ein sicheres Asyl suchten und fanden.

König Heinrich führte die Regierung seines Landes mit bestem Willen und, wie wir schon gesehen haben, ohne tyrannische Anwandlungen. Aber da er zugleich Statthalter des Königs von Frankreich war, wurde seine Thätigkeit vielfach auswärts in Anspruch genommen, und Margarethe hatte einen bedeutenden Theil der Verwaltung in ihrer Hand. Besonders beanspruchten ihre Herzogthümer Berry und Alençon ihre stete Sorge, sowie sie sich auch der Armen- und Krankenpflege mit Eifer widmete. Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß sie

viel auf Reisen war, theils in Bearn und ihren andern Besitzungen, theils um die königliche Familie von Frankreich zu besuchen. Franz I. verlangte immer nach der Gesellschaft seiner Schwester. Er behandelte sie oft mit egoistischer Härte, wie noch erzählt werden muß, aber ihr Umgang war ihm ein Bedürfniß, eine Erholung. Sie war darum oft und lange am Hoflager und folgte ihrem Bruder auf seinen rastlosen Reisen durch das Land. Dann gab es lange Unterhaltungen mit Künstlern und Gelehrten, Besuche der interessanten Fabriken, einen regen Austausch literarischer Ideen. Ihren Einfluß auf den König verwandte Margarethe stets dazu, ihn in den Grundsätzen der Humanität und Toleranz zu bestärken.

Aber zu Haus, in ihrem eigenen Land, in dem Schloß zu Nerac oder zu Pau war sie doch zumeist an ihrem Platz. Sie hatte ihre Freude an der schönen Natur, und eine eigenthümliche milde Schwermuth lag in ihrem ganzen Wesen. So klar sie auch dachte, überließ sie sich zeitweise gern der schweifenden Phantasie, die sie weitab führte von ihrem königlichen Stand mit seinen Mühen und Sorgen. Wir sehen sie im Geist in ihrer Sänfte durch das Land fahren, lesend oder einer Vorleserin lauschend, wenn sie nicht etwa selbst schrieb oder diktirte, und es däucht uns, sie hätte dabei ihre schönsten Stunden verlebt.

Etwas vorausgreifend, wollen wir schon jetzt sagen, daß die Ehe Margarethens nicht gerade glücklich war, wenigstens nicht in den späteren Jahren ihres Lebens. König Heinrich, ihr Gemahl, war stolz darauf, ein Bearner zu sein, und wollte von dem verfeinerten französischen Wesen nichts wissen. Er lebte fast in patriarchalischer Weise mit seinem Volk, und hatte in jungen Jahren bei Dorffestlichkeiten mehr als einmal mitgetanzt. Dabei war er ein tüchtiger Regent, hielt Ordnung in der Verwaltung und sammelte einen großen Kriegsschatz, um nöthigen Falles nachdrücklich auftreten zu können.

Margarethens feine Bildung vermochte er wohl nicht ganz zu würdigen; ihre Freude an Poesie und Kunst langweilte ihn. Bei allen guten Eigenschaften hatte er doch seine starken Fehler, kränkte Margarethe durch seine wenig verhehlten Liebschaften, und war rauh, ja selbst brutal gegen sie. Man erzählt, daß er sich später selbst zu thätlichen Mißhandlungen habe hinreißen lassen.

In dem „Heptameron", einer Sammlung von Novellen, die Margarethe schrieb, führte sie sich unter dem Namen Parlamente und König Heinrich als Hircan ein, und schilderte den letzteren in seiner derben Natur, ohne Gehässigkeit, aber mit einem Hauch von Ironie. Er erscheint als ein Mann von grober aber fröhlicher Sinnlichkeit, mit ziemlicher Geringschätzung der Frauen, ohne die er jedoch nicht sein kann. Aber nur keine romantischen Träumereien! Er spottet der schweigsamen Liebenden und sagt, daß er sich von jeder Dame abwende, bei der er keine Gegenliebe fände. Parlamente bemerkt ihm darauf, daß er ein Egoist sei und nur an sein Vergnügen denke. (Epilog zur 15. Novelle.) Hircan gesteht sogar, daß er in einem gegebenen Fall selbst vor einem Todtschlag nicht zurückscheuen würde (Epilog zur 4. Novelle), sagt aber bald darauf, er wolle sich nicht schlechter machen, als er sei; es gäbe ohnehin schon Leute, die mehr von seinen Schwächen redeten, als ihm lieb wäre. Und bei diesen Worten blickt er auf seine Frau (Epilog zur 6. Novelle). Aber er weiß auch, daß er von ihr inniger als irgend jemand auf der Welt geliebt wird (Prolog zum 4. Tag). Im Epilog zur 37. Novelle klingt es dazu wie eine Klage von Seiten der liebenswürdigen Parlamente. Sie könnte, meint sie, es nicht geduldig ertragen, wenn ihr Gatte sie vernachlässigte und eine andere vorzöge. Eine rechte Frau ertrüge es leichter, von ihrem Manne geschlagen, als von ihm verschmäht zu werden . . . „Der Mann soll unser Herr sein, aber uns nicht verlassen oder schlecht behandeln."[71])

Die zweite Ehe Margarethens war nicht, wie ihre erste, kinderlos. Aber von vier Kindern, die sie zur Welt brachte, blieb nur das älteste, Prinzessin Johanna, die den 7. Januar 1528 zu Pau geboren wurde, am Leben. Ein Sohn, Johann, der im Sommer 1530 zur Welt kam, starb schon zu Weihnachten desselben Jahres. Tief gebeugt, aber in ihrem frommen Sinn ohne ein Wort des Murrens, ließ Margarethe damals in der Kirche zu Alençon ein Tedeum singen. Johanna von Navarra blieb nun die Erbin des Throns, und die Wahl eines Gatten für sie wurde später eine Quelle des Kummers für die Eltern. Johanna erwies sich als ein fester Charakter und vollendete, was ihre Mutter begonnen hatte. Unter ihrer Regierung wurde die Reformation in Bearn durchgeführt, und ihr Sohn war Heinrich IV., der populärste aller französischen Könige.[75])





VI.

Königin Margarethe und die geistigen Bestrebungen Frankreichs.

In ihrer neuen Lebensstellung fand Margarethe erst die rechte Gelegenheit, in den verschiedensten Richtungen thätig zu sein. Schützend und fördernd konnte sie nun in größerer Freiheit ihre Wirksamkeit ausdehnen. Denn so sehr sie von König Franz abhängig blieb, weil ihre schwesterliche Zuneigung sie jedem Wunsch desselben nachgeben hieß, nahm sie als Königin eines, wenn auch kleinen Landes, doch eine andere Stellung ein, als früher. Vor ihrer zweiten Ehe hatte sie hauptsächlich indirect, durch den Einfluß auf König Franz, gewirkt und den reformatorischen Ideen, den wissenschaftlichen und literarischen Interessen zumeist als Fürsprecherin genützt. Nun aber sah sie sich selbständiger gestellt, und konnte in mancher Hinsicht entschiedener auftreten.

Nach der Sitte der Zeit hatte jeder Ritter und jede Dame ein Sinnbild zu erwählen, das mit einem charakteristischen Spruch erläutert wurde. Franz I. hatte den Salamander

mit der Umschrift Nutrior et extinguo angenommen und noch heute belehrt uns bei vielen Bauten aus der Renaissancezeit das Bild des feuerfrohen Thiers, daß wir eine Schöpfung des kunstsinnigen Monarchen vor uns sehen. Wenn des Königs Devise nicht ganz klar ist, so versteht man die Devise Margarethens um so leichter. Sie wählte eine Ringelblume, die sich der Sonne zuwendet, und dazu die bezeichnenden Worte: „Non inferiora secutus.“ Ein hohes Ziel zu verfolgen, alles Große und Schöne zu lieben, der Sonne und dem Lichte treu zu bleiben, das war das Gebot, das sie sich in ihrem Wahlspruch stellte.

Margarethens Thätigkeit war so vielseitig, daß es schwer ist, sie in einem Gesammtbild zusammenzufassen, und man der Klarheit halber die Hauptgebiete, auf welchen sie ihren Einfluß geltend machte, der Reihe nach betrachten muß. Sie war zunächst Königin und Fürstin. Wenn auch die politische Verwaltung von Bearn dem König Heinrich oblag, so nahm sie doch zu den wichtigen Vorgängen im Land Stellung, und wurde besonders für die kirchliche Entwickelung maßgebend. Als Herzogin von Alençon und Berry hatte sie directe Regierungsgeschäfte, doch entzieht sich ihre Thätigkeit als Regentin der genaueren Betrachtung. Daß sie sich um das Wohl ihrer Länder bekümmerte, erhellt aus ihren Briefen an König Franz. Im März 1537 klagte sie bei diesem über die gefährlichen Vagabunden, die das Herzogthum Berry unsicher machten, die Bewohner in Schrecken versetzten und aufrührerische Reden hielten. „Sie lassen einen anderen als Euch hochleben!“ Ein andermal führt sie Beschwerde bei ihrem Bruder über die Beeinträchtigung der Gerechtsame ihres Herzogthums Alençon und ihrer eigenen Rechte gegenüber den Verwandten ihres ersten Gemahls. (Briefe aus dem Jahr 1537.) Als es sich nach der Rückkehr des Königs aus Spanien darum handelte, das Lösegeld aufzutreiben, und der Adel einiger Provinzen Schwierig-

keiten machte, war Margarethe sowie ihr Gemahl bemüht, die gegenseitige Verstimmung zu heben. Heinrich von Navarra begab sich zu diesem Behuf nach Berry und in das Limousin. Margarethe verhandelte mit dem Adel von Guienne, und konnte dem König bald die angenehme Nachricht senden, daß alles gut sei. Sie habe nur darnach gestrebt, alle Einzelinteressen zum Schweigen zu bringen und zu beweisen, daß man jetzt nur an **einen** Krieg, an den gegen die Feinde des Königs, und nur an **eine** Sparsamkeit, nämlich für Franz I., denken dürfe. „Davon glaube ich die Mehrheit überzeugt zu haben, der man fälschlicherweise Zweifel an Eurer Güte beigebracht hat. Nun aber kennt man dieselbe so gut, daß man alles für Euren Dienst aufbieten wird.“ [76])

Wichtiger und anziehender als diese Thätigkeit erscheinen Margarethens Bemühungen zur Hebung der Cultur in Bearn, bei welchen sie von König Heinrich nachdrücklich unterstützt wurde.

Um den Ackerbau daselbst zu heben, veranlaßte das Königspaar die Einwanderung zahlreicher Bauernfamilien aus Berry, der Saintonge und Sologne, und bemühte sich, in dem armen Ländchen auch einige Industrie, besonders die Tuchweberei und Färberei, einzuführen. Während Heinrich von Navarra besonders die militärischen Aufgaben ins Auge faßte, unter anderem das Städtchen Navarreins befestigte und später auch als Statthalter seines Schwagers in der Guienne waltete, arbeitete Margarethe an der Hebung ihres kleinen Reichs in cultureller Hinsicht. Vor allem suchte sie der Noth soviel als möglich abzuhelfen. Sie reorganisirte das Hospital zu Alençon, dessen Einkünfte bis dahin großentheils zum Unterhalt der sechs Kapläne der Anstalt verwandt wurden, und das nun geordnet, mit reicherer Dotation versehen, seiner Bestimmung besser entsprechen konnte. Auch das Krankenhaus zu Mortagne erfreute sich ihrer Fürsorge. In Paris widmete sie dem großen

Krankenhaus eine beträchtliche Summe, und gründete dort das Waisenhaus der „Enfants rouges“. Sie schickte den armen Kranken ihre Ärzte ins Haus und besuchte sie selbst, unterstützte sie auch mit reichlichen Gaben. Kurz, es war kein leeres Wort, das Sainte-Marthe in seiner Grabrede von ihr sagte: „Wieviel Witwen, wieviel Waisen, wieviel Betrübte, wieviel Greise hat sie mit jährlichen Unterstützungen bedacht! . . . Margarethe von Valois war die Stütze der Wissenschaft, der Dichtung, die Beschützerin, die Hilfe und der Trost aller Unglücklichen.“

Wir werden in einem späteren Abschnitt noch schildern, wie sie den Verfolgten ein Asyl bot, so lange sie es konnte. Hier sei nur noch erwähnt, daß sie auch mittellosen Studirenden ihre Unterstützung zutheil werden ließ. Die Nationalität kam bei solchen Spenden nicht in betracht. Ein Brief von Erasmus hat sich erhalten, worin derselbe Margarethen für die Hilfe dankt, die sie einem armen deutschen Studenten in Paris gewährte, und Melanchthon empfahl ihr einen jungen Franzosen, der in Wittenberg bei ihm studirt hatte, Namens Claude Baduel. Baduel wurde, Dank der Königin, einer der bedeutendsten Professoren in Frankreich. Unterstützungen solcher Art gab Margarethe häufig und gern.[77])

Sie war ja die Freundin aller jener, welche sich geistiger Arbeit widmeten, und ihr reger Sinn fand Interesse an allen Werken der Dichtung und Wissenschaft. In der Hauptfrage aber, die damals die Welt bewegte, in der religiösen Frage, stellte sie sich entschieden auf die Seite der Reformfreunde, gab aber ein Beispiel weitgehender Toleranz, indem sie auch Andersdenkende beschützte, sobald sie dieselben verfolgt sah. Diese Duldsamkeit ist um so bemerkenswerther, als im 16. Jahrhundert nur wenige auserlesene Geister sich zu solcher Höhe aufschwingen konnten, und die Parteien einander mit grimmigem Haß verfolgten.

Betrachten wir die Königin zunächst in ihrem friedlichen Verkehr mit Dichtern, Künstlern und Gelehrten.

Mit ihrem Bruder theilte sie nicht nur die Freude am Wissen, sondern auch die Liebe zur bildenden Kunst. So wie der König Maler, Bildhauer, Architekten in großer Anzahl beschäftigte und die größten Meister Italiens zu gewinnen trachtete, so nahm auch Margarethe hervorragende Künstler in ihre Dienste oder bedachte sie mit Ehrengehalten aus ihrer Kasse. Sie beschenkte z. B. Sebastian Serlio aus Bologna, der als Baumeister im Dienst Franz I. thätig war, im Jahre 1541 mit hundert Goldthalern und verfügte, daß er fortan alljährlich die gleiche Summe erhalten sollte. Corneille und Clouet, bedeutende Porträtmaler, folgten ihr nach Bearn, wo sie auch andere Künstler beschäftigte. U. a. ließ sie das Schloß zu Pau ausbauen und mit schönen Gärten umgeben. Wenn sie am Hof ihres Bruders zu Besuch war, in Paris, Fontainebleau oder wo sonst noch Franz I. seine Freude an der Kunst durch große Arbeiten bethätigte, war sie seine stete Begleiterin in die Werkstätten der Künstler. Aber wenn der König sich mit Vorliebe den bildenden Künsten zuwandte, fand sich Margarethe doch noch mehr zur Dichtkunst hingezogen. Selbst Dichterin, erwies sie sich den Dichtern immer gütig und hilfsbereit, und diese wetteiferten darum mit den Schriftstellern in ihrem Preis. Zu allen Zeiten hat man freilich in lügnerischen Versen die Mächtigen dieser Erde als Gönner und Beschützer der Künste gefeiert, auch wenn sie sich theilnahmlos von jedem edlen Geisteswerk abwandten. Das Lob aber, das damals für die Königin Margarethe von allen Seiten her ertönte, war keine banale Schmeichelei. Pries doch selbst Dolet, der kühne, nie gebeugte Mann, der seine Überzeugung mit dem Flammentod büßte, Margarethe als die Minerva Frankreichs, und der Ruf ihres Geistes verbreitete sich weit über die Grenzen Frankreichs hinaus.

Das beweist u. a. ein Wort des Mannes, den man damals als den ersten aller Gelehrten bewunderte. Erasmus von Rotterdam schrieb der Herzogin in der trüben Zeit des Jahres 1525, um ihr in dem Unglück, das sie betroffen, einigen Trost zu bieten. Der Brief ist aus Basel vom 28. September datirt und in lateinischer Sprache verfaßt. Margarethe war damals auf ihrer mühe- und peinvollen Sendung in Spanien. „Seit lange", schrieb Erasmus, „habe ich soviel herrliche Gaben, die Gott Dir verliehen hat, bewundert und geliebt: Weisheit des Philosophen, Keuschheit, Mäßigung, Frömmigkeit, unbesiegbare Seelenstärke und eine wunderbare Verachtung aller Eitelkeiten dieser Welt. Wenn Du aber fragst, woher ich Dich kenne, da ich Dich noch nie gesehen habe, so sage ich, daß viele, denen es nicht vergönnt war, Dich zu sehen, Deine Hoheit doch aus Bildern kennen. Mir aber haben wackere und gelehrte Männer brieflich Deinen Geist besser geschildert, als irgend ein Maler das Bild Deines Körpers mit Hilfe der Farben geben könnte." Erasmus sagt dann weiter, er sei zwar des Kaisers Rath und habe ihm Treue geschworen, doch aber wünsche er, der Sieg sei über die Türken und nicht über die Franzosen erfochten worden. Er hoffe indessen, daß sich für Frankreich noch alles zum besten wenden werde.[78])

Der Aufschwung, den die Wissenschaften, besonders das Studium der alten Sprachen, nahmen, fand bei König Franz wie bei seiner Schwester Verständniß und Theilnahme. Franz hat sich ein unbestreitbares Verdienst dadurch erworben, daß er mit freigebiger Hand die Gelehrten in sein Land zog, neue Schulen begründete, die bestehenden Universitäten mit frischem Leben zu erfüllen versuchte, und allen Angriffen der Dunkelmänner gegenüber die Freiheit der Wissenschaft vertheidigte. Daß ihm dabei Margarethe ermuthigend und treibend zur Seite stand, ist bekannt. Der Plan, eine neue Hochschule

für das Studium der alten Sprachen zu begründen, war schon früher ernstlich vom König ins Auge gefaßt worden, aber nicht zur Ausführung gediehen. Die wissenschaftliche Unzulänglichkeit der Sorbonne trat aber in den kirchlichen Streitigkeiten jener Zeit so deutlich zu Tage, daß der König leicht wieder zu der alten Idee zurückgeführt werden konnte. Wilhelm Budé soll nebst der Königin von Navarra besonders dafür thätig gewesen sein, und im Jahre 1529 wurde die „Hochschule für die drei Sprachen" („le Collège des trois langues") oder, wie es später hieß, das „Collège Royal" wirklich ins Leben gerufen. Es sollten hier Hebräisch, Griechisch und Lateinisch im Geist der neuen Wissenschaft studirt werden. Die beiden ersten Sprachen waren noch fast ganz unbekannt. Für den Lehrstuhl des Hebräischen wurden zwei Italiener, Paolo Paradisio und Agatherio Guidacerio berufen, für die griechische Sprache fanden sich in Peter Danès und Jakob Toussain tüchtige Lehrer. Aber die junge Anstalt fand alsbald die heftigsten Gegner in der Sorbonne. Sie war in dem Gedanken errichtet worden, daß die Bibel ohne Kenntniß des Hebräischen und Griechischen nicht recht verstanden werden kann. Die Sorbonne verdammte diese Ansicht als „frech und skandalös", und citirte die Professoren des „Collège Royal" vor das Parlament. Beda, ihr Wortführer, verklagte sie, daß sie Aristoteles vernachlässigten und die Bibel in der Ursprache studirten. Dazu hätten sie kein Recht, da sie keine Theologen seien. Auch würden die hebräischen und griechischen Bibeln aus Deutschland eingeführt und wären möglicherweise gefälscht. Die Sorbonne verlangte darum, daß man jenen Professoren die Erklärung der Schrift im Urtext verbiete und sie überhaupt nicht über kirchliche Gegenstände reden lasse, bevor sie nicht ein theologisches Examen bestanden hätten. König Franz nahm

sich der bedrohten Gelehrten an, und das Parlament wies die Anklage als unbegründet zurück (30. April 1530).

Von der königlichen Gunst getragen, entwickelte sich das „Collège Royal" zu immer größerer Bedeutung. Zu den schon bestehenden Lehrstühlen kamen in den folgenden Jahren noch solche für Lateinisch, Chaldäisch und Arabisch, für Medicin und alte Philosophie. Lehrer der orientalischen Sprachen wurde auf Margarethens Empfehlung Wilhelm Postel, der weite Reisen in der Türkei und Arabien gemacht hatte. Die Königin setzte ihm aus ihren Mitteln ein besonderes Jahrgehalt aus, um ihn zu ehren und an Paris zu fesseln.

Einige Daten genügen, um deutlich zu machen, wie rasch sich nun die classische Philologie in Frankreich entwickelte. Im Jahr 1529 gab Budé seinen „Commentar der griechischen Sprache" heraus, 1535 erschienen sowohl Robert Etiennes „Thesaurus linguae latinae" als auch Dolets „Commentar der lateinischen Sprache". Und als eine große Ergänzung des „Collège Royal" wurde 1540 die königliche Buchdruckerei ins Leben gerufen.

Die Erstarkung des Studiums der classischen Sprachen übte auf alle anderen Zweige der Wissenschaft einen wohlthätigen Einfluß, und an den Universitäten erwuchs, von der Philologie gestützt, eine neue Rechtswissenschaft, eine neue Methode der Naturforschung. Obwohl kein Jurist von Fach, begann Budé doch eine Erklärung der Pandecten, wobei er seine Kenntniß der lateinischen Sprache und alten Geschichte zur Erläuterung des Römischen Rechts benützte. Der italienische Rechtsgelehrte Alciati versuchte damals zuerst den Ursprung und Sinn der Gesetze auf geschichtlichem Weg zu ergründen. So erwuchs die exegetische und historische Schule in der Rechtswissenschaft, die einen großen Fortschritt bezeichnete. Bourges, die Universität des Herzogthums Berry, war damals der Hauptsitz dieses modernen Rechtsstudiums,

und sollte auch lange diesen Ruhm bewahren. Sah doch die nächste Generation den berühmtesten Rechtslehrer des 16. Jahrhunderts, Cujacius, als Professor in Bourges. Als Herzogin von Berry nahm Margarethe directen Einfluß auf diese Universität, und wirkte zur Hebung derselben thätig mit. Im Jahre 1529 wurde Alciati dahin berufen; Amyot, der durch seine Übersetzung der Biographien Plutarchs sich ein großes Verdienst um die Entwickelung der französischen Sprache erwarb, erhielt schon in jungen Jahren einen Lehrstuhl für die classischen Sprachen daselbst.

Aus dem Ausgabenbuch Frottés geht hervor, daß Margarethe mehrere Professoren in Bourges aus ihrer Kasse bezahlte. Amyot z. B. ist mit einem Gehalt von 200 Livres eingetragen, und unter dem 26. Juni 1543 verzeichnete Frotté ein Decret der Königin, das einen gewissen Girard zum Professor an der Universität Bourges mit einer Besoldung von hundert Livres jährlich ernannte.

Im Jahr 1539 hatte König Franz eine neue Hochschule zu Nimes begründet. Welchen Antheil Margarethe am Gedeihen derselben nahm, erhellt aus verschiedenen ihrer Briefe. Ihr Schützling Baduel wurde gleich anfangs nach Nimes berufen, und die Königin von Navarra schrieb in seinem Interesse an die Consuln und die Einwohnerschaft der Stadt, um ihn aufs wärmste zu empfehlen. (Br. v. 8. Oct. 1539.) Später wandte sie sich an den Bischof von Rodez, damit dieser in Rom die Bestätigung der Stiftung betreibe, und den Bischöfen von Uzès und von Nimes schlug sie vor, jeder von ihnen möge zum Besten der Universität eine jährliche Rente von 200 Livres stiften. Sollte sie nicht auch bei der Gründung der neuen Hochschule in Bordeaux 1522 thätig gewesen sein? Unter den Professoren der neuen Anstalt wird Sainte-Marthe genannt, der später zu den Vertrauten der Königin gehörte.

So findet man Margarethe überall thätig, wo es die Förderung des geistigen Lebens in Frankreich galt. Um jene Zeit (August 1539) erließ König Franz auch die berühmte Verordnung von Villers-Cotterets, welche die französische Sprache zur Staatssprache erhob und ihr damit den mächtigsten Impuls zur weiteren Entwickelung gab. Der König entzog den bischöflichen Gerichten drei Viertel aller Fälle, um sie den weltlichen Richtern zur Entscheidung zu überweisen. Gleichzeitig aber bestimmte er, daß in allen gerichtlichen sowie notariellen Acten und Verhandlungen künftig statt der lateinischen die französische Sprache angewandt werde. Damit war die letztere für mündig erklärt und entzog sich der Suprematie des Lateinischen. Während sich also einerseits die Kenntniß des Alterthums vertiefte und das geistige Leben verjüngte, wurde andererseits die Sprache der Nation selbständig, um in schneller Entwickelung Formenschönheit und Geschmeidigkeit zu erlangen und sich zu einer der ersten Culturspachen der Neuzeit zu entwickeln.

Ein reiches Leben, fruchtbringende Thätigkeit, herrschten somit in Frankreich während der Regierung Franz' I., und die schweren Kriege, ja selbst die religiösen Verfolgungen konnten den Fortschritt nicht hemmen. Erst unter den späteren Königen findet man Verwilderung und Rückgang.

Das Edict von Villers-Cotterets ist wie der Merkstein einer wichtigen neuen Epoche für die französische Sprache. Aber man darf darüber kein Mißverständniß aufkommen lassen. Die rasche Entwickelung der französischen Sprache war keine Folge des Edicts, sondern umgekehrt, das Edict ergab sich als natürliche Consequenz aus der Erstarkung der nationalen Sprache. Daß König Franz dies rechtzeitig erkannte, war doch ein Verdienst, und gewiß hat seine Verordnung auch die weitere Entwickelung erleichtert, indem sie der Sprache von verschiedenen Seiten her neue Elemente zuführte. In der

Literatur, wie in der Sprache, machte sich bereits das Wesen der neuen Zeit, die heraufstieg, bemerkbar, und König Franz begünstigte diese Wandlung. Mehr aber noch that dies seine Schwester Margarethe.

Auf sie paßt das Wort, das Leonore in Goethes „Tasso“ zur Prinzessin sagt:

Ein edler Mensch zieht edle Menschen an
Und weiß sie fest zu halten, wie Ihr thut.

Auch Königin Margarethe zog edle Menschen an und wußte sie in Freundschaft und Ergebenheit festzuhalten. Der Kreis, den sie um sich vereinte, glänzte zwar nicht durch eine Reihe großer Persönlichkeiten, obwohl auch Männer von welthistorischer Bedeutung, wie Calvin, mit ihr verkehrten. Aber wenn die Gesellschaft, die sich um die Königin schaarte, solcher Größe entbehrte, stand sie geistig doch hoch und konnte sich rühmen, einige der besten Männer Frankreichs zu den ihrigen zu zählen.

Die Zeit war gewaltig; sie legte den Grund für den Bau der folgenden Jahrhunderte, und wollte sie ihre Aufgabe erfüllen, mußte sie alle Kraft und Entschiedenheit aufbieten, Überzeugungstreue und Opfermuth heischen. Ringsum in allen Ländern wogte der Kampf, der ebenso mit den Waffen des Geistes, wie auf den Schlachtfeldern ausgefochten wurde. Da nimmt es nicht Wunder, wenn man weniger von literarischer Arbeit, als von kühnen Thaten hört. Selbst die Literatur bekam einen polemischen Zug.

Dieser Charakter tritt uns auch in dem Kreis der Königin von Navarra entgegen. In aufgeregten Zeiten kann man nicht parteilos bleiben.

Allerdings bot die Gelehrsamkeit noch das sicherste Asyl für Männer, die sich den weltbewegenden Fragen ihrer Zeit gegenüber kühl verhalten wollten. Noch waltete hier die

classische Philologie vor und gestattete ein Versenken in die Zeit des Alterthums. Die Königin hatte sich gerade den Gelehrten dieser Richtung günstig erwiesen, doch fehlte ihr die Möglichkeit, einige von ihnen nach Pau zu ziehen, da deren Platz in Paris, Bourges und anderen Universitäten, mit einem Wort da war, wo die hohen Studien betrieben wurden. Nur einen oder den andern Philologen berief sie in ihren Dienst, wie z. B. Wilhelm du Maine, einen bedeutenden Hellenisten, der ihr Vorleser war, bevor er zum Lehrer der Söhne Franz' I. ernannt wurde.

Die Gesellschaft der Königin bestand zunächst aus ihren vertrauten Hofdamen, den Fräulein Katharina von Saint-Pather, Blanche von Tournon, der Schwester des Kardinals von Tournon, Franziska von Clermont, sowie der Seneschallin von Poitiers, Luise von Daillon, deren Enkel Brantome sich später bekannt machte. Auch dessen Mutter, Anna von Bourdeille, aus dem Hause Vivonne, und Aymée von La Fayette von Longrai, die ihre Fürstin auf der Reise nach Spanien begleitet hatte, gehörten zu den intimen Freundinnen der Königin. Beide wurden in den Novellen Margarethens redend eingeführt.*)

Von den Edelleuten, die theils zum Hof des Königs Heinrich, theils zu dem der Königin gehörten, ist aus dem intimeren Kreis besonders der Vicomte von Lavedan zu nennen. Zahlreicher aber als diese, waren die Männer, die durch ihre Arbeit die Gunst der Königin erworben hatten, Geistliche, Schriftsteller, Dichter und einige Beamte, die ihr besonderes Vertrauen genossen.

Wir werden gleich im nächsten Abschnitt zeigen, wieviel Männer, die wegen ihres Glaubens verfolgt wurden, in Bearn sicheres Asyl fanden. Margarethens weitgehende Toleranz und

---

*) Siehe den Abschnitt „Das Heptameron."

der fromme Sinn, mit dem sie sich den kirchlichen Fragen der Zeit zuwandte, erklären es, warum sich viele Geistliche in ihrer Gesellschaft befanden. In Nerac hatte Lefèvre eine friedliche Stätte für seine letzten Lebensjahre gefunden. Gerhard Roussel war durch den Einfluß der Königin 1535 zum Bischof von Oloron ernannt worden. Beide Männer gehörten zu Margarethens vertrautem Kreis. Nicht minder werth war ihr Dangu, Bischof von Seez unweit Alençon. Die Königin hatte Dangu, der früher Abt von Juilly bei Meaux war, wohl schon durch Briçonnet gekannt und darum seine Berufung nach Seez bewirkt. Wie hoch sie ihn schätzte, bewies sie, als sie ihn später zum Kanzler ihres Herzogthums Alençon ernannte. Auch Calvin war ihr in früheren Jahren, vor seiner Auswanderung in die Schweiz, befreundet und fand gastliche Aufnahme in den Schlössern zu Nerac und Pau. Später stand er ihr fremder, manchmal sogar tadelnd gegenüber, doch brach er nie ganz und trat immer wieder einmal in brieflichen Verkehr mit ihr.

Eine Erzählung über das Ende Lefèvres und die Gewissensbisse, die er darüber hatte, daß er die volle Wahrheit nicht bekannt, sondern aus Menschenfurcht sie verleugnet habe, zeigt die Königin stärkeren Geistes, als ihre theologischen Freunde. „Als Lefèvre eines Tags bei der Königin speiste, schien er sehr traurig und hatte sogar manchmal Thränen im Auge. Die Königin fragte ihn nach den Grund davon . . . „Ach," antwortete er, „wie könnte ich frohgemuth sein, da ich der schlechteste Mensch auf Erden bin? . . . Wie werde ich vor Gottes Richterstuhl bestehen, da ich so viele das reine Evangelium seines Sohnes gelehrt habe, und diese dafür in den Tod gegangen sind, während ich ihn immer vermieden habe?" . . . Die Königin sprach hierüber sehr schöne Worte . . . und fügte hinzu, daß selbst der größte Sünder an der Barmherzigkeit und Güte Gottes nicht verzweifeln dürfe."[79])

Überhaupt verlor sich Margarethe nicht in frömmelndem Grübeln, sondern bewahrte stets einen offenen Blick für die Welt und deren Vorgänge. Sie blieb eine praktische Regentin, und die Beschäftigung mit den Interessen ihres Landes schützte sie vor Einseitigkeit. Trotz ihrer Frömmigkeit und ihrer theologischen Freunde ließ sie den Frohsinn von ihrem Hof nicht bannen und erfrischte sich gern im Umgang mit weltlich gesinnten Männern, besonders mit Dichtern, deren Kunst sie ja selbst ausübte.

Nun brachte freilich das sechzehnte Jahrhundert in Frankreich keinen mächtigen Dichtergeist hervor, der auf seine Zeit umgestaltend eingewirkt hätte.

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß sich die Kraft der Nation nach einer anderen Richtung hin äußerte. Die französischen Dichter standen zudem dem classischen Alterthum noch nicht frei genug gegenüber und waren noch dazu in der Vorliebe für die allegorischen Spielereien des Mittelalters befangen. Bei der absonderlichen Mischung antiker Ideen mit mittelalterlichen Anschauungen war es schwer, zum reinen Geschmack durchzudringen und ein harmonisches Werk zu gestalten. Wenn also auch Königin Margarethe keine großen Dichter um sich versammeln konnte, so äußerte sich doch ein lebhaftes dichterisches Streben in ihrem Kreis, und Margarethe stand mit einigen der bekanntesten Dichter ihrer Zeit in lebhaftem Verkehr oder gewann sie ganz für ihren Dienst. Andere Dichter unterstützte sie, wie z. B. den jungen Franz Habert (1520—1562), den sie in seiner Jugend aus traurigen Verhältnissen rettete und der sie dafür nach ihrem Tode dankbar pries.[80])

In der Liste ihrer Kammerdiener-Secretäre finden wir die bedeutenden Namen Marot und Des Periers. Neben ihnen stand der geringer begabte, aber der Königin nicht minder werthe Johann de La Haye (Symon Silvius), der auch mit

der Herausgabe ihrer Gedichte beauftragt wurde, ferner Anton Dumoulin, Nicolaus Denisot, der hauptsächlich Maler und Kupferstecher war, daneben sich aber auch als Dichter versuchte. Boaistuau veröffentlichte nach der Königin Tod deren Erzählungen, von welchen bald darauf Gruget eine zweite Ausgabe zu besorgen hatte. Zu Margarethens Hofhalt gehörte noch Nicolaus Bourbon der Ältere (1503—1550), der unter die geachtetsten lateinischen Poeten des 16. Jahrhunderts gezählt wurde, ohne deshalb über ein bescheidenes Maß poetischer Fertigkeit sich zu erheben. Margarethe gab ihm einen Beweis ihres Vertrauens, indem sie ihn zum Lehrer ihrer Tochter Johanna ernannte.[81])

Auch einzelne ihrer hohen Beamten traten als Dichter auf, vor allen Victor Brodeau, Margarethens Finanzminister. Brodeau verstand nicht blos die Zahlen zu handhaben und ein Budget im Gleichgewicht zu halten, sondern auch in seinen Mußestunden fromme Gedichte zu schreiben. Seine Hauptdichtung, „Les louanges de Jésus-Christ“, war eine Mischung epischer und lyrischer Poesie. Sein Dichtertalent war sehr bescheiden, aber er entsprach dem frommen Sinn der Königin, die Christus in ihren Gedichten ebenfalls verherrlichte. Eines seiner Gedichte, das Gebet eines Sünders (Epistre d'un Pescheur à Jésus-Christ), wurde noch nach des Dichters Tod von der Sorbonne verurtheilt. Als er im September 1540 starb, gab ihm Margarethe den früher schon erwähnten Johann von Frotté als Nachfolger in der Finanzverwaltung, und auch dieser kannte „die Lust des Dichtens“ (le plaisir de la douce escriture), die Margarethe einmal als die Freude auch ihrer Jugend bezeichnet.

Nicht zu übergehen ist auch Johann Salomon, genannt Montflory oder Florimond, der die Ausgabe von Margarethens „Miroir de l'âme pécheresse“, die 1533 zu Paris erschien, mit einer Einleitung, einer Art Stylistik, und einigen „Epistres

familières" begleiten durfte. Montflory war jedenfalls von der Königin gern gesehen. Er widmete sein Werk mit einer leichtverständlichen, wenn auch geschmacklosen Maskirung des Namens Margarethe, der „Demoiselle Camille". (Marguerite = Maßliebchen).

Margarethe fühlte sich, wie es scheint, in besonderer Sympathie zu ihm hingezogen und nannte sich seine Freundin. Stolz über diesen Namen, dankte er ihr in einem Gedicht. Er erklärte darin, er sei ihr ergebenster Freund und werde den als seinen schlimmsten Gegner betrachten, der ein böses Wort darüber fände. Doch aber werde er sich nicht mehr so nennen, noch auch in seinen Gedichten so bezeichnen, offenbar mit Rücksicht auf ihre Stellung. Eine mystische christliche Freundschaft verband ihn mit der Königin. „Ich liebe Euch, und Ihr liebt mich; aber da wir uns in echt christlichem Sinn lieben, und Christus unsere Herzen belebt, kann uns kein Tadel treffen."[82]) Andere Dichter huldigten Margarethen in ähnlicher Weise, und sie antwortete wohl manchmal mit einem freundlichen Gedicht. Eine Anzahl solcher gereimten Herzensergüsse sind noch erhalten. Die Mode brachte es mit sich, daß man sich in derlei Kunstübungen versuchte, und gestattete auch den Gebrauch überschwenglicher Ausdrücke. Da man es mit einer Art Gesellschaftsspiel zu thun hatte, fürchtete man kein Mißverständniß. So hatte z. B. ein Herr v. Lavaux an die Königin ein Gedicht gerichtet, in dem er ihr erklärte, sein Tod sei gewiß, wenn sie mit seinem Leiden kein Mitleid habe. Margarethe antwortete ihm in einigen heiteren Versen, wenn er in der Einbildung sterbe, so wolle sie ihm das Klagelied und die Schlußworte: Requiescant in pace nicht vorenthalten.[83]) Von diesem Standpunkt muß man überhaupt gar manche Gedichte aus jener und der folgenden Zeit beurtheilen, wenn man nicht zu falschen Schlüssen kommen will.

Unter den Räthen der Königin (Gens de conseil et de

finances) wird auch Karl von Sainte-Marthe genannt. Sein Vater war Leibarzt des Königs, er selbst eine Zeit lang Professor in Bordeaux und wurde wegen Ketzerei zwei Jahre lang im Gefängniß gehalten, dann aber von Margarethe in ihre Dienste berufen. Er erhielt Sitz und Stimme in ihrem Rath und wurde gleichzeitig zum Kriminalrichter von Alençon ernannt. Seine Gedichte veröffentlichte er 1540 zu Lyon, und als Dichter bekannte er sich als einen Schüler Marots. In seiner Elegie „das Tempe Frankreichs", wollte er die zeitgenössischen Dichter charakterisiren, wobei er jedoch nicht über Allgemeinheiten hinauskam.[84])

Einer der bekanntesten Dichter jener Epoche, Mellin von Saint-Gelais, gehörte zwar nicht zum intimen Kreis der Königin, stand aber in Beziehungen sowohl zu König Franz, wie zu Margarethe. Die Familie der Saint-Gelais hatte mehrere Männer von Bedeutung aufzuweisen. Sie gehörten zu jenem Mittelstand des begüterten Adels, der sich im Zeitalter der Renaissance durch seinen strebsamen Sinn, durch Bildung und Wissen auszeichnete. Wie sich die vier Brüder Du Bellay in der Kirche, der Diplomatie, auf dem Schlachtfeld und in der Literatur hervorthaten, so auch die Saint-Gelais. Einer von ihnen, Octavian von Saint-Gelais, war Bischof von Angoulême gewesen († 1502) und hatte sich bei seinen Zeitgenossen durch seine gelehrten Gedichte Ruhm erworben. Dessen Bruder Karl hatte eine politische Schrift (la Politique de la chose publique) verfaßt, sein Onkel Johann eine Chronik geschrieben, die bis auf seine Zeit (1510) herabging. Mellin de Saint-Gelais galt als der Neffe des Bischofs von Angoulême, manche hielten ihn auch für dessen Sohn. Zu Angoulême im Jahre 1491 geboren und nur wenig älter als König Franz und dessen Schwester, die ihre Jugend zum Theil dort verbrachten, bei dem Prinzen durch seinen Oheim, den Bischof, eingeführt, fand Mellin von Saint-

Gelais seine Lebensbahn eben und bequem. Er wurde Abbé der Cistercienser zu Reclus in der Diöcese Troyes, Bibliothekar des Königs zu Fontainebleau und hütete sich wohl, seine angenehme Stellung durch theologischen oder wissenschaftlichen Streit zu verderben. Das überließ er anderen Dichtern, die sich durch protestantischen Eifer oder Freigeisterei Verfolgungen zuzogen. Vielseitig begabt, Musiker, Astronom und Dichter, huldigte er vor allem der Lehre Epikurs und suchte das Leben zu genießen. Ehrgeiz lag ihm fern, und Ruhm suchte er selbst nicht durch seine Gedichte zu erwerben. „Ich wollte für mich und nicht für meine Schriften leben," sagt er in einem seiner Gedichte.

Je voulus choisir
Vie pour moi et non pour mes écrits.

Diese Gedichte waren durchaus unverfänglicher Natur, ohne Tiefe und Ernst, freilich auch ohne den Schwulst, der die Werke der meisten Poeten jener Zeit entstellt. Er liebte es, kleine Erzählungen mit beißendem Schluß zu reimen, wie z. B. die Geschichte von dem Cantor, der in der Kirche überlaut singt und damit Annette zu Thränen rührt. Messire Jean, der Cantor, fragt sie nach dem Gottesdienst theilnehmend nach dem Grund ihrer Rührung. „Ach," entgegnet Annette, „unser Esel ist uns jüngst gestorben, er hatte eine Stimme so wie Ihr, wenn Ihr schreit." Oft gesucht in seinem Witz, verpflanzte Mellin von Saint-Gelais die süßliche Geziertheit der damaligen italienischen Dichtung nach Frankreich und führte damit eine Richtung ein, die über hundert Jahre in der französischen Literatur kältend und verwüstend wirkte. Daß er nicht in den vertrauten Kreis der Königin von Navarra paßte, ist klar. Mochten die Stürme noch so heftig um ihn toben, der religiöse Kampf immer erbitterter werden, er ließ sich nicht davon anfechten und blieb unbelästigt bis zu seinem Tode im Jahre 1558.[85])

Ganz anders tritt in dem Auf- und Abwogen der Leidenschaften, die das 16. Jahrhundert erhitzten, die Figur Clement Marots hervor. Er gehörte zu dem Hof Margarethens, zur Reformpartei, und war der begabteste aller Dichter, die sich am Hof Franz' I. und im Schloß zu Nerac oder Pau drängten. Marot muß hier etwas genauer betrachtet werden, weil seine Schicksale am besten erkennen lassen, wie das königliche Geschwisterpaar mit den Rittern von Geist zu verkehren pflegte.

Clement Marot war der Sohn jenes Johann Marot, der im Dienst der Königin Anna stand und die Züge Ludwigs XII. nach Italien beschrieben hatte. Aus der Normandie stammend, hatte sich Jean Marot in Cahors im Lande Quercy niedergelassen, bevor er an den Hof gekommen war, und in Cahors hatte auch Clement das Licht der Welt erblickt, wahrscheinlich zu Anfang des Jahres 1497. Eine Bemerkung, die sich in einem seiner Gedichte findet, läßt ein eigenes Licht auf die politischen Verhältnisse des damaligen Frankreich fallen. Die einzelnen Provinzen hatten noch vielfach ihr besonderes Leben; sie standen unter dem Scepter eines gemeinsamen Herrschers, ohne sich gerade als Glieder eines großen Ganzen zu fühlen. Marot schildert in einem langen allegorischen Gedicht „Die Hölle" die Erfahrungen, die er im Gefängniß machen mußte. Der Untersuchungsrichter fragt ihn nach seinem Namen und Stand, und Marot berichtet dabei u. a., daß er zu seinem Unglück im zehnten Jahre aus Cahors „nach Frankreich" geführt worden sei, wo er seine Muttersprache vergessen und französisch reden gelernt habe.

Um kurz zu sein, ich stamme aus Cahors,
Das ich verließ, um hier unendlich Unglück
Zu suchen. Eines Tags — ich weiß es wohl,
Noch zählt ich keine zehen Jahre — ward ich

Nach Frankreich hergebracht und habe mich
Seitdem im Lande hier so umgetrieben,
Daß ich vergaß die Sprache meiner Mutter
Und fränkisch lernte, wie mein Vater sprach.[86])

Noch an der Schwelle des 16. Jahrhunderts unterschied sich also Frankreich — die Isle de France mit den angrenzenden Provinzen bis zur Loire — von den übrigen Ländern des Reichs, und auch die französische Sprache, der Dialect von Isle de France, herrschte eigentlich nur in diesem beschränkten Gebiet.

In seinem zehnten Jahre wurde Clement von seinem Vater mit an den Hof genommen, wo er sich für seine weitere Laufbahn vorbereiten sollte, auch in die Geheimnisse jener schwerfälligen Kunst, die man für Poesie ansah, eingeweiht wurde. Später studirte er in Paris, aber, wie es scheint, ohne großen Erfolg. „Wehe, ich habe meine schöne Zeit verloren!" rief er in der Erinnerung an die Jahre seiner Universitätsstudien aus. (Ballade II: „Hélas, si j'ay mon joli temps perdu!")

Dafür trieb er sich in dem Pariser Leben um, leichtsinnig, im stürmischen Lebensgenuß, ein Genosse der „Enfants sans souci", ein flinker Poet, der die ausgeklügelten Regeln der väterlichen Schule ohne großes Bedenken vernachlässigte. Und das war vielleicht der einzige Gewinn, den er aus diesem Treiben zog. Doch das war schon viel, denn wenn seine Gedichte, — zumeist Gelegenheitspoesien leichtester Waare — auch noch nichts bedeuteten, so bewahrte er sich doch für später das Gefühl für Natürlichkeit und Einfachheit des Ausdrucks. Als er die Universität verließ, trat er als Page bei einem Herrn von Villeroy ein und schien sich somit auf eine mehr militärische Laufbahn vorzubereiten, ohne auf die poetische Thätigkeit zu verzichten. Er übersetzte eine Ekloge Virgils, verfaßte auf Wunsch seines Protektors Villeroy ein längeres Gedicht

„Cupidos Tempel", in dem er nach altmodischer Weise allegorische Figuren, wie „Freundlicher Empfang", „Schöne Rede", „Guter Dienst" u. a. als Heilige um Cupidos Altar reihte. Auch dem Herzog Franz von Valois durfte er ein Gedicht „Das Urtheil des Minos" widmen. Wenige Monate später bestieg der Herzog den Thron, und die Umwandlung der Gesellschaft, die damit begann, übte auch auf Marot ihren Einfluß aus. Doch dauerte es noch einige Jahre, bis der junge Dichter sein wahres Talent erkannte. Zunächst suchte er eine Stellung bei Hof zu gewinnen, was ihm jedoch schwer fiel. Er wandte sich mit seinem Gesuch zuerst an König Franz, und dieser verwies ihn an seine Schwester. Auch Margarethe wollte anfangs von Marot nichts wissen, da er sich noch durch keine Leistung Anspruch auf Anerkennung und Schutz erworben hatte. Er richtete an die Herzogin ein Gedicht „Der Arme" (le dépourvu), das man in das Jahr 1518 glaubt setzen zu können. Er bittet sie darin um Verzeihung für die jugendliche Kühnheit, mit der er sich an sie wende, da er doch noch nichts geleistet habe, aber sie möge bedenken,

Daß kleines Licht nur mäßig leuchten kann.

Er erzählt ihr darauf eine nächtliche Vision, die er kurz zuvor gehabt habe. Merkur sei ihm erschienen und habe ihn geheißen, sich an die edle Herzogin von Alençon zu wenden, die ihn vor tausendfältigem Leid bewahren könne. Solcher Art ermuthigt, habe er fröhlich seine Arbeit begonnen, als plötzlich eine häßliche Alte, die Furcht, eingetreten sei und ihn vor dem Unterfangen gewarnt habe. Dann aber sei die Hoffnung erschienen und habe ihm wieder zugesprochen, und so habe er Muth gefaßt und flehe die hohe Frau an, ihn aus seiner schlimmen Lage zu retten. Dafür werde er ihr dienen und Gott um langes Leben für sie bitten.

Das Gedicht scheint den gewünschten Erfolg gehabt zu haben, schon weil der König den Dichter empfahl. In den

Rechnungen des herzoglichen Hofhalts erscheint Marot freilich erst im Jahr 1524 als „Kammerdiener" mit einem jährlichen Gehalt von 95 Livres aufgeführt. Doch ist es möglich, daß Marot schon früher in die Dienste der Herzogin trat, denn in einem Gedicht, das er aus Ferrara im Jahre 1535 an den König richtete, spricht er davon, daß er „vier und zwölf Jahre" im Dienste Margarethens gewesen sei. Versteht man unter dem geschraubten Ausdruck einfach sechzehn Jahre, so würde das auf das Jahr 1519 zurückführen. Indessen ist auch eine andere Erklärung dieser Stelle versucht worden.[87])

Marot war jedenfalls nicht allein Kammerdiener im Dienst Margarethens, sondern hatte auch eine Stelle im militärischen Gefolge des Herzogs. Die ersten Jahre nach seiner Ernennung verstrichen aber, ohne daß er sich besonders hervorthat. Auch seine Gedichte aus jener Zeit verriethen noch nicht viel Originalität. Margarethens Hof war indessen wie eine hohe Schule für ihn. Er wurde dort mit der neuen Welt des Wissens und der Kunst bekannt, hörte von den Reformideen für die Kirche und gehörte bald zu den eifrigsten Anhängern der Reformpartei. Das hinderte ihn keineswegs an fröhlichem Leben und galanten Huldigungen. Reicher strömten nun seine Liebesgedichte, die um so mehr gefielen, als sie nicht im hergebrachten Schulstyl verfaßt waren, sondern mit dem feineren Ausdruck zugleich das natürliche Wort bewahrten. Viele derselben sind an eine Geliebte gerichtet, die er Diana nennt. Darauf nun einen ganzen Roman zu gründen, wie manche Biographen es gethan haben, und Marot als den begünstigten Liebhaber Dianens von Poitiers, der späteren Favoritin Heinrichs II., hinzustellen, ist doch eine Kühnheit der Combination, welche die Grenze des Erlaubten überschreitet.

Die zarten Liebeswerbungen des Dichters wurden bald durch den Kriegszug nach Italien gestört. Da König Franz sich an die Spitze des Heeres stellte, konnte der Herzog

von Alençon nicht zurückbleiben. Auch Marot zog mit ins Feld, nicht als Secretär oder mit einem ähnlichen friedsamen Amte betraut, sondern als streitbarer Soldat mit Wehr und Waffen, und zwar nicht im Gefolge des Herzogs, sondern mit den Leuten des Königs. In der Schlacht bei Pavia kämpfte er wacker mit, wurde verwundet und gefangen, erhielt aber bald seine Freiheit zurück, da die Spanier einsahen, daß sie von ihm kein Lösegeld erwarten konnten.

Eiligst kehrte er nach Paris zurück, wo er jedoch vieles verändert fand. Die wenigen Monate seiner Abwesenheit hatten seiner Geliebten genügt, ihn zu vergessen, und die Erbitterung darüber mag den heftigen jungen Mann zu Drohungen und Klagen veranlaßt haben. In der Aufregung ließ er sich auch zu unvorsichtigen Äußerungen über die religiösen Händel hinreißen. Es ist schon gesagt worden, daß die Regentin nach der Gefangennahme des Königs strengere Maßregeln gegen die Lutherisch Gesinnten guthieß und eine Art Inquisition einsetzte. Die Herzogin von Alençon war vor der Hand für die Ketzerverfolger noch unerreichbar, aber man konnte sie ja in ihren Dienern treffen. Ende Februar 1526 wurde Marot plötzlich unter der Anklage der Ketzerei verhaftet. Der Moment war gut gewählt, denn Margarethe war auf dem Weg nach Bayonne, um den König zu begrüßen, der aus Spanien heimkehren sollte. Die Fanatiker hofften während ihrer Abwesenheit ihre Pläne schneller ausführen zu können. Marot, der seiner ungetreuen Geliebten die Schuld an seiner Verhaftung beimaß, sah sich ernstlich bedroht. Seine Lage schien kritisch zu werden, als er auch von dem Bischof von Chartres reclamirt wurde, da er sich verschiedener Verbrechen schuldig gemacht habe. Da sich besagter Marot, hieß es in der öffentlichen Bekanntmachung des Bischofs, wahrscheinlich nicht freiwillig zur Strafe stellen werde, was seiner Seele großen Schaden bringen müsse, so solle man ihn ergreifen,

wo man ihn finde, und ihn mit Gewalt nach Chartres bringen. Also ein Steckbrief in bester Form. Das Pariser Gericht lieferte den armen Marot aus, und dieser kam ins Gefängniß nach Chartres. Nun aber wandte sich die Tragödie mit einem Zauberschlag zum Lustspiel um. Marots Gefängniß war ein hübsches Zimmer, er erhielt gute Verpflegung, durfte Besuche empfangen und nach kurzer Zeit auch in der Stadt umhergehen, bis endlich der Befehl des Königs einlief, ihn ganz frei zu lassen. Das Räthsel ist gelöst, wenn man weiß, daß der Bischof von Chartres Margarethen ergeben war und ihren Diener so lange in Gewahrsam nahm, bis diese beim König die nöthigen Schritte hatte thun können.

Im Gefängniß zu Chartres schrieb Marot sein schon erwähntes Gedicht „Die Hölle“. „Wie neue Schmerzen vergangener Freude gedenken lassen, so bringt auch neue Freude die Erinnerung an frühere Pein.“ Mit diesem Wort der Entschuldigung beginnt er seine Schilderung. Die Freundschaft und wohlwollende Aufnahme, die Unterhaltung und Tröstung, die er in Chartres gefunden hat, beleben ihm die Erinnerung an den qualvollen Aufenthalt im Kerker des Chatelet in Paris. Von sechs Häschern ergriffen, wurde er — so berichtet er weiter — durch das Thor der Unterwelt, wo ihn ein Cerberus mit feindlichen Augen musterte, in die Vorhölle gebracht. Dort drängt sich eine erregte Menschenmenge unter wildem Lärmen, dort sitzt der große Minos mit seinen Richtern, dort wird gerichtet und geurtheilt.

Die Großen fressen hier die Kleinen auf,
Die machtlos gegen ihre Dränger sind.
Da wird die Kunst geübt, hinauszuziehen
Was pflichtgemäß kurz abzumachen wäre.
Da bleibt die Armuth immerdar im Unrecht,
Und manches edle Haus wird hier zerstört.

Marot aber wird weiter geführt vor Rhadamanthys. Dieser,

der Untersuchungsrichter, empfängt ihn mit heuchlerischer Freundlichkeit und betheuert, daß er an seine Unschuld glaube. Er möge nur seine Gefährten nennen, und wenn er offen rede, werde er bald frei sein. Wenn aber Rhadamanthys mit Milde nichts ausrichtet, dann läßt er den Angeklagten schlagen, in den tiefsten Abgrund der Unterwelt werfen, auf die Folter spannen:

O, liebe Freunde, quälen sah ich Menschen,
Daß mich das Mitleid bis ins Herz erregte.

Marot wird nun selbst verhört und nach seinem Namen und Stand gefragt. Er nennt sich einen Freund der Musen, sein Name sei Clement, und das sei kein Lutherischer Name. Dann schildert er seine Heimath, die er im zehnten Jahr verlassen habe, um nach Frankreich zu ziehen. Hier aber habe er nichts gewonnen, als eine edle Herrin —

Die mehr als jede andre Frau der Welt
An Wissen reich ist und an Kunst der Rede,
Ein Sproß der fränk'schen Linie, Margarethe,
Die groß auf Erden, doch demüthig fromm,
Und ihr gehör' ich zu als treuer Diener.

Seine Vertheidigung hilft ihm zu nichts; er wird abgeführt in den Aufenthalt der Unseligen, deren er viele Tausende sieht, und mit welchen er eine Weile in Hoffen und Bangen verbringen muß.

Etwa ein Jahr nach dieser Episode starb Johann Marot, der im Dienst des Königs gestanden hatte, und Clement rückte nun in seines Vaters Stelle. Doch wurde er nicht in die Liste der fest angestellten Diener eingetragen, was für ihn manche Unannehmlichkeit hatte und den Bezug seines Gehalts erschwerte. In einer Anzahl von Bittgesuchen in Form kleiner Gedichte an den König, an Margarethe und den Kanzler suchte er um Abhilfe nach, und gerade diese an sich unbedeutenden, aber anmuthig und heiter gehaltenen Stücke zeigen Marots Talent für die Behandlung solcher Aufgaben. Noch ist ein Brief

Margarethens an Montmorency erhalten, in dem sie sich in dieser Angelegenheit für Marot verwendet. Allein es scheint, daß dieser durch sein unvorsichtiges stürmisches Wesen eine günstige Entscheidung verzögerte.

Im Herbst desselben Jahres 1527 sah er sich wieder verhaftet. Diesmal wurde er nicht wegen Ketzerei, sondern wegen Widersetzlichkeit gegen die Polizei eingesperrt. Er wurde beschuldigt, einige Häscher angegriffen und geschlagen zu haben, um einem Gefangenen, den sie führten, Gelegenheit zur Flucht zu geben. In seiner Bedrängniß wandte er sich an den König mit der Bitte um Hilfe:

O König Franz, der Ihr voll Güte seid,
Vor fünfzehn Tagen — wohl gezählt sind sie,
Und morgen werden's gerade sechzehn sein —
Ward ich gemacht Mitbruder in der Kirche
Des heil'gen Haltefest, die in dem Sprengel
Von Sanct Betrübniß liegt — — — —
Ich will Euch melden, wie das so gekommen,
Ist mir's auch schmerzlich, noch davon zu reden.

Drei große Bengel kamen ungenirt
In den Palast mir also zu verkünden:
Ihr seid gefangen in des Königs Namen!
Wer da gar sehr erschrack, war Clement Marot,
Es traf ihn stärker als ein Donnerschlag.
Sie zeigten ein Papier mit langer Schrift,
In der kein Sterbenswort von Christus stand,
Das nur von Richtern und Processerei
Zu reden wußte und von Arretirung.
— — — — — — — —
Dann faßten sie mich bei den Armen fest,
Und führten mich, wie eine Braut man führt —
Doch nein, ein wenig rauher war es doch.

Nach einem Ausfall gegen die Bestechlichkeit und Habsucht der Richter, wendet sich Marot wieder an den König.

Jetzt habe er eigentlich nur noch mit ihm zu thun. Aber sie beide verständen ja nichts vom Gerichtswesen. Zugestanden selbst, daß er sich gegen ihn, den König, vergangen habe, so sei er doch nur mit einer Geldstrafe zu belegen.

Drum bitt' ich, Sire, inständig, zu befehlen,
Daß Eure Leute mich in Freiheit setzen.
Komm' ich heraus — sie seh'n mich nimmer wieder,
Es sei denn, daß sie mit Gewalt mich holen.

Ganz unterthänig bitt' ich Euer Gnaden,
Mir zu verzeihen, daß ich allzukühn
Den dummen Brief an Euch zu richten wagte.
Entschuldigt auch, daß ich nicht selber kam,
Obwohl es sich um meine Sache handelt:
Doch hab' ich zu Besuchen keine Zeit.

Das Gedicht Marots, das ehrerbietig und launig zugleich war, ergötzte den König, und am 1. November 1527 erging der Befehl, Marot frei zu lassen. Der Dichter wird darin „unser lieber Kammerdiener" (nostre cher et amé valet de chambre ordinaire) genannt. Der kleine Vorfall ist für die Weise der Zeit, wie für die Art des Königs bezeichnend. Trotz seiner despotischen Gelüste war Franz im gewöhnlichen Verkehr freundlich und von gewinnender Güte, und selten war ein Monarch so für Poesie und Kunst eingenommen wie er. Ein Werk der Plastik, ein edler Bau, ein schönes Gedicht bezauberten ihn, und jede Äußerung feinen Geistes gewann ihn. Unwillkürlich denkt man bei Marots Epistel an das ehrerbietige Gedicht, daß Alfred de Musset an den König Ludwig Philipp richtete. Der Bürgerkönig ging freilich in seiner Regierung nicht so gewaltsam vor, wie Franz I. es oft genug that, aber er konnte es dem Dichter, der ihm huldigte, nicht verzeihen, daß er ihn in seinen Strophen mit Du anredete.

Marot durfte seinem König noch öfters mit poetischen

Episteln nahen. Eines Tags wurde er von seinem Diener bestohlen und verfiel bald darauf in eine langwierige Krankheit. Reconvalescent, aber noch schwach, schrieb er dem König, um ihm sein Mißgeschick zu klagen:

Aus der Gascogne hatt' ich einen Diener,
Der war ein Fresser, Trinker, frecher Lügner;
Er stahl, betrog, er fluchte, lästerte,
Und war gewiß schon für den Galgen reif,
Im übrigen der beste Mensch der Welt.

Da dieser brave Bursch erfuhr, daß König Franz seinem Marot Geld geschenkt hatte, so stand er eines Morgens in der Frühe auf, nahm das Geld, die besten Kleider und das Pferd seines Herrn und machte sich damit aus dem Staub. Nichts vergaß er, als adieu zu sagen. Und da Marot von schwerer Krankheit erstanden ist, geht es ihm schlecht. Er hat kein Geld, will aber den König doch nicht um ein Geschenk bitten, wie so viele thun. Nur ein Darlehn möchte er haben.

Ich werd' Euch eine Schuldverschreibung geben,
Zahlbar — natürlich ohne Wucherzinsen —
Am Tag, da jedermann zufrieden ist!
Zahlbar — vielleicht gefällt's Euch besser so —
Wenn Euer Ruhmesglanz verblichen ist.

Zum Schluß aber preist er den König in ernstem Ton und erfleht für ihn Gottes Segen.

Damals stand Marot auf der Höhe seines Glücks. Er gehörte zum Hofhalt sowohl des Königs wie Margarethens, und war nun auch in die Liste der königlichen Diener eingetragen, oder, wie man heute sagen würde, definitiv angestellt. In jenen Jahren entfaltete sich im Sonnenschein des Erfolges sein poetisches Talent zur Blüthe. Sein Ruhm breitete sich über Frankreich aus, und er trat in freundschaftliche Verbindung mit dem regsamen literarischen Kreis, der sich in Lyon zu=

sammengefunden hatte. Abwechselnd begleitete er den König auf seinen Reisen, oder lebte an dem Hof der Königin von Navarra. Damals entstand eine Reihe von Episteln, Balladen und Rondeaux, die zu seinen besten Gedichten gehören und sein eigenartiges Talent deutlich zeigen. König Franz erfreute sich daran, und Margarethe sandte ihm zuweilen eine Antwort in poetischer Form. Ebenso geschah es auch, daß Marot von einem Gedicht der Königin angeregt wurde und sich eine Entgegnung erlaubte. Sie hatte z. B. ein scherzhaftes Epigramm auf einen Edelmann gedichtet, dem der strenge Blick der Geliebten so kältend ins Innere gedrungen sei, daß er sein Feuer und seine Liebe habe erlöschen sehen und gestorben sei. Marot unternahm in einem Epigramm die Vertheidigung des Liebenden, dessen Gefühle noch durchaus lebendig seien. Ein andermal verlor der Dichter eine Wette gegen eine von Margarethens Damen, Helene von Tournon, und mußte mit einem Gedicht zahlen. Das Epigramm, das er ihr überreichte, schloß mit dem Wunsch, daß er alle seine Schulden in dieser Münze berichtigen dürfte. Für Helene von Tournon übernahm die Königin Margarethe die Antwort, und sagte, daß, wenn seine Gläubiger ihn so gut kännten, wie sie, sie sich gern auf gleiche Weise bezahlen lassen würden. Silber lasse sich nach dem Gewicht abschätzen, aber Marots Kunst sei unschätzbar. Stolz auf dieses Urtheil, kam der Dichter mit einem neuen Epigramm. Er habe der Königin Gedicht den Wucherern gezeigt, und Meister Michel sowie Meister Bonaventura hätten sich darauf hin bereit erklärt, nicht allein noch länger zu warten, sondern auch noch mehr zu geben. Und er, Marot, habe gelobt, das Geld der beiden anzunehmen.

Ein ähnlicher Verkehr entspann sich auch zwischen Margarethen und anderen Dichtern, ganz wie ein Jahrhundert zuvor ihr Ahn, Karl von Orleans, in poetischem Briefwechsel mit seinen Freunden und Beamten gestanden hatte. Marot

pries, wie so viele andere, seine Gönnerin in begeistertem Wort. Wir haben schon eine Probe davon gegeben,*) doch könnte man noch viele ähnliche Stellen anführen. „Die Königin schreibt so edel und schön; ich erstaune, daß man nicht noch mehr davon betroffen ist. Aber wenn ich sie dann reden höre, staune ich wieder, daß man so thöricht sein kann, sich darüber zu wundern.“

Marot hatte, wie es scheint, ein leicht entflammbares Herz, und so findet sich unter seinen Werken auch eine Anzahl Liebesgedichte, in welchen er abwechselnd sein Leid und sein Glück verewigt. Wer möchte zweifeln, daß er am Hof Franz' I. nicht manches Liebesabenteuer gehabt, daß ihm nicht mehr als eine Dame ihre Gunst geschenkt hat? Aber weiter zu gehen hat niemand das Recht. Marot hat keine Namen genannt und sich nirgends eine deutliche Anspielung erlaubt. Seine Zeitgenossen haben nichts über diesen Punkt zu erzählen, sie, die gewiß nicht versäumt hätten, ein zartes Geheimniß zu verrathen, wenn sie von einem solchen nur eine Ahnung gehabt hätten. Erst im vorigen Jahrhundert gefiel es einem Abbé Lenglet Dufresnoy aus allerlei Versen Marots zu schließen, daß er Margarethens beglückter Liebhaber gewesen sei. In seiner 7. Elegie rühmt Marot die edle Gesinnung, vornehme Haltung und maßvolle Sprache der Geliebten. Aber nicht diese Vorzüge hätten ihn gewonnen, sondern ihr milder Blick und einige gütige Worte, die ihn auf ihre Liebe hoffen ließen. In der 5. Ballade verräth er, daß seine Freundin fröhlich blickt, daß sie mild und gütig, obwohl von hohem Adel ist, und er preist sie als die Schönste von ganz Frankreich.

Wenn man diese Worte auf die Königin Margarethe beziehen will, muß man annehmen, daß sie kurz nach ihrer Vermählung mit Heinrich von Navarra dessen überdrüssig geworden

*) Siehe oben S. 48 und Note Nr. 26.

sei, obwohl alle Zeugnisse besagen, daß sie ihm immer treu ergeben war. Man muß ferner annehmen, daß sie, die schon in der Mitte der dreißiger Jahre stand und als maßvoll und feinfühlig galt, sich so weit vergessen habe, Marot anzulocken. Die Worte des Dichters sind aber so allgemein gehalten, daß sie absolut nichts verrathen. Nur einmal wird er offenherziger. „Einen Buchstaben, ein Land und ein Lied lieb' ich vor allen," sagte er in einem Epigramm. „Das Land heißt Alençon, der Buchstabe ist N, und das Liedchen lautet: Liebe herzige Braune, o ende meine Qual. Das Lied ist alt, aber das braune Liebchen ist jung." Das klingt doch wahrlich nicht, als sei es an eine Königin gerichtet, und daß Alençon gerade das Land seiner Vorliebe ist, besagt auch nichts, denn eher hätte er damals Bearn nennen müssen. Der Buchstabe N endlich, mit dem der Name der Geliebten beginnt, stimmt erst recht nicht.

Genug, die ganze Geschichte vom Verhältniß Marots mit Margarethe ist eine plumpe Erfindung späterer Zeit und wird durch keinerlei Angabe auch nur halbwegs gerechtfertigt. Wäre es auch denkbar, daß König Franz und König Heinrich nichts von einer solchen Begünstigung gehört oder gar wissentlich dessen Kühnheit ungeahndet gelassen hätten? Und doch erwiesen sich beide Fürsten gnädig gegen den Dichter, und Franz schenkte ihm immer wieder seine Gunst, so oft er sie ihm auch entziehen zu müssen glaubte.

Denn Marot gerieth durch seine protestantischen Ideen bald aufs neue in schwere Ungelegenheiten. Seine Gegner hatten ihn nicht aus den Augen gelassen und warteten auf den günstigen Moment, in dem sie ihn packen könnten. Marot war, vielleicht im Vertrauen auf seine Stellung, unvorsichtig und herausfordernd. Aber es kam die Zeit, wo König Franz strengere Verfolgungen der Protestanten gestattete, und auch Marot unter der Anklage, während der Fasten Fleisch gegessen

zu haben, auf Befehl des Parlaments verhaftet wurde. (März 1531.) Auf solchem Vergehen stand schwere Strafe, öffentliche Buße und Abbitte, Verbannung und Verlust des Vermögens. Aber während andere die ganze Strenge dieses Gesetzes gegen sich angewandt sahen, wurde Marot wieder glimpflich behandelt. Wahrscheinlich rettete ihn der König abermals, doch scheint er sich diesmal schwerer dazu entschlossen zu haben, denn Marot unterließ nach seiner Befreiung einige Jahre hindurch jede offene Kundgebung seiner Theilnahme an der Reform. Er beschränkte sich auf rein literarische Thätigkeit, veröffentlichte eine Sammlung seiner Werke („l'Adolescence Clémentine 1532"), und wie er schon früher den Roman de la Rose neu herausgegeben hatte, besorgte er nun eine Ausgabe der Gedichte Villons, der ihm in mancher Hinsicht geistesverwandt war. Doch diese friedliche Zeit währte nicht lange. Der Fanatismus wuchs, die Scheiterhaufen flammten zahlreicher als zuvor, und selbst Margarethe wurde öffentlich angefeindet und bedroht. Im Spätherbst des Jahres 1534 wurde Marot aufs neue als ein Führer der Lutheraner angeklagt und vor Gericht citirt. Er war gerade auf einer Reise begriffen. In Blois hörte er, daß man Haussuchung bei ihm in Paris gehalten und allerlei verbotene Schriften gefunden habe. Sein erster Gedanke war, sich um Schutz an König Franz zu wenden. Als man ihn aber warnte, weil der König gegen die Protestanten sehr aufgebracht wäre, entschloß er sich rasch zur Flucht und eilte nach Bearn zu seiner Herrin und Beschützerin, die so vielen Bedrängten Asyl bot. Unterwegs wurde er in Bordeaux verhaftet, vor das Parlament gebracht und verhört, aber freigelassen. Margarethe war indessen schon nicht mehr imstande, ihre Freunde dauernd zu schützen und der Dichter floh weiter über die Alpen und kam nach Ferrara (1535), wo die Herzogin Renata (Renée), König Ludwigs XII. zweite Tochter, seit 1528 als

Gemahlin des Herzogs Herkules von Este lebte. Der Herzog war erst seit kurzem zur Regierung gekommen und hielt sich zur Partei des Kaisers. Renata aber war eine entschiedene Anhängerin der Reformation, und ihr Hof nicht allein ein Sitz der schönen Künste, sondern auch ein Zufluchtsort der frei denkenden Männer.

Von Ferrara aus richtete Marot ein berühmtes Gedicht an König Franz, in dem er seine Flucht schildert und sich zugleich zu vertheidigen sucht. Er betheuert zunächst seine Unschuld; seine Flucht verrathe kein böses Gewissen, sondern sei wegen der vielen bestechlichen Richter in Paris nöthig gewesen. Sie hätten ihm das Gedicht von der „Hölle" nicht verziehen, und auch die Sorbonne sei ihm feindlich, weil sie unwissend sei und darum auch das neugegründete Collège Royal anfeinde.

Ihr armen Leute mit schwindsücht'gem Wissen
Beweist aufs neu, wie wahr das alte Sprichwort:
Des Wissens Feind ist nur, wer selbst nichts weiß.

Marot appellirt, wie man sieht, zuerst an des Königs Wissenseifer, der ihm die beschränkten Anhänger der überwundenen Universitätsweisheit so unangenehm machte. Dann erst kommt er zur Anklage, die man gegen ihn erhoben hat, nämlich, daß er Lutheraner sei. Er protestirt dagegen und fleht den König um seinen Schutz an, auf daß er nicht in den Flammen sterben müsse, sondern bis zu seinem letzten Athem ihn, seinen Herrn und Vater, preisen könne. Er kann es nicht leugnen, daß man verbotene Bücher bei ihm gefunden hat, aber er spricht nur von Schriften über Magie und Geisterbeschwörung und nicht von lutherischen Büchern. Ein Dichter müsse doch all das kennen lernen.

Das Böse kennen, wird oft Nutzen bringen,
Doch Böses thun, ist immer zu vermeiden,

sagt er in doctrinärem Ton. Weiterhin erzählt er seine Flucht vom Hof.

So wie der Schiffer auf dem hohen Meere
Sein Fahrzeug jählings wendet, sieht er sich
Von einem Riff bedroht, so floh auch ich;
Denn wo ich sonst nur Güte fand und Schutz,
Hatt' ich jetzt nichts als Strenge zu befürchten,
Und wußte, wenn ich's auch nicht selbst erfahren,
Daß eines Herrschers zürnend Auge stets
Für seine Unterthanen furchtbar blickt.

Warum er sich auch nicht im Land des Königs von Navarra für sicher hielt, sagt er offen heraus.

Doch da ich hörte, wie manch beſſ'rer Mann
Als ich, den Feuertod erleiden mußte,
Was selbst das Ausland mit Entsetzen füllte,
Verließ ich, keines Fehlers mir bewußt,
Den Boden Frankreichs, das sich seinem Dichter
So undankbar erwies, und keinen Kummer
Empfand ich ob der Trennung in dem Busen.
Du lügst, Marot, denn schwer war dein Gemüth,
Als du der unerwachs'nen Kinder dachtest.

Doch endlich überstieg ich das Gebirg,
Das hoch und kalt emporragt, und stieg nieder
In die lombard'sche Ebene, von wo
Mich Gott bis nach Ferrara leitete,
Wo Deines Namens eine Fürstin thront.
— — — — — — — — — — — —
Sie nahm mich freundlich auf und hielt mich fest,
Da sie Gefallen fand an meinem Stil,
Und weil ich Dein getreuer Diener bin.

Zum Schluß betheuert der Dichter noch einmal seine Unschuld und sagt, daß wenn er seinen Dienst verliere, dies die Folge seines bösen Verhängnisses, nicht aber die Folge eines Fehlers sei.

Der König gab zunächst auf diesen Brief keine Antwort. Erst als der Herzog von Ferrara die Franzosen nicht länger

an seinem Hof dulden wollte, und Marot weiter wandern mußte, ließ er sich bewegen, und gab noch einmal der alten Neigung Gehör. Von Venedig aus wandte sich nämlich Marot an den Dauphin, den er um ein Fürwort beim König bat, und erhielt daraufhin die Erlaubniß zur Heimkehr (1536). Doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß er sie diesmal mit einer besonderen Demüthigung erkaufen mußte. Mehreren der Ketzerei angeklagten Personen, die ins Ausland geflohen waren, wurde damals die Rückkehr unter der Bedingung gestattet, daß sie allen Irrlehren öffentlich entsagten, und Marot mag nicht anders behandelt worden sein. Genaue Angaben sind nicht erhalten. Jedenfalls fand der Dichter nicht mehr die alte Stimmung, als er zurückkam. Der König erwies sich ihm zwar fortwährend gewogen, schenkte ihm auch ein Haus in der Vorstadt Saint-Germain, aber die Angriffe mehrten sich gegen ihn von allen Seiten. Die einen trauten seiner Bekehrung nicht, die andern schalten ihn abtrünnig, und selbst seine dichterischen Leistungen wurden nun von mancher Seite bemäkelt. Die Anhänger der älteren Richtung fanden ihn zu heidnisch und wenig sittenstreng in seinen Gedichten.

Vielleicht um diesen Vorwurf zu entkräften, vielleicht auch um die alten Verbindungen mit der Königin von Navarra und den Reformirten nicht ganz zu lösen, übertrug Marot fünfzig Psalmen in französische Strophen, die zum Theil alten Melodien angepaßt werden konnten, zum Theil auch von Claudius Goudimel, der später in der Bartholomäusnacht als Opfer fiel, und von Wilh. Franc componirt wurden. Er hoffte diesmal mit seinem Werk allgemeine Zustimmung zu erwerben, irrte aber sehr. Denn obgleich ihm Kaiser Karl bei seiner Durchreise durch Paris ein Geschenk von zweihundert Dublonen dafür zustellen ließ, fand die Sorbonne die Uebersetzung von ketzerischem Geist erfüllt, und da der König dem Dichter nur schwachen Schutz gewährte und schwankend schien, floh Marot

wiederum (Ende 1543) zuerst nach Genf, dann nach Piemont, wo er mit Genehmigung des Königs Franz, der dort Herr war, unbehelligt leben konnte. Doch starb er schon im Herbst des folgenden Jahres 1544.

Die Psalmen hatten trotz ihrer Schwerfälligkeit noch ein besonderes Geschick. Sie wurden als Kirchenlieder von den Hugenotten mit Vorliebe gebraucht, in Tausenden von Exemplaren verbreitet, und dienten nicht selten als Schlachtgesang in den Religionskriegen, die bald das Land verheerten.

Unter den Dichtern, welche am französischen Hof lebten oder in die Gesellschaft der Königin von Navarra gezogen wurden, steht Marot oben an. Er war überhaupt die bedeutendste dichterische Erscheinung des damaligen Frankreich, und mit Recht hat man seine Poesie als das vermittelnde Bindeglied zwischen der mittelalterlichen und der modernen französischen Literatur bezeichnet. Wir sehen dabei von Rabelais ab, dem sich Marot weder in Geisteskraft, noch in Wissen oder Phantasie auch nur annähernd vergleichen konnte, der aber nicht eigentlich zu den Dichtern gezählt werden kann. Marot war freilich arm an Ideen; sein Horizont war beschränkt, und er gefiel sich in einer gewissen Oberflächlichkeit. Was ihn aber hob, war die Anmuth, mit der er auch die unbedeutenden Gedanken vorbrachte, die Heiterkeit, die seine Gedichte verklärte. Es war ein Verdienst, daß er die alte Pedanterie abzustreifen wagte und mit richtigem poetischen Gefühl die älteren nationalen Formen der Lyrik, wie das Rondeau und die Ballade, wieder aufnahm. Dabei wußte er die Sprache so klar und gefällig zu behandeln, daß er die französische Lyrik neu belebte. Man begreift sonach den Zauber, den Marot ausübte, und will man nicht einseitig urtheilen, muß man es zum großen Theil dem Einfluß der königlichen Geschwister zuschreiben, daß er sich so entwickelte. Besonders war es der König, der in dem Charakter des Dichters viele Züge fand, die ihm entsprachen. Beiden

Männern fehlte es an Ernst und Tiefe, aber beide freuten sich des Genusses, der Schönheit und lauten Heiterkeit. Eine offenbare Sympathie herrschte zwischen dem König und seinem Diener, und so oft der erstere auch zürnen mochte, er verzieh doch immer wieder, wie wir gesehen haben. So erklärt es sich auch, warum gerade die Gedichte an König Franz zu Marots besten Werken gehören. Der Hof war ja eine Stätte des Glanzes, freilich auch eine Schule des Sensualismus und der Corruption. Scheinbar Unverträgliches fand sich da vereinigt. Die Huldigung, die man den Frauen darbrachte, und der Cultus, den man der Kunst weihte, sollten sich mit dem oft groben, sitten- und skrupellosen Treiben der Hofkreise vertragen. Die wüsten Orgien der späteren Zeiten wurden an Franz' I. Hof schon eingeleitet, und Marot paßte wohl auch in dieser Hinsicht dorthin.

Zu den wenigen, die sich diesem Leben fernhielten, gehörte Margarethe von Navarra. Das ist unzweifelhaft. Nicht weil die zahlreichen Lobgedichte, die man ihr zu Ehren verfaßte, es nachdrücklich betonen, sondern weil alle Urtheile, auch unbetheiligter Menschen, in diesem Punkt übereinstimmen. Selbst die Gegner wagten es nicht, der Königin einen Verstoß gegen Sittlichkeit und Pflicht vorzuwerfen, und gewiß hätten sie sich die Gelegenheit dazu nicht entgehen lassen, wenn sie sich geboten hätte. De Thou, der jener Zeit noch nahe stand und ihre Geschichte in einem hervorragenden Werk erzählt hat, sprach über Margarethe mit größter Achtung. Speciell über den Schutz, den sie Dichtern und Gelehrten gewährte, sagte er: „Sie verdiente von allen die zehnte Muse und die vierte Grazie, oder gleich die Musen und Grazien in einer Person genannt zu werden. Ihr Lob wurde durch Gedichte und Medaillen verkündigt, besonders aber wurde sie in England von drei Schwestern, Anna, Margarethe und Johanna Seymour gepriesen, die sowohl wegen ihres berühmten Ge-

schlechts als auch wegen ihres Geistes, ihrer Gelehrsamkeit und seltenen Sittenreinheit ewiges Andenken verdienen. Sie veröffentlichten ihr zu Ehren hundert Distichen, welche später von Johann Dorat, Anton Baïf, Nicolaus Denisot, unsern berühmten französischen Dichtern auf verschiedene Art übertragen wurden."[88])

Im Beginn seiner poetischen Thätigkeit richtete Ronsard, der seine Landsleute in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ähnlich beherrschte, wie Victor Hugo in unserer Zeit, eine Ode an die bereits abgeschiedene Königin, und gleich wie die alten Griechen sich dem Schutz der Pallas empfahlen, so flehte er in scherzhafter Wendung, sie möge ihn vor der Zange Mellins und jeder boshaften Kritik bewahren.[89])





VII.

Margarethens Stellung zur Reformation. Bearn, ein Asyl der Verfolgten.

Wichtiger noch als die Förderung, welche Margarethe den wissenschaftlichen und literarischen Bestrebungen zutheil werden ließ, war der Schutz, welchen sie den Männern der kirchlichen Reform gewährte. Über die mehr oder weniger reformfreundliche Gesinnung der Königin ist viel gestritten worden. Die einen haben in ihr eine begeisterte Anhängerin des Protestantismus, die andern in ihrer dem Reformgedanken jedenfalls günstigen Haltung nur die Neugier einer geistvollen, allem Wissen eifrig zugewandten Natur gesehen. Die Königin von Navarra ist nie aus der Gemeinschaft der katholischen Kirche ausgeschieden; aber während manche Biographen finden, daß sie sich innerlich losgesagt und nur mit Rücksicht auf ihren Bruder den letzten Schritt der öffentlichen Lostrennung von der römischen Kirche vermieden habe, behaupten andere, sie habe niemals ernstlich daran gedacht, zum Protestantismus überzutreten. Auf beiden Seiten stimmt man jedoch darin überein, daß ihr eine hervorragende Stellung in der Geschichte der

französischen Reformation gebührt. Ihre Betheiligung an der religiösen Bewegung ihrer Zeit war außerordentlich und griff weit über die Grenzen Frankreichs hinaus.

Wenn wir also eine bestimmte Antwort auf die Frage geben sollen, in wie weit Margarethe von Navarra protestantisch gesinnt war, müssen wir unsern Blick auf die Geschichte des jungen Protestantismus in Frankreich während der letzten zwanzig Jahre der Regierung des Königs Franz wenden. In dieser Zeit wuchs die reformirte Kirche aus schwachen Anfängen und trotz der steigenden Heftigkeit ihrer Verfolgungen zu solcher Bedeutung empor, daß sie unter den folgenden Königen bereits eine Macht bildete, mit der man rechnen mußte.

Nach der Katastrophe von Pavia hatte die Regentin, wie wir kurz gesagt haben, es für nothwendig erachtet, den Papst und den französischen Clerus durch strenge Maßnahmen gegen die „Lutheraner“ zu gewinnen. Sie hatte deshalb Untersuchungscommissionen eingesetzt, die aus geistlichen und weltlichen Gliedern gebildet wurden, um allenthalben der Ketzerei nachzuspüren und sie mit Gewalt auszurotten. Eine päpstliche Bulle vom 17. Mai 1525 verlieh diesen Commissionen besondere Autorität. Sie sollten bei ihren Untersuchungen und Entscheidungen so viel als möglich in der Stille, und zwar mit Hintansetzung der gewöhnlichen gerichtlichen Formen vorgehen. Ihr Urtheil sollte endgiltig sein und selbst an den päpstlichen Stuhl keine Appellation stattfinden.

Damit war die Inquisition, wenn auch unter anderem Namen, in Frankreich eingeführt. Der Zeitpunkt war gut gewählt. Denn wenn in ruhigen Zeiten der gesunde Sinn des Volks gegen diese ungeheuerliche Maßregel protestirt hätte, so konnte man in einem Moment der Gefahr der fieberisch aufgeregten, bestürzten Masse leicht einreden, daß das Unglück von Pavia nur eine Folge der Ketzerei, ein Strafact des Himmels wegen deren Duldung sei.

Mit der Einsetzung jener Inquisitionskammern kamen brutale Gewalt und roher Fanatismus zum Wort. Schon im Laufe des Sommers 1525 begannen allenthalben in Frankreich die Verhaftungen. Jede Versammlung von Freunden einer kirchlichen Reform wurde streng verboten, und bange Sorge erfaßte alle, welche eine freie Entwickelung der Kirche wünschten. Bald flammten die Scheiterhaufen. Wie in Metz schon früher Leclerc und Chatelain den Feuertod gestorben waren, so wurden nun zu Paris Jacob Pavannes und ein armer Mann, den man nur den Einsiedler von Livry nannte, und in Nancy der Deutsche Wolfgang Schuch lebendig verbrannt. Als Pfarrer nach Saint-Hippolyte in Lothringen berufen, hatte der letztere die Bilder aus der Kirche entfernt, die Fasten abgeschafft und die Messe nicht gelesen.

Damals verließen Lefèvre und Roussel ihr Vaterland und gingen ihrer Sicherheit halber nach Straßburg. Ihre Freundin, damals noch Herzogin von Alençon, konnte nicht helfen, denn die Regentin war ihren Fürbitten für den Augenblick nicht zugänglich. Dazu kam für Margarethe die Nothwendigkeit der Reise nach Spanien, wo eine schwere Aufgabe ihrer harrte. Auf welcher Seite sie aber stand, darüber kann kein Zweifel sein. Wechselte sie doch gerade damals Briefe mit einem Führer der deutschen Reformirten, dem Grafen Sigismund von Hohenlohe in Straßburg. Von dort, wo die Lehren Luthers zahlreiche Anhänger hatten, und ebenso von Basel aus ging die Propaganda nach Frankreich hinüber. Die Grenzstädte, die deutsch waren, aber in enger Fühlung mit dem französischen Leben standen, zeigten sich zu dieser Vermittelung besonders geeignet. Hohenlohe, der Decan des Straßburger Kapitels, war ein eifriger Anhänger der Reformation und richtete nach der Schlacht bei Pavia einen Brief an die Herzogin von Alençon, um ihr seine Theilnahme auszudrücken. Margarethe antwortete den 25. Juni 1525. Ihr

Brief ist nur in der deutschen Übersetzung erhalten, die Hohenlohe davon machte. Sie nannte ihn darin ihren Verwandten, nicht bloß dem Blut, sondern auch dem Geist nach. Man habe zwar viele weltliche scheinbare Freunde, aber nur wenige, denen es am Herzen liege, die ihnen befreundeten Menschen Gott dem Herrn näher zu bringen. Die gläubigen Seelen dürften nur einen Willen, einen Gott und eine Hoffnung haben, den Glauben der Auserwählten. Merkwürdig ist es dabei, daß die Herzogin mehrmals betont, sie schreibe auch im Namen ihrer Mutter, die also mit der Reformpartei nicht völlig brechen wollte.[90])

Margarethe soll um jene Zeit in aller Stille viertausend Goldstücke gespendet haben, um die Noth der Verbannten und Flüchtigen zu mildern. Ein Geschichtsschreiber des 16. Jahrhunderts, Florimond Remond, der allerdings für die Kenntniß der Reformationsgeschichte keine lautere Quelle ist, da er seinen Glauben zweimal wechselte, berichtet von dieser Mildthätigkeit und macht sie ihr zum Vorwurf, da sie damit die Ketzerei befördert habe.[91])

Im Sommer jenes trüben Jahres trat die Herzogin ihre Reise nach Spanien an, und von dort gelang es ihr, manchem ihrer bedrängten Freunde Rettung zu schaffen, besser als sie es in Frankreich selbst gekonnt hätte. Sie konnte in Madrid direct auf den König einwirken. Unter den Männern, die sie den Händen der Fanatiker entriß, war Berquin wohl der bekannteste.

Schon früher einmal hatte der König diesen begeisterten Apostel der Reformation aus den Griffen der Sorbonne befreit,*) aber nun war er wieder verhaftet und in die Conciergerie gebracht worden, wo ihm der Prozeß gemacht werden sollte. Margarethe erlangte von ihrem Bruder, daß er dem

---

*) Siehe S. 71.

Parlament den Befehl zugehen ließ, es solle die Verfolgung der Protestanten einstellen, bis er selbst wieder zurück sei und das Weitere verfüge. Allein das Gebot des Königs wurde unbeachtet gelassen, war er doch fern, gefangen und krank. Ja, das Parlament ging noch weiter; es erließ eine Verordnung, welche aufs strengste untersagte, die Episteln des Apostel Paulus und andere Theile der Bibel ins Französische zu übersetzen und irgend welche Schrift von Luther zu drucken. Auch befahl es die Auslieferung aller französischen Bibeln. Die Untersuchung gegen Berquin wurde fortgesetzt, obgleich die Regentin mehrmals brieflich dagegen Einwendungen erhob. Erzürnt über diesen Widerstand, schrieb König Franz dem Präsidenten des Parlaments, er werde bei seiner Heimkehr Berquins Leben von ihm fordern. Da erst entschloß sich der Gerichtshof, dem Angeklagten freiere Bewegung zu gestatten. Als dann König Franz nach dem Abschluß des Friedens von Madrid heimkehrte, zog er den Prozeß Berquins zur Entscheidung an sich, und im Herbst desselben Jahres erhielt der Feind der Sorbonne die völlige Freiheit wieder.

Margarethe hegte damals augenscheinlich die Hoffnung, den König ganz für die Reform zu gewinnen. Wie weit sie aber selbst zu gehen gedachte, bleibt fraglich, da die Reformfreunde durchaus nicht eines Sinnes waren, und viele zwar eine Läuterung der Lehre, eine Änderung im Ritus und eine Reform des Clerus wünschten, ohne die Institution des Papstthums und der kirchlichen Hierarchie zu verurtheilen oder an ein Schisma der Kirche zu denken.

König Franz war der Bewegung günstig gesinnt, aber nur so lange, als sie ihm für seine weltlichen Zwecke nützlich erschien. Er erwies sich der Reformation gegenüber von einem Wankelmuth, der unbegreiflich erschiene, wenn man nicht wüßte, daß er jeder geistigen Kraft, jedem idealeren Thun ein reges Verständniß und freundlichen Sinn entgegenbrachte, daß ihn

aber andererseits sein Mangel an Ernst, seine politische Unruhe und seine sinnliche Natur immer wieder den Anhängern des Alten, den Lehrern eines bequemeren Lebens in die Arme führte. Unter den französischen Protestanten erstarkte mehr und mehr die strenge Lehre Calvins, und es war kaum möglich, daß ein Mann von dem Charakter des Königs Franz sich auf die Dauer mit den ascetischen Bekennern des Genfer Reformators befreundete. Was er unter einer Reform der Kirche verstand, war etwas anderes, als was die Protestanten erstrebten. Das Concordat hatte ihm bereits eine große Macht über die Kirche eingeräumt, und die Reform hätte ihm vielleicht zugemuthet, sich einiger Theile derselben zu entäußern. Ihm mochte der Gedanke gefallen, dem französischen Clerus größere Sittenreinheit und Bildung zu geben, also eine Reform durchzuführen, wie sie das 17. Jahrhundert dem französischen Clerus wirklich brachte. Aber viel weiter wird er in seinen Absichten kaum je gegangen sein, und am wenigsten wird ihn der Streit um die Dogmen berührt haben. Er interessirte sich für viele Männer der Reform, aber hauptsächlich, weil er in ihnen Gelehrte und Vertreter der jungen Wissenschaft sah, und die Beschränktheit und Pedanterie bei deren Gegnern haßte. Konnte er mit Hilfe der Reformation bedeutende politische Vortheile erringen, so scheute er nicht, die Protestanten zu unterstützen. Aber mit derselben Leichtigkeit ließ er sie verfolgen, wenn es ihm Nutzen zu bringen schien. Unter einem solchen Monarchen mußte die Entwickelung der Reformbewegung zwar häufige Hindernisse finden, und ihre Geschichte ist reich an blutigen Zwischenfällen, aber König Franz hat doch im ganzen den Fortschritt des Protestantismus gefördert, in Frankreich sowohl, wie im Ausland und besonders in der Schweiz, wo er der Begründung des calvinistischen Staatswesens niemals feindlich entgegentrat, dasselbe vielmehr gegen gefährliche Gegner in Schutz nahm.

Ein Mann, wie König Franz, ist fremden Einflüssen leichter zugänglich als andere, und Margarethe, die entschiedener in ihren Ideen war, konnte ihn lange Jahre hindurch zu Maßregeln der Milde und Duldung bewegen. Das erklärt viele sonst räthselhafte Schwankungen in des Königs Haltung, manchen merkwürdigen Gegensatz in seiner Geschichte. Margarethe war sein guter Genius, und fast bei allen Entschließungen, die ihm zur Ehre gereichen, erkennt man unschwer den Rath und die Einwirkung der hochherzigen Frau. In dem Maß aber, in dem er sich von ihr abwandte, irrte er in seinen Handlungen, wurde er herrisch, mißtrauisch und ließ sich, gegen seine Natur, sogar zu Blutbefehlen verleiten.

Bei diesem Verhältniß war es von größter Bedeutung, daß Margarethe in stets engere Beziehungen zu den Reformatoren trat. Aus der mystischen Schülerin Briçonnets war eine klar denkende Anhängerin des Evangeliums geworden, und als solche handelte sie mit wachsender Entschiedenheit.

Im März 1526 schrieb sie an Hohenlohe, der im Interesse der protestantischen Sache selbst nach Paris kommen wollte, er möge sich um die Mitte des April bei Hof einfinden, da zu dieser Zeit alle Freunde dort vereinigt wären. Der König selbst werde nach ihm senden. „Ich hoffe, daß das Wort der Wahrheit Gehör finden wird," schrieb sie. Doch bald erkannte sie, daß der König nicht daran dachte, sich an die Spitze der Reformpartei zu stellen. Man glaubte in den protestantischen Kreisen, daß die Rücksicht auf den Kaiser, der zwei französische Prinzen in seiner Gewalt hatte, zur Vorsicht zwinge, und gab sich noch immer der Hoffnung hin, König Franz zu gewinnen. Am 11. Mai 1526 sandte Margarethe ein Schreiben an Hohenlohe mit der Bitte, seine Reise zu verschieben. Ihr Wunsch, ihn zu sehen, sei zwar noch größer als zuvor, aber alle Freunde seien der Ansicht, die Zeit eines

Besuchs sei für ihn noch nicht gekommen. Sobald man etwas erreicht habe, werde sie es ihm melden. Und wenige Wochen später, den 5. Juli 1526, mußte sie dem Grafen sogar schreiben: „Der König sähe Euch nicht gern."

Der directe Verkehr Margarethens mit Hohenlohe scheint damit ein Ende gefunden zu haben. Weniger noch als zuvor gestatteten die Verhältnisse der folgenden Jahre einen Besuch des Grafen. Merkwürdigerweise trat aber König Franz doch noch, und zwar in directe Verbindung mit demselben. Er wollte die Verbindungen mit den deutschen Protestanten nicht abbrechen. Unter anderem hat sich ein Billet von Franz an Hohenlohe erhalten, in dem er den Überbringer desselben als vertrauenswürdig beglaubigt. Leider ist die Botschaft, welche dieser Vertrauensmann auszurichten hatte, unbekannt. Als 1528 der König abermals gegen Karl V. zufelde zog, wandte er sich wieder an Hohenlohe und verlangte von ihm ein Hilfscorps von dreitausend Fußgängern, die dieser auch für ihn anwarb.

Jedenfalls war König Franz von Ideen der Milde und Toleranz erfüllt, als er aus Spanien heimkehrte. Er befreite Berquin, wie wir gesehen haben, und dieser versöhnliche Sinn gab ihm eine Reihe weiterer Maßregeln ein, welche die Reformirten mit neuer Hoffnung erfüllten. So gestattete er die Rückkehr Roussels und Lefèvres. In Paris wären die beiden Männer allzusehr den Feindseligkeiten der Sorbonne ausgesetzt gewesen, und ihre Anwesenheit daselbst hätte zudem wie eine fortwährende Herausforderung ausgesehen. Margarethe lud deshalb Roussel ein, nach Angoulême zu ziehen und wies ihm dort eine Wohnung in ihrem Schlosse an. Lefèvre wurde vom König zum Erzieher seines dritten Sohnes, des Herzogs von Orleans bestellt und zugleich zum Bibliothekar der königlichen Büchersammlung in Blois ernannt.

Ein anderer protestantischer Geistlicher, Peter Toussain,

der in Metz, seiner Vaterstadt, Canonikus gewesen und übergetreten war, hatte gleichfalls fliehen müssen, war aber verrathen und ausgeliefert worden. Im schrecklichen Kerker zu Pont-à-Mousson schmachtend und durch die Qualen der Tortur geschwächt, war er in Lebensgefahr, als auch für ihn vom König das befreiende Wort gesprochen wurde. Wer sich für ihn verwandt hatte, ist nicht zweifelhaft, denn Toussain erzählt in einem Brief vom 26. Juli 1526 aus Schloß Malesherbes (Departement du Loiret) seinem Freund Ökolampadius in Basel von häufigen Audienzen, die ihm die Herzogin von Alençon nach seiner Freilassung insgeheim gewährte. Er schreibt ferner: „Jetzt bin ich hier in dem Schloß einer edlen Frau, der Baronin von Entragues, der Beschützerin der Gebannten Christi. Ein Mann reist heute nach Paris ab, und ihm gebe ich meinen Brief mit, damit er ihn an Konrad abliefere, der ihn weiter an Dich besorgen wird.*) So wirst Du erfahren, daß ich noch unter den Lebenden weile. Gewiß würde ich nach Deutschland zurückkehren, wenn ich nicht die Hoffnung hegte, daß das Evangelium Christi bald auch in Gallien herrscht. — Die Brüder haben mich an den Hof geschickt,**) um zu erforschen, welche Entschlüsse man dort gefaßt habe, auch wünsche ich die königliche Zusage zu erhalten, daß ich ungefährdet in Frankreich leben kann, da ich doch bis jetzt noch von meinen Gegnern verfolgt werde und unsere Magister (die Sorbonne) mich verurtheilt haben. Mit der erlauchten Herzogin von Alençon habe ich oft gesprochen, und sie hat mich mit solcher Freundlichkeit empfangen, als ob sie einen Fürsten oder einen ihr theuren Menschen begrüßte und viele vortheilhafte Vorschläge gemacht. Wir haben viel über die Förderung des Evangeliums gesprochen, dessen Sieg nicht sie allein, sondern

*) Konrad Resch, ein Buchhändler zu Paris.

**) Der Hof war damals in Angoulême.

auch der König wünscht. Ja, selbst die Mutter des Königs widerstrebt ihren Plänen nicht." . . . „Am Hof giebt es freilich viel falsche Propheten. Doch wenn Gott für uns ist, wer vermag etwas wider uns? Gewiß, die Herzogin von Alençon ist so vom Herrn unterrichtet, ist in der heiligen Schrift so heimisch, daß sie Christo nicht abwendig gemacht werden kann." . . . Toussain klagt dann über Lefèvres Muthlosigkeit. Mit Wissen allein und mit Zögern und Hoffen sei es nicht gethan, das Evangelium könne nicht ohne das Kreuz gepredigt werden.[92])

Toussains Hoffnung auf den Sieg seiner Ideen war optimistisch. Aber sein Brief läßt erkennen, daß Margarethe für die Reform gewonnen war, und auch der König ihr damals zuneigte. Margarethe bestätigte sogar, daß ihre Mutter dem Reformgedanken nicht so feindlich wäre, wie es den Anschein hatte. Bei dem großen Einfluß, den Luise von Savoyen auf die Regierung fortwährend ausübte, war gerade diese Nachricht von besonderem Gewicht.

Die Verhältnisse waren somit verhältnißmäßig günstig, und die protestantische Lehre breitete sich schnell aus. Der Nordwesten Frankreichs, zumal die Picardie, wo Berquin großen Anhang hatte, und die Normandie, in der man eine Gegend schon Kleindeutschland nannte, waren zum großen Theil gewonnen. Ebenso hatte die Reformation Anhänger in einigen Theilen von Lothringen und in der Dauphiné gefunden. Die Herzogthümer Alençon und Berry, Margarethens Besitz, schlossen sich der Bewegung an, die bald auch die Guienne und das Languedoc gewann. Ein Hauptmittel der Propaganda war die Verbreitung französischer Bibeln in der Übersetzung Lefèvres und später auch in der von Olivetanus, Calvins Genossen, besorgten Übertragung. Krämer trugen diese verpönten Bücher und andere reformatorische Schriften mit Gefahr ihres Lebens in ihren Päcken herum, um sie an

protestantisch Gesinnte zu geringem Preise zu verkaufen, wohl auch umsonst zu vertheilen.

„So wurde in kurzer Zeit," sagt Florimond von Remond, „Frankreich mit französischen Bibeln überschwemmt, und das Wort Gottes profanirt. Leute, die mit schlechter Waare handelten, zogen überallhin, um Bibeln, Katechismen und andere ähnliche Schriften zu vertheilen. Gar oft wurden sie eine Beute des Feuers, in das man sie warf, wenn man sie bei ihrem durch die Gesetze verbotenen Thun betraf."[93])

In vielen Provinzen war der Adel zum großen Theil reformfreundlich gesinnt, während das niedere Volk leicht gegen die Protestanten fanatisirt werden konnte. Schon versammelten sich diese letzteren an vielen Orten zu besonderem Gottesdienst. Solche Zusammenkünfte waren zwar nicht gestattet, doch störte man sie selten, wenn sie in Privathäusern in Kellern oder Bodenräumen abgehalten wurden. Und doch ist kaum anzunehmen, daß sie der Aufmerksamkeit der Behörden entgangen wären, wenn diese an eine ernstliche Verfolgung gedacht hätten. In Paris machte sich um jene Zeit der junge Calvin durch seinen Feuergeist bemerkbar. Geboren im Jahre 1509 zu Noyon in der Picardie, kam er 1526 nach Paris, um sich zum Priester auszubilden, wurde aber von den reformatorischen Ideen erfaßt und ganz für sie gewonnen, als er im folgenden Jahre zu weiterem Studium nach Orleans und Bourges ging.

Doch die Hoffnung auf religiöse Duldung, die damals die Herzen belebte, währte nur kurz. Die Reformirten verloren beim König ihre Hauptstütze, als Margarethe im Jahre 1527 dem König von Navarra ihre Hand reichte und sich in ihr neues Reich begab. Sie kannte ihren Bruder und beurtheilte die Lage richtiger als Erasmus von Rotterdam, der ihr um jene Zeit einen Brief voll Gottvertrauens schrieb und ihre Besorgnisse zu zerstreuen suchte. Marga-

rethe wußte, daß der Fanatismus den Kampf, den er nie ganz aufgegeben hatte, bei der ersten Gelegenheit mit erneutem Nachdruck wieder beginnen würde. Wäre sie am französischen Hof geblieben, hätte sie bei König Franz gewiß manche Anklage entkräftet, manchen folgenschweren Entschluß hintangehalten. Allein von Bearn aus war das schwer, und doch wurde sie dort oft und lang zurückgehalten. In Pau gebar sie den 7. Januar 1528 eine Tochter, Johanna, die in den Religionswirren der folgenden Epoche eine hervorragende Rolle zu spielen berufen war.

Es zeigte sich bald, daß die Gegner des Protestantismus in Frankreich über eine furchtbare Macht verfügen konnten. Noch waren ja die strengen Bestimmungen gegen die Ketzer giltig; noch bestanden die Inquisitionstribunale, und ein Act rohen Fanatismus von Seiten protestantischer Schwärmer genügte, um für einige Zeit alle Ideen von Toleranz bei dem König zu verdrängen.

In der Nacht vom Pfingstsonntag auf den Pfingstmontag (31. Mai 1528) wurde in Paris eine Statue der Jungfrau mit dem Christuskind, die an einem Eckhaus im Viertel Saint-Antoine angebracht war, verstümmelt. Die blinde Wuth der deutschen Bilderstürmer schien sich auch nach Frankreich zu verbreiten. Das Volk zeigte sich aufs äußerste erbittert, König Franz selbst gerieth in heftigen Zorn. Der König, heißt es in dem Tagebuch des Pariser Bürgers, dessen wir schon einmal Erwähnung thaten, habe Thränen vergossen, als er von dem Attentat hörte. Die Untersuchung brachte nichts zu tage, aber eine natürliche Reaction machte sich nun im Volk gegen die neue Secte geltend, und die Feinde der Protestanten wußten diese Stimmung zu benutzen. Ein neues Madonnenbild wurde an der Stelle des verstümmelten errichtet. König Franz zog selbst mit in der Procession, die zu Ehren des neuen Standbilds veranstaltet wurde, und eine Reihe von Wundern

desselben erhitzte den ohnehin aufgeregten Sinn der Menge. Franz aber ließ nun den finsteren Inquisitionsmächten freiere Hand. Die Kerker füllten sich wieder mit Protestanten, die Ketzergerichte bekamen zu thun, und selbst in Meaux, unter Briçonnets bischöflicher Leitung, flammte der Holzstoß auf. Auch Berquin wurde jetzt aufs neue verhaftet, und diesmal sein Proceß mit größter Beschleunigung geführt. Vergebens hatte ihn Erasmus von Rotterdam gebeten, Frankreich auf einige Zeit zu verlassen. Im März 1529 ergriffen, wurde Berquin schon am 16. April verurtheilt. Er sollte öffentlich Abbitte thun, dann sollte ihm die Zunge durchstochen und er auf Lebenszeit im Kerker gehalten werden. Die Königin von Navarra hielt sich damals in Saint-Germain auf, aber König Franz war nach Blois gereist, wo er sich mit seiner Favoritin, die er zur Herzogin von Etampes erhoben hatte, vergnügte. Auf die Nachricht von Berquins Verurtheilung sandte ihm Margarethe einen Brief mit der Bitte um Gnade. „Monseigneur", schrieb sie den 24. April, „der arme Berquin, dem Gott schon zweimal durch Eure Güte das Leben gerettet hat, kommt zu Euch, da er sonst niemanden hat, an den er sich wenden könnte, um Euch seine Unschuld darzulegen. Und da ich weiß, wie sehr Ihr ihn schätzt, und wie eifrig er immer gewünscht hat, Euch zu dienen, trage ich kein Bedenken, Euch schriftlich statt mündlich anzuflehen, Ihr möget Mitleid mit ihm haben. Und wenn es Euch gefiele, auch nur zum Schein Euch für seine Sache zu erwärmen, so hoffe ich, daß er die Wahrheit an den Tag bringen, die Ketzerriecher der Verleumdung überführen und zeigen wird, daß jene den Glaubenseiferern gehorsamer sind als Euch."

Da auf diesen Brief keine Antwort erfolgte, sandte sie noch einen zweiten, der noch beweglicher bat, und die Begnadigung Berquins als einen ihr persönlich erwiesenen Vertrauensbeweis bezeichnete. „Habt Mitleid mit dem armen

Berquin", sagte sie zum Schluß, „ich kenne ihn und weiß, daß er nur verfolgt wird, weil er Gottes Wort liebt und Euch unterthan ist. Gerade deshalb hassen ihn die, welche während Eurer Leidenszeit anders gehandelt haben, und ihre heuchlerische Bosheit hat Vertheidiger bei Euch gefunden, um Euch seinen rechten Gottesglauben und seine Liebe zu Euch vergessen zu lassen. Darum ist er in Verzweiflung, wenn es Euch nicht beliebt, ihn anzuhören. Monseigneur, Ihr werdet in Eurer Gnade so handeln, daß man nicht sage, die Entfernung habe Euch Eure unterthänige und gehorsame Schwester vergessen lassen."[94])

Aber auch diesmal erfolgte keine Antwort. Die Sorbonne hatte zu beredte Advocaten bei dem König, wie Margarethe in ihrem Briefe sagt. Franz hatte eine Anwandlung von Strenge, und wie er in der äußeren Politik wechselte, so verfuhr er auch in den religiösen Angelegenheiten seines Landes, nur daß sich dabei noch weniger als dort von einem leitenden Gesichtspunkt bei ihm reden ließ.

Berquin hoffte bis zuletzt auf den König. Nachdem man ihm das Urtheil kund gegeben hatte, protestirte er und erklärte zu appelliren. Damit aber beschleunigte er sein Ende. Das Parlament, das sich bei den Ketzerverfolgungen zum gefügigen Werkzeug der Sorbonne machte und dem geistlichen Gericht den Arm der weltlichen Macht lieh, cassirte in fliegender Hast das Urtheil, aber nur um Berquin zum Tode zu verdammen. Mit derselben Schnelligkeit wurde die Hinrichtung vollzogen, damit der König nicht doch noch in der letzten Stunde Gnade üben könnte. Am 22. April 1529 wurde Berquin zum Richtplatz geschleppt, erdrosselt und seine Leiche verbrannt. Daß man ihn nicht lebendig verbrannte, rechnete man sich als einen Beweis von Milde an.

Die Doppelnatur des Königs erwies sich aber gerade damals recht deutlich. Er konnte Theologen, Reformatoren und

strenge Moralprediger gelegentlich opfern, die eigentlichen Gelehrten, die Männer der neuen Wissenschaft hielt er immer hoch und ließ ihnen nichts geschehen. Dazu war er selbst zu sehr ein Freund des Wissens. Gerade in jenem blutigen Jahr 1529 rief er das Collège Royal ins Leben, von dem wir schon gesprochen haben, und schützte die Professoren dieser Anstalt, als sie von der Sorbonne angefeindet wurden.

In demselben Jahr aber machte die Reformation in Deutschland einen mächtigen Schritt voran, dessen Rückwirkung auf Frankreich nicht ausbleiben konnte. Im März hatte der Reichstag zu Speier die weitere Verbreitung des Protestantismus untersagt, und die Entscheidung in der Kirchenfrage einem allgemeinen Concil vorbehalten. Am 19. April antworteten die evangelischen Stände darauf mit einer entschiedenen Protestation, und um den Widerstand erfolgreich zu gestalten, arbeitete man von verschiedenen Seiten an einer Ausgleichung der zwei großen evangelischen Glaubensgemeinden, der lutherischen und der von Zwingli in der Schweiz begründeten Kirche.

Diese Vorgänge hatten zunächst zur Folge, daß Kaiser Karl den Friedensabschluß mit Frankreich beschleunigte. Wir haben schon weiter oben von dem „Damenfrieden" gesprochen, den Luise von Savoyen mit Margarethe von Oesterreich zu Cambrai im Sommer 1529 abschloß. Die französischen Heere hatten in Italien unglücklich gekämpft; Frankreich verzichtete darum auf die Herrschaft in Italien, wo die kaiserliche Macht nun für lange begründet wurde. Aber Karl ließ dafür, wenn auch unter Vorbehalt, seine Ansprüche auf Burgund fallen. Man kam somit auf die Bedingungen zurück, welche König Franz nach Pavia zu bewilligen bereit gewesen war, und alles Blut, das man seitdem vergossen, alle Leiden, welche die verschiedenen Länder, besonders Italien, zu erdulden gehabt hatten, waren unnöthige Opfer gewesen. König Franz machte große Con-

cessionen, um seine Söhne wieder zu sehen, deren Gesundheit in Spanien Noth litt. Auch die Heirath mit Kaiser Karls Schwester, Eleonore von Portugal, wurde nun gefeiert. Daß Franz bei diesen Verhandlungen zu seinem schon in Madrid gebrauchten Mittel einer geheimen Protestation gegen den Frieden griff, beweist nur, welche Verwilderung in den Ideen einzureißen begann.

Immerhin konnten die Protestanten in Frankreich nun, nach dem Abschluß des Friedens, auf eine mildere Behandlung hoffen, da der König durch die Rücksicht auf seine Söhne nicht mehr gebunden war. Und in der That begann damals ein neuer Act des so wechselvollen Reformationsdramas in Frankreich. Margarethe stand dabei wieder in erster Reihe. Obwohl das Religionsgespräch zu Marburg (1529) zwischen Luther, Melanchthon, Zwingli, Oecolampadius, Bucer und andern zu keinem Einverständniß geführt hatte, gab man die Hoffnung auf eine Vereinigung aller Protestanten nicht auf. Margarethe arbeitete besonders daran, diese Idee lebendig zu erhalten. Sie empfahl den flüchtigen Franzosen, die sich in Straßburg aufhielten, alle Bestrebungen dieser Art zu unterstützen. Bucer meldete dies Luther, und erzählte auch, daß die „christliche Heldin" niemals beim protestantischen Gottesdienst fehle. In Deutschland drängten indessen die Verhältnisse zur Entscheidung. Auf dem Reichstag zu Augsburg, im Sommer 1530, überreichten die protestantischen Stände ihr Glaubensbekenntniß, und im Februar des folgenden Jahres schlossen sie zum Schutz ihres Glaubens den Schmalkaldischen Bund. In Frankreich aber war eine ansehnliche Partei, auch unter den Katholiken, für die Unterstützung des Bundes, der sich hauptsächlich gegen den Kaiser wandte. Wilhelm du Bellay, der Bruder des Erzbischofs von Paris, arbeitete in diesem Sinne, und wurde im Frühjahr 1532 von König Franz als sein Vertreter nach Schweinfurt geschickt, wo die Mitglieder des Schmal-

kalder Bundes zu einer Conferenz zusammenkamen. Du Bellay bot bewaffnete Hilfe an und schloß wirklich einen Allianzvertrag ab. Glücklicherweise wurde der Kampf noch vermieden; Luther scheute den Bürgerkrieg, in welchem gar Fremde sich einmischen wollten, und rieth dringend zum Frieden. König Franz glaubte noch immer durch eine allgemeine Kirchenversammlung die Reform der Kirche durchsetzen und doch deren Einheit und hierarchische Verfassung erhalten zu können. Er meinte des Erfolges sicher zu sein, wenn nur Frankreich, England und ein Theil Deutschlands einig wären.

Die strengen Anhänger Roms, sowie überhaupt die Gegner jeder Neuerung waren über diese neue Phase in der Politik des Königs erbittert und hielten mit dem Ausdruck ihrer Stimmung nicht zurück. Ihr Zorn richtete sich hauptsächlich gegen Margarethe, deren Einfluß sie noch mehr fürchteten, seitdem Luise von Savoyen gestorben war (29. September 1531). In der That wurde die Königin von Navarra mehr und mehr das Haupt der französischen Reformirten. Auch Calvin trat damals mit ihr in brieflichen Verkehr, und sie veröffentlichte in jener Zeit zwei Bücher, welche ihren Standpunkt klar bezeichneten. Durch den Bischof von Senlis, Petit — des Königs Beichtvater — ließ sie ihr Brevier aus dem Lateinischen ins Französische übersetzen. („Les Heures de la royne Marguerite"). Erregte die Übersetzung schon an und für sich Anstoß, da sie ja das Bestreben verrieth, die nationale statt der lateinischen Sprache im Gottesdienst einzuführen, so erbitterte sie noch mehr, weil alle Gebete an die Jungfrau Maria und die Heiligen darin weggelassen waren. Margarethe selbst erachtete zugleich die Zeit für gekommen, mit ihren eigenen Gedichten hervorzutreten. Es waren Ergüsse einer poetisch gestimmten, frommer Extase hingegebenen Seele, die den Titel trugen: „Spiegel der sündhaften Seele", („Le Miroir de l'âme

pécheresse“), und im Jahr 1531 zu Alençon anonym erschienen. Bei der eingehenden Besprechung von Margarethens Werken werden wir auch auf den „Miroir“ noch einmal zurückkommen. Die Dichterin drückt darin ihre Zerknirschung aus und beweint ihre Sündhaftigkeit, richtet sich aber im Gedanken an die göttliche Gnade und die Vermittelung Jesu wieder auf.

Man hat gesagt, daß sie in der ganzen Sammlung weder die Jungfrau, noch die Heiligen genannt habe. Das ist nicht ganz richtig, denn sie hat einmal von den letzteren (S. 66 der Ausgabe von Frank), freilich nicht als von Vermittlern gesprochen, und hat mehrfache Lieder zum Preis Mariä eingeflochten. Allein das war wohl nur eine Art Concession an die Katholiken, wie der neueste Herausgeber Frank nicht ohne Grund vermuthet. Ein Lobgedicht auf die Mutter Jesu beweist noch nicht, daß man zu ihr als der Himmelskönigin betet. Die ganze Sammlung ist doch von protestantischem Geist durchdrungen, und in diesem Sinn wird auch der Glaube als das einzige Mittel des Heils betont. Die ganze Dichtung ist überhaupt kaum etwas anderes als eine Paraphrase zahlreicher Bibelstellen, und Margarethe enthüllte ihre innerste Überzeugung in der Übersetzung der marianischen Antiphon: „Salve regina, mater misericordiae“, wo sie an Stelle des Namens der Maria den Namen Christi setzte.[95])

Wohl gab es nach dem Abschluß des Damenfriedens noch hier und da ein Auta da fé, wie z. B. in Toulouse, wo ein junger Professor der Rechtswissenschaft, Johann von Caturce, wegen eines ketzerischen Toastes öffentlich verbrannt wurde (1532), allein im ganzen konnte sich der protestantische Gedanke wieder freier äußern. Ein weiterer Anlaß kam dazu, den König nachsichtiger zu stimmen. In England hatte Heinrich VIII. Stellung gegen den Papst genommen. Aus sehr weltlichem Grund hatte er sich dort als das Haupt der englischen Kirche erklärt, und sein Streben ging darauf hin, König Franz zu einem

gleichen Schritt zu veranlassen. Dieser glaubte ebenfalls Anlaß zu haben, mit Rom ernstlich zu zürnen. Der französische Clerus erwies sich lässig in der Beisteuer zur Staatskasse; er zahlte den sogenannten Zehnten nicht, den der König beanspruchte, und Franz glaubte, daß der Papst diesen bösen Willen ermuthige. Im Juni des Jahres 1532 schloß er eine Allianz mit Heinrich von England ab, und in dem darauf folgenden Oktober trafen sich die beiden Monarchen in Boulogne, wo sie vier Tage zusammen verbrachten und dann nach Calais zogen. Die Gegensätze schärften sich. Im Dezember kamen der Kaiser und Papst Clemens VII. in Bologna zusammen. König Franz sandte zwei hohe Geistliche, die Cardinäle von Tournon und von Gramont, mit einer Art Ultimatum eben dahin. Er drohte mit der Berufung eines Concils, dem Verbot der Annatenzahlung, und im Fall der Papst ihn in den Bann thun werde, mit einem Zug gegen Rom. Brantome, der durch seine Stellung am Hof in der Lage war, gut unterrichtet zu sein, sagt in seinen Memoiren, der König sei auf dem Punkte gewesen, das Beispiel Heinrichs von England nachzuahmen.

Die Protestanten lebten in freudiger Hoffnung auf einen großen Erfolg. Margarethe, die wieder auf längere Zeit in Paris wohnte, ließ einen Saal im Louvre als Kapelle herrichten und öffentlich lutherischen Gottesdienst halten. Auch Heinrich von Navarra fand sich manchmal dazu ein, mehr aus Neugierde, als aus Überzeugung.

Er verhielt sich der kirchlichen Bewegung gegenüber ziemlich gleichgiltig. Aber es kam den Protestanten zugut, daß er in ihnen Bundesgenossen für die Eroberung von Navarra zu finden glaubte. Deren Hilfe konnte natürlich nur mittelbar sein, war aber darum nicht wirkungslos. Von Norden her hatte der Reformgedanke nicht allein in den mittäglichen Provinzen Frankreichs sich ausgebreitet; er war auch

trotz aller Maßregeln der Regierung und der Inquisition über die Pyrenäen hinausgedrungen und hatte in Navarra Freunde gefunden. König Heinrich sah in dieser Propaganda eine weitere Waffe zum Kampf gegen Rom, und duldete daher auch in Bearn die reformatorische Bewegung. In ähnlicher Weise aber gewann die neue Lehre auch in der Guienne an Boden, und an vielen Orten bildeten sich kleine Gemeinden, in deren Versammlungen heimische und fremde Geistliche predigten. In den Schulen der größeren Städte wirkten protestantische Lehrer, die zugleich Philologen und Theologen waren und so auch die Jugend für ihre Ideen gewannen.

Wenn auch König Heinrich im Jahre 1531 eine strenge Verordnung gegen die Anhänger der Reformation erließ (31. Juli), so wurden doch deren Bestimmungen nicht viel beachtet, und der König hatte auch wohl mehr eine Demonstration als eine wirkliche Unterdrückung dabei beabsichtigt.

Je mehr aber der Protestantismus an Boden gewann, um so leidenschaftlicher wurden seine Gegner, an deren Spitze die Sorbonne stand. Diese hatte wieder einmal beim König Klage geführt, war aber an den Erzbischof von Paris gewiesen worden. Du Bellay war der Reformbewegung jedoch nicht unfreundlich und ließ die Beschwerdeschrift unbeachtet. Allein die Aufregung drang in weitere Kreise und wurde künstlich im Volk genährt. In den Kirchen wurde gegen die Lutheraner gepredigt, von den Kanzeln fielen heftige Worte gegen die Schwester des Königs, ja gegen diesen selber. Eine Deputation der Sorbonne erschien vor dem König in Meaux und ließ sich selbst bis zu Drohungen hinreißen, wenn anders Melanchthon recht berichtet war, der darüber an seinen Freund Spalatin schrieb. König Franz ließ sich nun freilich durch das Geschrei der Sorbonne nicht einschüchtern, sondern bedrohte jeden Prediger, der die Kanzel mißbrauche, mit schwerer Strafe. Den Zorn der Facultät zu erhöhen, erschien 1533 eine neue Aus-

gabe des „Miroir“ in Paris, mit Zusätzen und Änderungen. Margarethe entfesselte damit einen wahren Sturm, denn sie nannte sich nun als Verfasserin. Wir begreifen heute schwer, warum das Buch das Gemüth der Sorbonne und der ultramontanen Partei so sehr empörte. Allein jede Generation hat ihre besonderen Nerven, und so regen auch wir uns vielleicht über Fragen auf, welchen eine spätere Zeit keine Wichtigkeit mehr beilegen wird.

Die Sorbonne beauftragte ihren Heißsporn, Beda, die Dichtung auf ihre Rechtgläubigkeit zu prüfen. Mit drei anderen Theologen erstattete er seinen Bericht, der mit dem Antrag schloß, das Buch auf den Index der verbotenen Werke zu setzen und alle Exemplare mit Beschlag zu belegen. Die Sorbonne, die sich den Anschein gab, als kenne sie die Verfasserin nicht, erhob diesen Antrag zum Beschluß, obwohl der Bischof von Senlis erklärte, daß die Gedichte nichts enthielten, was der wahren Religion entgegen sei. Der König nahm die Kühnheit der Sorbonne sehr übel und ließ Beda nebst den drei anderen Mitgliedern der Kommission aus Paris verweisen. Allein damit konnte er den Brand nicht löschen. Welchen Ton manche Prediger gegen Margarethe damals anschlugen, erkennt man z. B. aus der Kapuzinade, in welcher der Superior der Franziskaner zu Issoudun in Berry, also in Margarethens eigenem Herzogthum, gegen sie loszog. Man müsse sie in einen Sack stecken, rief er, und in den Fluß werfen. Die Predigt machte begreiflicherweise Aufsehen, und sowohl der König wie Margarethe hörten von ihr. Die letztere legte kein besonderes Gewicht auf die Beleidigung. In den Novellen, die sie zu ihrer Unterhaltung wohl schon damals zu schreiben begann, erscheinen die Bettelmönche als eine Rotte gewissenloser Menschen von teuflischer Gemeinheit, was sie denn auch in Wirklichkeit oft waren. Sie in ihrer wahren Natur zu zeigen, war die Vergeltung, die sich Margarethe erlaubte.

König Franz nahm die Beleidigung ernster auf; er gebot, dem frechen Mönch die Strafe zu geben, die er für die Königin von Navarra vorgeschlagen hatte. Auf Margarethens Fürbitte wurde zwar davon abgesehen, aber der Kapuziner wurde dafür auf die Galeeren geschickt, wo er zwei Jahre lang rudern mußte.

Nichtsdestoweniger dauerten die Angriffe gegen Margarethe fort. In Paris erkühnte man sich sogar, sie persönlich auf der Bühne darzustellen und gegen sie zu hetzen. In einer großen Schule, dem Navarra-Gymnasium, wurde einem alten Herkommen gemäß am 1. October 1533 von den Schülern eine dramatische Aufführung veranstaltet. Ein ungenannter Autor, wahrscheinlich ein Lehrer der Anstalt, hatte zu diesem Zweck ein Stück verfaßt, das die kirchlichen Kämpfe behandelte. Man sah darin eine Königin am Spinnrocken. Die Furie Megäre erschien plötzlich vor ihr mit einer Fackel und verlockte durch deren trügerisches Licht die Königin ihre Arbeit zu verlassen und eine Bibel aus ihrer Hand anzunehmen. Darauf hin verwandelte sich aber der Charakter der Fürstin mit einem mal. Bis dahin sanft, wurde sie nun grausam; stieren Blicks unterzeichnete sie nun Blutbefehle und ließ die Gefangenen martern. Das Publikum verstand den Sinn des Spiels. In der Königin sah es Margarethe, in der Furie erkannte es Gerhard Roussel, der damals auf Wunsch der Königin im Louvre gepredigt hatte. Auch diese Frechheit blieb nicht ungeahndet, doch waren die Folgen eher tragikomisch zu nennen. Denn das Gymnasium hatte eine förmliche Belagerung zu bestehen. Hundert Polizeisoldaten umringten das Gebäude, um den Rector und den Verfasser des Stücks, nebst den Schauspielern zu verhaften, und es kam zu einer heftigen Balgerei, bevor die Verhaftungen vorgenommen werden konnten. Da der Verfasser nicht verrathen wurde, und die jungen Schauspieler wenig schuldig erschienen, wurde von strenger Strafe

abgesehen.[96]) Um aber die Anklagen gegen die Königin von Navarra für immer zu entkräften, beauftragte der König den damaligen Rector der Universität, Nicolaus Cop, die Meinung der vier Facultäten über den „Miroir" einzuholen. Am 24. October 1532 versammelten sich diese, und Cop eröffnete die Sitzung mit einer entschiedenen Rede gegen die Feinde der Wissenschaft, die sogar eine Frau bekämpften, nur weil dieselbe ein Muster aller Tugenden und die Beschützerin der geistigen Arbeit sei. Das Votum, welches die Universität daraufhin abgab, fiel zu Ungunsten der Sorbonne aus und erklärte die Dichtung der Königin für frei von jedem ketzerischen Irrthum.

Margarethe hatte indessen auch entschiedene Feinde in der Umgebung des Königs, und diese waren schwerer zu bekämpfen, da sie jederzeit das Ohr des Monarchen besaßen, während Margarethe oft für lange Zeit abwesend war. An der Spitze ihrer Gegner, die in ihr hauptsächlich die Freundin der Reformation befehdeten, standen der Kanzler Duprat und der Marschall Anne von Montmorency, der früher zu ihren Freunden gehört hatte, sich aber seit lange schon zweideutig benahm und im Stillen gegen sie arbeitete. In seines Herrn Gunst stieg er immer höher und erlangte die höchste militärische Würde des Landes, als er im Jahre 1538 zum Connetable von Frankreich ernannt wurde. Gleich herrschsüchtig wie habgierig, schloß er sich der ultramontanen Partei unter den Guisen und dem Cardinal von Tournon an, und was das Volk von ihm hielt, zeigt das Sprichwort, das damals entstand: „Gott schütze uns vor dem Paternoster des Connetable." Man nannte ihn wohl auch den „Capitän Brûlebancs."

Gegen seine Minirarbeit sich zu schützen, war schwer, und Margarethe versuchte es darum, ihn durch Beweise des Vertrauens zu gewinnen. Freilich vergebens. Einen Blick in die

geheimen Kämpfe bei Hof gestattet ein Brief, den sie im Jahre 1532 an ihn schrieb. Bei der Verhandlung der Sorbonne über den „Miroir" hatte sich ein Redner auf Äußerungen des Marschalls berufen, die für Margarethe nichts weniger als freundlich klangen. Diese schrieb darüber an Montmorency und beauftragte den Träger ihres Schreibens, auch mündlich mit demselben über den Vorfall zu verhandeln. „Ich habe den Überbringer gebeten, eingehend mit Euch zu reden und auch über einige Dummheiten (folies) zu sprechen, die ein Jacobiner in der Sitzung der theologischen Facultät gesagt hat, als ob Ihr mein Todfeind wäret. Ich habe ihnen aber solche Antwort gegeben, daß sie meine Freundschaft für Euch erkannten, und daß jener von allen Theologen verleugnet wurde. Ich bitte, bedenkt, daß ich eben fern vom König bin, und daß Ihr mir in dieser Angelegenheit helfen müßt. Ich vertraue auf Euch und kann nicht glauben, daß mich dieses Vertrauen jemals täuschen sollte."

Montmorency leugnete natürlich alle feindlichen Äußerungen ab, die ihm jener Jacobiner in den Mund gelegt hatte, und Margarethe konnte nichts Besseres thun, als ihm dafür in warmen Ausdrücken zu danken, wenn sie auch im Herzen vielleicht anders dachte.

Calvin, der sich damals noch in Paris aufhielt und immer größeren Einfluß auf seine Religionsgenossen gewann, glaubte nach dem Spruch der Universität über das Buch Margarethens an den Sieg des Reformationsgedankens in der gelehrten Körperschaft und erachtete die Zeit für gekommen, daß diese Stimmung ihren Ausdruck fände. Eine alte Sitte wollte, daß der Rector am Tage Aller Heiligen in einer der Pariser Kirchen eine lateinische Predigt hielt. Cop war kein Theologe und ließ sich seine Rede von Calvin verfertigen. Dieser benutzte die Gelegenheit, von dem Haupt der Universität die Grundsätze der neuen Lehre offen bekräftigen zu lassen.

Cop betonte in seinem Vortrag die Gnade Gottes als das einzige Mittel des Heils, Christus als den einzigen Vermittler zwischen Gott und den Menschen. Die Aufregung über diese Predigt war außerordentlich. Cop wurde beim Parlament verklagt und berief seinerseits die vier Facultäten zu einer Sitzung, um sich zu vertheidigen. Er bestritt dem Parlament das Recht über ihn zu urtheilen, denn nur der Universität stehe es zu, über ihren Rector zu Gericht zu sitzen. Gelegentlich dieses neuen heftigen Streites erbat sich Calvin eine Audienz bei der Königin von Navarra und wurde von dieser mit großer Freundlichkeit empfangen.

Aber bereits war eine folgenschwere Wendung in des Königs äußerer Politik eingetreten. Franz hatte sich mit dem Papst ausgesöhnt. Clemens VII. fürchtete die Übermacht des Kaisers Karl und suchte durch eine Verstärkung Frankreichs das Gleichgewicht wieder herzustellen. Zudem war er ein Medicäer, und König Franz gewann ihn durch das Versprechen einer Ehe zwischen seinem zweiten Sohn Heinrich und der jungen Katharina von Medicis, einer Nichte des Papstes. Die Medicäer traten dadurch in enge Verwandtschaft mit dem stolzen Hause Frankreich, und Clemens versprach dagegen seinerseits zu helfen, daß für das junge Paar ein neuer Staat aus Florenz, Pisa, Livorno, Reggio und Modena gebildet werde.

Die junge Freundschaft zu besiegeln, kam Papst Clemens in den ersten Tagen des October 1532 nach Marseille zu mehrtägigem Besuch bei König Franz.

Ein Umschwung in der inneren Politik war nun unvermeidlich. Der König erließ im folgenden Jahr eine Verordnung, wonach die Inquisitionsgerichte auch die Unterstützung der weltlichen Behörden in Anspruch nehmen dürften, sobald es sich um die Ausrottung der Ketzerei handelte. Ein weiterer Befehl verurtheilte jeden zum Feuertod, der durch zwei Zeugen des Lutherthums überwiesen würde.

Die Sorbonne erhob wieder triumphirend ihr Haupt. Zahlreiche Verhaftungen fanden statt, und es galt schon als Verbrechen, der Predigt eines reformirten Geistlichen beigewohnt zu haben.[97]) Cop, der sein Leben bedroht sah, floh nach Basel, und das Parlament setzte einen Preis von 300 Goldstücken auf seinen Kopf. Auch Calvin verließ jetzt Paris. Er suchte zunächst ein Asyl in der Provinz Saintonge und ging, als er sich auch dort gefährdet sah, in die Schweiz, wo er der eigentliche Begründer der reformirten Kirche wurde. Margarethe erkannte, daß sie sich in der Hoffnung, den König für die Reformation zu gewinnen, getäuscht hatte. Sie zog sich nach Pau zurück, und versuchte es, den bedrängten Protestanten wenigstens in Bearn eine sichere Zufluchtsstätte zu bieten. Obwohl selbst bedroht, wandte sie sich immer wieder aufs neue an den König, um der Inquisition so viel Opfer als möglich zu entreißen. Ihr Einfluß war zwar damals in kirchlichen Angelegenheiten gering, doch gelang es ihr öfters zu helfen und zu retten. Von allen Seiten wandte man sich an sie. Ein Bruder Farels wurde seit lange vom Bischof von Gap im Kerker gehalten. Ihm die Freiheit zu verschaffen, wandte sich der Rath von Bern in einem Brief an die Königin von Navarra (7. Juni 1533). Wie weit Margarethe für den Unglücklichen eintrat, ist nicht ersichtlich. Jedenfalls war ihre Verwendung zunächst ohne Erfolg, da Farel sie in einem Brief aus Genf vom 25. April 1534 noch einmal um Hilfe bat. Sein Schreiben trägt allerdings nur die mystische Adresse: „An das heilige auserwählte Gefäß Gottes", aber man kann kaum zweifeln, daß es an die Königin gerichtet war. Farel ersucht sie darin, an der entscheidenden Stelle für ihn zu reden und legt ihr zuletzt die Sorge für des Gefangenen Mutter, eine arme Witwe, ans Herz, die sich in Angst verzehre.[98])

Noch bedeutsamer ist der Brief, den die Regierung und

der Rath von Genf im folgenden Jahr (23. Dezember 1535) an die Königin richteten, um sie zu bitten, ein Gesuch zu unterstützen, das sie gleichzeitig an König Franz sandten. „Madame!" heißt es darin, „Herr von Verey hat uns gesagt, was wir freilich schon wußten, daß Ihr großes Mitleid mit allen Unglücklichen habt. Zu diesen gehören auch wir jetzt nach dem Willen Gottes, nicht daß er uns verließe, sondern nur weil er uns heimsucht in seiner Barmherzigkeit. Obwohl leidend, unterliegen wir doch nicht, sondern werden mit seiner Hilfe durch den Glauben immer stärker, und sind wir auch Euch für immer ergeben, so daß Ihr nach Eurem Willen über uns verfügen könnt. Wir wollen an den König schreiben und zweifeln nicht, daß derselbe Euch von allem Mittheilung machen wird. Handelt in dieser Sache, wie Ihr es für gut haltet, denn Gott leitet Euch, und Ihr wißt besser, was uns noth thut, als wir selbst."[99])

An der Lage der französischen Protestanten änderte es nichts, daß Franz im Januar 1534 zu Bar le Duc mit dem Landgrafen Philipp von Hessen zusammentraf und einen Allianzvertrag mit den deutschen protestantischen Fürsten abschloß (27. Januar). Auch Richelieu bekämpfte später an der Seite der Protestanten das Haus Habsburg, und unterdrückte doch die Hugenotten im eigenen Land. Für die Mehrzahl der Politiker bildete die protestantische Bewegung nur ein Mittel des Kampfes, eine Waffe, um andere sehr weltliche Interessen zu verfolgen.

Das Jahr 1534 sah die Verfolgungen noch wachsen. Außer Gerhard Roussel wurden eine Anzahl von Predigern und viele eifrige Protestanten eingekerkert. Jetzt setzte Beda sogar durch, daß die Professoren des Collège Royal, Danès, Paradisio, Vatable ins Gefängniß geworfen wurden. Roussel war zunächst bedroht, denn er war durch seine Predigten besonders hervorgetreten. Für ihn trat denn auch Margarethe mit demselben

Nachdruck ein, mit dem sie sich einige Jahre zuvor für Berquin verwandt hatte. Schon einige Zeit zuvor hatte sie an Montmorency geschrieben, um Lefèvres Entlassung zu erbitten. Der „bonhomme Fabry“ wie sie ihn nannte, fühlte sich in Blois nicht mehr sicher, und als er seiner Stelle glücklich enthoben war, zog er nach Nerac, wo ihm die Königin eine ruhige Stätte bot. Schwieriger gestaltete sich die Intervention für Roussel, den die Sorbonne auf den Scheiterhaufen bringen wollte. Auch für ihn wandte sich Margarethe an Montmorency, der damals in politischen Fragen der erste Rathgeber des Königs war. Daß sie nicht direct an ihren Bruder schrieb, wie sie es für Berquin gethan hatte, charakterisirt die Situation. „Man macht gegenwärtig Meister Gerhard den Prozeß; doch der König wird hoffentlich nach genauer Untersuchung finden, daß jener etwas Besseres verdient, als das Feuer, und niemals eine Meinung gehabt hat, die mit einem solchen Tod bestraft wird, ja daß er überhaupt nichts Ketzerisches in sich hat. Ich kenne ihn seit fünf Jahren. Seid überzeugt, wenn ich bei ihm etwas Bedenkliches bemerkt hätte, hätte ich solches Gift nicht so lang bei mir und meinen Freunden geduldet. Fürchtet nicht, ich bitte Euch, dieses Zeugniß statt meiner abzulegen, denn ich hoffe, der Beweis wird so klar sein, daß wir beide als wahrhaftig erfunden werden.“[100])

Der König veranstaltete damals eine Disputation zwischen Roussel und Beda, der er selbst beiwohnte, wohl kaum im Wunsch, die Wahrheit daraus erstehen zu sehen, sondern weil er sich eine Unterhaltung davon versprach. Er hatte denn auch das Vergnügen, eine entschiedene Niederlage Bedas zu erleben, der dem gelehrten Roussel in keiner Weise gewachsen war. Franz lud auch Melanchthon zu einer Disputation nach Paris ein und freute sich schon auf die Bekanntschaft mit dem „Magister Germaniae“. Allein der Kurfürst von Sachsen verweigerte Melanchthon die Erlaubniß zu dieser Reise in harten Aus-

drücken. König Franz zeigte auch bei diesen Vorgängen wieder mehr Achtung vor der geistigen Kraft, als Streben nach religiöser Belehrung. Leute wie Beda waren ihm im Grund seines Herzens zuwider, und kurz nach der erwähnten Disputation wurde di ser mit zwei Genossen verhaftet. Beda war in seinen Predigten gegen den König aufgetreten und soll einen offenen Brief voll Insulten an ihn geschrieben haben. Da der König denselben zu Gesicht bekam, war Bedas Geschick entschieden. Er wurde nach Mont-Saint-Michel bei Avranches in der Normandie verbannt und starb dort nach wenigen Jahren (1537).[101])

Roussel wurde bald nach seiner Disputation in Freiheit gesetzt, und ging wie Lefèvre nach Bearn, wo ihm Margarethe zum Bisthum von Oloron verhalf. Auch die Professoren des Collège Royal wurden ihrer Haft entlassen und sollten in ihrer Lehrthätigkeit fürder nicht mehr gestört werden. König Franz befand sich offenbar in versöhnlicher Stimmung und dachte an Vermittelung.

Er ließ sich sogar Gutachten von Melanchthon und Bucer ausarbeiten, wie man die Kirche reformiren und sie doch in ihrer Einheit bewahren könnte. Die beiden Gutachten gingen in ihren Concessionen an die katholische Kirche sehr weit, denn sie sprachen sich dahin aus, daß man selbst das Papstthum beibehalten könnte. Nur verlangten sie, daß niemand zur Theilnahme an der Messe gezwungen werden dürfe, und der Genuß des Abendmahls frei zu geben sei. Diese Vorschläge beweisen zwar den milden Sinn mancher Reformatoren, aber es ist gewiß, daß sie die Beistimmung der meisten Protestanten nicht erlangt hätten. König Franz mußte das auch wissen, und trotzdem mäßigte er selbst jene deutschen Vorschläge noch, als er sie nach Rom sandte, damit man sich dort über sie ausspreche. Der Papst fand sie natürlich unannehmbar, und bald war keine Rede mehr von Versöhnung. Ein Zwischen-

fall, der an die Verstümmelung des Marienbildes in den Pfingsttagen 1528 erinnerte, raubte dem König wieder jede reformatorische Laune.

Auch die Protestanten hatten ihre Fanatiker, die durch die unaufhörlichen Quälereien, Verfolgungen und Blutgerichte zu stets wachsender Leidenschaftlichkeit fortgerissen wurden. Die Entwickelung der reformirten Kirche in der Schweiz erfüllte die französischen Protestanten mit um so größerer Trauer über die schwankenden Zustände in ihrem Land. So machten sich innerhalb der Reformpartei bald zwei Richtungen geltend, welche in Bezug auf die Haltung, die man einnehmen müßte, schroff einander entgegengesetzt waren. Während die Gemäßigten vorsichtiges Zuwarten anriethen, verlangten die Heißblütigen ungestüm nach entschiedenem Auftreten. Sie verlangten nach noch schwereren Verfolgungen und waren überzeugt, daß gerade diese ihrer Sache zum Sieg verhelfen würden. Sie redneten auf die Bekehrung des Volks durch die Blutzeugen, waren selbst zum Märtyrerthum bereit und bauten auf die Hilfe Gottes, auf Wunder und Zeichen. Menschen solcher Art haben nicht gelernt die Verhältnisse der wirklichen Welt zu erwägen, sondern verwerfen in ihrer blinden Schwärmerei und im Bewußtsein, sich den Himmel zu verdienen, jede Transaction mit Andersdenkenden. Kommen sie selbst einmal zur Herrschaft, so sind sie tyrannisch und verfolgungssüchtig wie die Gegner, unter deren Fanatismus sie zuvor gelitten haben. Es scheint nun, daß gerade damals die Fanatiker unter den französischen Protestanten sich zu einer entschiedenen Kundgebung verpflichtet glaubten, um den König zu einer deutlichen Stellungnahme zu bewegen. Daß dieser sich gegen sie entschied, durfte sie nicht wunder nehmen.

Denn wenn er auch noch immer der Bundesgenosse Heinrichs VIII. von England war und sogar einen Abgesandten des Sultans empfing, um über eine Allianz mit diesem zu ver-

handeln, war doch keine gegründete Aussicht, ihn zu einem entschiedenen Gegner des Papstes umzuwandeln. Er hatte nicht den gleichen Anlaß, wie König Heinrich, mit der römischen Kirche zu brechen, besaß er doch schon durch das Concordat eine große Macht über den Clerus seines Landes. Zudem darf man nicht übersehen, daß die weitaus überwiegende Mehrheit des französischen Volks treu an dem katholischen Glauben hing, und der Uebertritt zum Protestantismus für König Franz nicht allein eine Gewissensfrage, sondern auch ein politischer Act gewesen wäre, der ihn möglicherweise in die größte Gefahr gebracht hätte. Jedenfalls hätten die Protestanten klug gehandelt, sich aller Demonstrationen zu enthalten. Ein jedes Jahr verhältnißmäßiger Duldung hätte ihnen Tausende neuer Bekenner zugeführt, während ein herausforderndes Auftreten nur eine furchtbare Verfolgung über sie heraufbeschwor.

In der Nacht vom 18. auf den 19. October 1534 wurden an den Straßenecken von Paris große Placate angeschlagen, die sich in zelotischen Ausdrücken gegen die Messe, das Papstthum und dessen „Brut" von Cardinälen, Bischöfen, Priestern, Mönchen und andern „Muckern" (cafards) aussprachen. Der katholische Clerus wurde als eine Schaar von falschen Aposteln, Betrügern, Apostaten und Wölfen bezeichnet, und für noch verabscheuungswürdiger als die Teufel selbst erklärt. Sogar an der Thüre der königlichen Gemächer fand man ein solches Placat befestigt, und Franz gerieth darüber in höchsten Zorn. Wenn man von diesen Vorgängen liest, gedenkt man unwillkürlich jener Brandschriften, welche in unserer Zeit von fanatisirten Socialisten verbreitet werden. Der sicherste Erfolg solcher Manifestationen ist jederzeit eine größere Strenge gegen alle ähnlichen Bestrebungen, eine Reaction der allgemeinen Stimmung selbst gegen berechtigte und gemäßigte Wünsche. Nicht anders erging es damals in Frankreich. Der König befahl nun alle, die des „Lutherismus" irgend verdächtig wären,

zu verhaften. Die ultramontane Partei benutzte den Vorfall, um Franz wieder fester in ihre Hand zu bekommen. An ihrer Spitze stand damals der Cardinal von Tournon, aber bereits traten neben ihm auch die Lothringer Prinzen, die Guisen, in den Vordergrund. Cardinal Johann von Lothringen und Herzog Claudius von Guise erschienen als die Führer dieses ehrgeizigen und harten Geschlechts, das bald eine so verhängnißvolle Rolle in Frankreich spielen sollte und dessen steigendes Ansehen schon damals mit Besorgniß erfüllte.

Die Verfolgung der Reformirten begann nun mit einer Heftigkeit, wie man sie früher nicht gekannt hatte. Ueberhaupt kostete die Reformation in Frankreich weit mehr Opfer als in Deutschland, wo sie zum Theil durch die Landesherren durchgeführt wurde.

In Frankreich gesellte sich zum Fanatismus wilde Grausamkeit. In Paris that sich der Criminalrichter Morin durch seinen Blutdurst und den Erfindungsgeist hervor, mit dem er neue Qualen und Todesarten ersann. Durch eine besondere Vorrichtung wurden z. B. die Armen, die zum Feuertod verurtheilt waren, über den Flammen bald emporgehoben, bald tiefer gesenkt, um ihre Leiden zu verlängern. Auch schnitt man ihnen zuvor die Zunge aus, damit sie auf dem Weg zum Richtplatz nicht zum Volke reden könnten. Dabei enthüllte sich nun wieder, welch finstere Grausamkeit und welcher Fanatismus in den Herzen der Masse lebten. Ein Zeitgenosse Franz I. sagt in einer Geschichte der religiösen Bewegung: „Das Volk hier zu Land ist der Meinung, daß es keine schlechteren Menschen und keine größeren Verbrecher giebt, als die Ketzer, und wenn diese auf dem Scheiterhaufen den Flammen zur Beute werden, rast das Volk gewöhnlich um sie her und verflucht sie noch inmitten ihrer Qualen."[102])

In den ersten Tagen des Jahres 1535 nahm der König an einer großen Prozession theil und vereinigte nach dem Gottesdienst

die Spitzen seines Hofes und seiner Beamten zu einer Festtafel in seinem Palast. Am Schluß derselben wandte er sich in einer Anrede an die Anwesenden und bat sie, alle ketzerischen Gedanken aus ihrem Herzen zu verbannen, wenn sich etwa einige eingeschlichen hätten. Er betheuerte feierlich, wenn er eins seiner Glieder von diesem fluchwürdigen Irrthum befleckt sähe, er es abhauen lassen, ja daß er seine Kinder opfern würde, wenn er sie darin befangen fände. An demselben Tage wurden in Paris sechs, nach anderen Nachrichten sogar achtzehn Protestanten verbrannt.

König Franz hatte definitiv mit der Reform gebrochen. Er selbst war weder verfolgungssüchtig noch blutdürstig. Aber der Schwung des Geistes, den er in seiner Jugend bekundet hatte, schwand bei ihm immer mehr. Körperliche Beschwerden drückten ihn, und mehr und mehr überließ er sich seinen Vertrauten. Nur der Liebe zur Kunst und Wissenschaft, soweit diese keine große geistige Anstrengung oder inneren Ernst verlangten, blieb er bis an sein Ende treu.

Die Verfolgungen erstreckten sich diesmal systematisch über ganz Frankreich. Der König erließ zwar von Coucy aus ein Edict, wonach er allen der Ketzerei Verdächtigen, Überführten und bereits Verurtheilten volle Gnade verkündete, doch nur unter der Bedingung, daß sie ihren Irrthümern öffentlich und feierlich entsagten. Aber wenn schon diese letztere Einschränkung darnach angethan war, die Zahl der Begnadigungen nicht zu sehr anwachsen zu lassen, so sorgte eine weitere Bestimmung des Edicts dafür, daß man jederzeit die Verfolgung wieder beginnen konnte, denn es hieß darin, daß jeder Rückfall in die Ketzerei mit aller Strenge bestraft werden sollte. Es gab unter den Protestanten viele, welche im Angesicht des Todes ihren Glauben verleugneten und doch später, von Gewissensbissen gepeinigt und von den Vorwürfen ihrer früheren Glaubensgefährten verfolgt, heimlich wieder an den

Versammlungen der Reformirten theilnahmen oder zum mindesten sich nur als laue Katholiken erwiesen. Da gab es denn Gelegenheit zu Spionirerei, Verrath, Anklage, Mißhandlung aller Art, und gar viele, die ihr Leben kurz zuvor durch Abschwören der Ketzerei gerettet hatten, verfielen später doch noch dem Blutgesetz.

Von jener Zeit an dauerte der Kampf gegen die Reformirten viele Jahre fort, zunächst mit Hilfe der Gerichte, die unnachsichtlich Verbannung, Tortur oder qualvollen Tod über die Andersgläubigen verhängten. Nur zeitweise ließ die Verfolgung in ihrer Grausamkeit etwas nach. Aber selbst in der schlimmsten Zeit wurde das Anwachsen der reformirten Gemeinden nicht gehemmt. Wie bei den Verfolgungen der ersten Christen, so trat auch diesmal wieder zutage, daß fanatische Repression in Sachen des Glaubens nur dazu dient, Fanatismus auch unter den Verfolgten zu erwecken. Für jeden hingerichteten Märtyrer erwuchsen den Reformirten hundert neue Anhänger, bis sie schließlich so stark waren, daß keine Blutgesetze mehr ausreichten, und ein furchtbarer Religions- und Bürgerkrieg als letztes Mittel gewählt wurde, die Ketzer auszurotten.

Im Südosten des Landes, in der Dauphiné, im Languedoc und einigen Gegenden der Provence war der Protestantismus besonders stark verbreitet. Er hatte bei den Waldensern, die dort wohnten, verwandte Anschauungen gefunden. Diese Leute bildeten eine besondere Secte innerhalb der katholischen Kirche, denn sie hatten eigentlich den Boden der katholischen Lehre nie ganz verlassen. Sie strebten nach der Einfachheit der ersten christlichen Gemeinden, verabscheuten Eidesleistung und Kriegsdienst und behaupteten, daß auch die Laien den geistlichen Lehrberuf ausüben könnten. Seit dem zwölften Jahrhundert hatte man sie bedrängt, oft förmliche Kreuzzüge zu ihrer Ausrottung unternommen, und noch in den Jahren 1460 und 1488

waren blutige Verfolgungen über sie hereingebrochen. Bei der letzten sollen in dem Thal Loyse über dreitausend Menschen dem Fanatismus zum Opfer gefallen sein. Trotzdem hatten sich die Waldenser erhalten. Zur Zeit Franz I. lebten sie in etwa zwanzig Ortschaften in entlegenen Thälern, und die Natur ihres schwer zugänglichen Landes schützte sie vor Beachtung und größerer Beunruhigung. Außerdem wohnten Waldenser in den Städtchen Merindol, Cabrières und La Coste, nahe bei Avignon, und das letztere sogar schon auf dem Gebiet der päpstlichen Grafschaft. Die Leute des Gebirges hatten durch ihren Fleiß die rauhe Gegend in ein wohl angebautes Land umgeschaffen und damit den Neid und die Habsucht der Nachbarn wachgerufen. Die steigende Strenge gegen die Protestanten ermuthigte nun auch zu neuem Vorgehen gegen die Waldenser. Einer ihrer eifrigsten Feinde war der erste Präsident des Parlaments von Aix, Baron von Oppeda, der nicht allein von Fanatismus, sondern mehr noch von Habsucht getrieben wurde und sich bei umfassenden Confiscationen zu bereichern hoffte. Auf sein Andringen befahl das Parlament den Gutsherren, alle ketzerischen Unterthanen zur Bekehrung zu vermögen oder sie aus dem Lande zu treiben. Die Barone zögerten, vielleicht nicht aus Menschlichkeit, sondern weil sie erkannten, daß sie sich durch die Ausführung dieses Befehls ihrer fleißigsten Arbeiter berauben würden. Allein das Parlament beharrte auf seinem Willen und berief sich dabei auf das Edict von Coucy. Es folgten nun Bedrückungen aller Art, Strafen, Confiscationen, Todesurtheile, besonders gegen Flüchtige. Im Jahre 1540 lud das Parlament eine Anzahl angesehener Familienväter aus dem Städtchen Merindol zur Verantwortung wegen Ketzerei vor sein Tribunal. Die Leute wurden gewarnt, sie möchten sich nicht nach Aix begeben, denn der Feuertod sei ihnen dort zugedacht, und voll Schrecken flüchteten sie in die Berge, wo sie

verborgene Zufluchtsstätten kannten, die schon bei früheren Verfolgungen Schutz gewährt hatten. Das Parlament verurtheilte sie darauf hin zum Tode, ihre Frauen und Kinder zu Galeerenstrafe (18. November 1540). Ja es verfügte die Zerstörung des ganzen Städtchens Merindol als einer Hauptbrutstätte der Ketzerei. So weit kam es aber vor der Hand nicht. Die verzweifelten Einwohner von Merindol wandten sich mit einer rührenden Bitte um Schonung an den König und erlangten von ihm eine Frist von drei Monaten, während welcher sie ihren Glauben abschwören sollten. Die Flüchtigen kehrten daraufhin aus den Bergen in ihre Heimath zurück, blieben aber dem Glauben ihrer Väter getreu. König Franz schien sie vergessen zu wollen. Vergebens drängte ihn seine Umgebung zu strengen Maßregeln, er gab nicht nach. Glaubte er nicht an ihr Ketzerthum, oder hatte er wieder eine Anwandlung von Toleranz? Und doch erließ er in den Jahren 1542 und 1543 neue strenge Edicte gegen die Ketzer, in welchen er den katholischen Geistlichen befahl, jeden Verdächtigen zu denunciren, auch ihre Pfarrkinder zu gleichem Thun zu ermahnen. Es wurde damals aufs strengste untersagt, von Petrus, Augustinus oder irgend einem Heiligen zu reden, ohne sie durch Vorsetzung des Wortes „Sanct" als Heilige zu bezeichnen. Man sollte den Glauben an diese jederzeit bekräftigen. Die Hinrichtungen mehrten sich infolge dieser Verordnungen in allen Provinzen des Landes. Nur gegen die Waldenser schien der König Nachsicht zu üben.

Franz stand damals wieder im Krieg gegen den Kaiser, und dieser drang siegreich bis in die Nähe von Paris vor. In seiner Hauptstadt bedroht, entschloß sich der König zum Frieden, der ohne Schwierigkeit in Crespi abgeschlossen wurde (September 1544), da beide Theile einwilligten, die Verhältnisse auf den Stand vor dem Ausbruch des Krieges zurückzuführen.

Trotzdem also der Feldzug ohne schweren Verlust abge-

schlossen hatte, war der König doch über den Verlauf desselben erbittert und verstimmt. Er war krank, voll Argwohns, und ließ sich nun auch die Zustimmung zur Verfolgung der Waldenser entreißen. Man stellte ihm vor, daß die Waldenser Aufruhr im Sinne hätten, und daß es das Staatswohl erheische, das Land gänzlich von diesen Sectirern zu reinigen. Diesmal genehmigte er die Vorschläge. Oppeda organisirte in aller Stille einen Mordbrennerzug und fiel mit seinen Banden plötzlich im Frühjahr 1545 in die Waldenserthäler ein. Er verfuhr dabei systematisch, wie anderthalb Jahrhunderte später die französischen Generale bei der Verwüstung der Pfalz. Jedes Dorf wurde umringt, so daß niemand von den Bewohnern entrinnen konnte, und dann begann das höllische Werk. Die Häuser wurden angezündet, kein lebendes Wesen verschont. Schutt, Asche und Leichen bezeichneten den Weg Oppedas. Das Städtchen Merindol fand er verlassen, aber die Jagd auf die Einwohner, die sich in der Umgegend versteckt hatten, war erfolgreich. Wer von ihnen nicht erschlagen oder gefangen und zu schrecklicher Strafe bewahrt wurde, kam vor Hunger und Elend um, denn es war den übrigen Bewohnern des Landes strengstens verboten, die Unglücklichen bei sich aufzunehmen oder ihnen auch nur Nahrung zu reichen. Von Merindol zogen die Banditen gegen Cabrières, das sich anfangs zur Wehre setzte, dann aber capitulirte, da man ihm Sicherheit versprach. Aber Oppeda hielt sein Wort nicht. Die Stadt wurde verbrannt, wobei vierzig Menschen in einer Scheune eingeschlossen wurden und den Feuertod fanden. Die übrigen Bewohner wurden hingeschlachtet oder fortgeschleppt. In ähnlicher Weise fiel das Städtchen La Coste. Im ganzen wurden drei Städte und über zwanzig Ortschaften zerstört, die Felder verwüstet, die Bäume umgehauen, und aus der blühenden Gegend eine Einöde geschaffen. Es sollen damals ungefähr 3000 Personen gemordet, 250 hingerichtet, 600—700 auf die Galeeren

geschickt worden sein. In seinem großen Geschichtswerk, das Jacob August von Thou im Anfang des 17. Jahrhunderts veröffentlichte, spricht er auch von den Waldensern, die zu seiner Zeit wieder in sieben Dörfern wohnten, die Nachkommen der Wenigen, die den Gräueln von 1545 entkommen waren. Thou schildert sie als einfache Menschen, die an die rauheste Lebensart gewöhnt seien, in Schaffelle gekleidet gingen, und von Viehzucht und Jagd auf Gemsen und Bären lebten. „Da sie alle gleich arm sind, haben sie keine Bettler und leben, mit sich selbst zufrieden, ohne Verkehr mit andern, in so elenden Umständen, daß sie davon ein abschreckendes Aussehen bekommen. Desto mehr ist es aber zu verwundern, daß sie nicht ganz ungebildet sind. Denn es giebt keinen unter ihnen, der nicht lesen und schreiben könnte."[103])

Das barbarische Verfahren gegen die Waldenser entsetzte die ganze Welt, die an Grausamkeiten doch hinlänglich gewöhnt war. Der König empfing freilich durch den Cardinal von Tournon derart gefärbte Berichte, daß Klageschriften, die man an ihn richtete, keinen Erfolg hatten, und er in einer Bekanntmachung vom 18. August 1545 alle Maßregeln gegen die Waldenser gut hieß! Die grausame Verfolgung dieser friedlichen Secte, die durch keinen Act des Fanatismus die Andersgläubigen gereizt hatte, bleibt der dunkelste Flecken in der Geschichte Franz I.

Wie verhielt sich nun die Königin Margarethe in dieser traurigen Zeit, die das Vorspiel zu einem noch schrecklicheren Trauerspiel war?

In solchen Epochen, in welchen gewaltige und unversöhnliche Gegensätze in Kampf mit einander gerathen, werden Milde und Versöhnlichkeit machtlos. Das mußte auch Margarethe erfahren. Ihr Einfluß auf den König schwand in religiösen Fragen immer mehr. Zwar blieb sie fortwährend in Verkehr mit ihm, schrieb ihm Briefe, die zuweilen von einem

Geschenk — einem Kunstwerk, einem schönen Buch, einem Gedicht — begleitet waren, und der König erwiderte jedesmal in gleicher Weise. So oft es möglich war, kam sie an den Hof, denn Franz vermißte sie ungern. Er hatte niemand, mit dem er in Sachen der Kunst, der Poesie, des Wissens so harmonirte, wie mit seiner Schwester, niemand, dessen Unterhaltung ihm solche Freude und nicht selten auch solchen Trost gewährte, wie Margarethe.

Allein das schloß eine gewisse Zurückhaltung, um nicht zu sagen Entfremdung, auf dem Gebiete der Politik und der Kirche nicht aus. Wenn sie sonst eine Fürbitte für einen armen Verurtheilten eingelegt hatte, war sie des Erfolges fast sicher gewesen. Jetzt aber hörte der König nicht mehr wie früher auf ihre Worte, ja sie mußte bald erleben, daß man ihre Beamten und Freunde nicht verschonte, ihr sogar die eigene Tochter entriß. Wir werden diese trübe Erfahrung ihres Lebens an einer anderen Stelle noch genauer besprechen. Man stößt in ihren Briefen auf manches Wort, das eine tiefe Verstimmung verräth, manche Äußerung, die wir heute nicht mehr ganz verstehen, die aber auf ernste Mißverständnisse hindeutet. Dem reizbaren Bruder gegenüber blieb Margarethe immer versöhnlich und unterwürfig. Sie kannte die Versuche, den König gegen sie zu verstimmen, aber es gelang ihr auf diese Weise noch am leichtesten, das Spiel ihrer Feinde zu stören.

Kurz vor dem Tod ihrer Mutter (1531) hatte Margarethe geäußert, sie werde wohl als die letzte aus dem Dreibund übrig bleiben, und das Wort war dem König in feindlicher Absicht hinterbracht worden. Darüber ließ dieser gegen seine Schwester ein bitteres Wort fallen, was sie außer sich brachte und den folgenden Brief schreiben ließ: „Monseigneur, Ihr wißt, daß es mir unmöglich ist, Euch etwas zu verhehlen oder mich zu verstellen. Mein Leben lang habe ich mit Euch

ohne Scheu gesprochen, Euch meine Absichten mitgetheilt, voll Vertrauen, da Ihr ja mein Bruder seid, und habe von Euch Befehl und Rath angenommen, als ob Ihr mein Vater wäret, denn Euch verdanke ich ja alles, was ich in dieser Welt hoffen und wünschen konnte. In Eurem Dienst meinen Willen zu opfern, hielt ich für Freiheit, in Eurem Dienst zu leben und zu sterben, schien mir schön und ruhmvoll . . . . Darum bitte ich Euch in Demuth, laßt mich nicht länger im Fegefeuer schmachten, sondern erweist mir die Ehre und glaubt, daß wenn ich einmal gesagt habe, ich würde als die letzte bleiben, ich dabei nur an eine Möglichkeit dachte, die Gott als höchstes Unglück über mich verhängen könnte . . . Aber das Wort, das Ihr mir beim Abschied sagtet, Gott würde mich vielleicht Euch und Madame überleben lassen, bedrückt mir das Herz so schwer, daß ich die Qual nicht lange ertragen könnte, und ich schreibe Euch diesen Brief in der Hoffnung auf eine Antwort, die mir nöthig ist."

Es ist wohl zweifellos, daß König Franz, der rasch aufbrauste, aber ebenso leicht wieder versöhnt war, seiner Schwester auf diesen Brief begütigende Versicherungen zukommen ließ. Aber der Vorfall zeigt doch die stille Arbeit der Umgebung. Es mußte weit gekommen sein, wenn man es wagte, Margarethen direct beim König anzuklagen. Die Sorbonne und einige übereifrige Prediger waren nicht gefährlich gewesen, aber ernster war es, als eines Tages selbst Montmorency offen gegen die Königin auftrat. Wenn man mit Erfolg gegen die Ketzer vorgehen wolle, müsse man das Übel mit der Wurzel vertilgen und die Königin von Navarra unschädlich machen, sagte er zum König. Dieser nahm das kühne Wort nicht übel, wenn er auch den Rath ablehnte und meinte, seine Schwester liebe ihn zu sehr, um jemals etwas anderes zu glauben als er, und nie werde sie eine Religion annehmen, die seinem Staat Nachtheil brächte.

Margarethe wußte gewiß von den giftigen Bemerkungen, mit welchen man gegen sie hetzte, und wir lesen in einem ihrer Briefe, daß sie den König geradezu um Geheimhaltung ihrer Worte bat. „Möge es Euch gefallen“, schrieb sie, „die Sorbonne davon nichts hören zu lassen, denn die könnte nicht begreifen, welche Liebe und Verehrung für Euch Euer Liebling hat (vostre mignonne“, wie der König sie oft nannte).[104])

In der Zeit der ersten Verfolgungen trat Margarethe, wie wir schon gesehen haben, nicht bloß schützend und abwehrend, sondern selbst aggressiv, oder, wenn das Wort vielleicht zu stark erscheint, wenigstens mit offenem Protest gegen die Verfolger auf. Sie war die Vertheidigerin der Angeklagten, beschützte Marot, Berquin, Lefèvre, Roussel und viele andere; sie veröffentlichte ihre reformfreundlichen Gedichte und ließ im Louvre im Sinn der neuen Lehre öffentlich predigen.

Noch entschiedener ging sie in Bearn vor. Gerhard Roussel gab dort als Bischof das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und las die Messe in französischer Sprache. Bei seinem vorsichtigen Wesen ist anzunehmen, daß er das ohne die ausdrückliche Ermuthigung Margarethens nicht gewagt hätte.

Als die Reaction in Frankreich immer blutiger vorging, sah sich auch Heinrich von Navarra veranlaßt, die Bestimmungen des Edicts von 1531 wieder in Erinnerung zu bringen und sie in einer neuen Verordnung vom 30. August 1546 noch zu verschärfen. Er wies darin auf die rasche Ausbreitung der calvinistischen Lehren hin, sprach von der Aufregung der Gemüther, die so groß sei, daß selbst in den Schenken über theologische Fragen gestritten werde, verbot darum den reformirten Geistlichen zu predigen und drohte selbst in einigen Fällen mit der Todesstrafe.

Aber schon war die Verwaltung des Landes zum Theil in der Hand protestantischer Männer, und die Königin hatte auch in ihren französischen Herzogthümern die wichtigsten

Ämter an Männer übertragen, die der Reform ergeben waren. Wie eifrig sie bedacht war, den Reformgedanken allenthalben lebendig zu erhalten, beweisen ihre Briefe. So z. B. sandte sie einen ihrer Kapläne, Namens Michel, nach Bourges, der Hauptstadt ihres Herzogthums Berry. Eine starke protestantische Gemeinde war dort im Werden, und die Königin schrieb an die Kirchenvertretung daselbst (Messieurs de l'Eglise de Bourges), um ihr die Ankunft des Predigers für die Fastenzeit zu melden. Sie lobte den religiösen Sinn der Herren und empfahl ihnen die evangelische Lehre mit besonderem Nachdruck. Der Brief trägt das Datum des 29. Januar, ist aber ohne Jahreszahl. Da er jedoch von Brodeau mit unterzeichnet ist, und dieser im Jahr 1540 gestorben ist, muß man das Schreiben in die dreißiger Jahre setzen.[105]) Kurze Zeit verstrich und Michel, ihr Vertrauensmann, wurde in Bourges verhaftet, wegen ketzerischer Lehren vor Gericht gestellt und verbrannt. Seine Königin konnte ihn nicht retten, wie sie auch Marot nach Italien flüchten lassen mußte. Bei andern war sie glücklicher. Das Parlament von Bordeaux, das früher wegen seiner Humanität gerühmt wurde, wetteiferte seit einiger Zeit mit den andern Gerichtshöfen und verhängte die grausamsten Strafen. Vergebens hatte Margarethe indirekt versucht, zwei ihrem Sinn entsprechende Räthe in das Parlament zu bringen, (1535), der Generaladvokat hatte die Ernennung derselben nicht bestätigt. Doch scheute Margarethe nicht, gelegentlich ihren Einfluß persönlich geltend zu machen, und die Guienne war ihr dabei noch am ersten zugänglich.

Im Jahr 1541 hatte sich in der Stadt Tonneins ein Andreas Melanchthon als Lehrer und Prediger niedergelassen. Er war ein Neffe des berühmten Wittenberger Professors und wurde nach kurzer Zeit auf die Denunciation der Geistlichkeit wegen Ketzerei verhaftet und nach Agen in den Kerker gebracht. Die Königin von Navarra beschloß ihn zu retten. Philipp

Melanchthon stand ihr so hoch, daß sie nichts unversucht lassen wollte, seinen Verwandten dem drohenden Geschick zu entziehen. Sie wandte sich sogleich an das Parlament in Bordeaux, das sich daraufhin den Gefangenen ausliefern ließ. Keine zwei Wochen vergingen, und das Parlament verfügte, daß Andreas, genannt Melanchthon, an die Grenze des Königreichs gebracht, im Fall einer Wiederkehr nach Frankreich aber mit dem Tod bestraft werden sollte. (3. August 1542).

Das Urtheil, das überraschend mild ausgefallen war, wurde indessen nicht ausgeführt. Melanchthons Gegner behaupteten, der Verurtheilte sei gar kein Verwandter des Wittenbergers, sondern stamme aus der Bretagne, und statt ihn freizulassen, schickte man ihn nur in ein anderes Gefängniß. Man dachte wohl die Königin zu täuschen. Aber Margarethe erhielt bald genug Kunde von der neuen Gewaltthat und schrieb einen energischen Brief an den Erzbischof von Bordeaux, Karl von Gramont, der als Vizestatthalter den König von Navarra vertrat. Gramont gab dem Parlament Kunde von ihrem Brief und machte auf die Verwickelungen aufmerksam, die aus der Hinrichtung eines Deutschen sich ergeben könnten. Der Kurfürst von Sachsen habe sich persönlich an die Königin von Navarra gewandt und ihren Schutz für Andreas Melanchthon erbeten. Der Druck, den der Erzbischof auf das Gericht ausübte, erzielte zwar eine Verzögerung der neuen Verhandlung, die das Parlament beschlossen hatte, führte aber nicht zur Freilassung des Gefangenen. Philipp Melanchthon soll in dieser Sache selbst zweimal an die Königin geschrieben haben, und diese begab sich endlich selbst nach Bordeaux. Am 23. März 1544 hielt sie ihren Einzug daselbst und wurde vom Parlament feierlich begrüßt. Am andern Morgen hörte sie zunächst die Messe, denn niemand sollte ihr selbst eine Vernachlässigung der Religion vorwerfen. Daraufhin begab sie sich, von ihren Damen und dem Bischof Gerhard Roussel begleitet, in den Sitzungssaal des Parlaments,

wo sie auf einem mit Sammt beschlagenen Sessel Platz nahm und den Gerichtshof anredete. Sie sprach zuerst anerkennend von dem Gerechtigkeitssinn des Parlaments, ging dann auf die politische Lage des Landes über, erwähnte der Invasionspläne, die man den Engländern zuschrieb, und berührte erst am Schluß auch die Ketzerei. Sie ermahnte das Parlament zur Milde in der Beurtheilung der hierher gehörigen Fälle und sprach dabei von Andreas Melanchthon, den sie im Kerker habe besuchen lassen, wo er übel behandelt werde. Sie erwähnte der beiden Briefe Philipp Melanchthons und sprach die Bitte aus, das Endurtheil über Andreas zu verschieben, bis vom König, an den sie geschrieben habe, Antwort eingelaufen sei. Als Tochter des Hauses Frankreich und als Schwester des Königs Franz wünsche sie vom Parlament in einem der schönsten Vorrechte des Königthums, dem Recht der Begnadigung, nicht gehindert zu werden. Das Parlament möge zustimmen, daß sie durch ihre Beamten die Pforten des Kerkers öffnen lasse.[106])

Soweit berichten die Acten, die sich in der Gemeindebibliothek zu Bordeaux befinden. Ob das Parlament sich gefügig erwies, ist nicht ganz sicher. Theodor von Beza berichtet in seiner Geschichte der Reformation, daß Andreas Melanchthon durch einen Freund seine Freiheit erlangt habe, und dieser Freund soll Julius Cäsar della Scala, der Vater des Philologen Scaliger, gewesen sein. Wenigstens sagt dieser letztere, daß sein Vater energisch für Melanchthon geschrieben und ihn dadurch gerettet habe.

Wahrscheinlich gab das Parlament dem Drängen so verschiedener Seiten nach und ließ Melanchthon entschlüpfen. Aber der ganze Vorfall zeigt die Thätigkeit Margarethens in hellem Licht. Er bestätigt auch die Worte Florimonds von Remond, welcher sagt, Margarethe habe immer eifrig daran gearbeitet, jenen zur Flucht zu verhelfen, die der

König dem Arm der Gerechtigkeit überliefern wollte. Was bei Remond eine Anklage ist, gilt uns freilich für ein Lob. Am ausdrücklichsten bezeugt Calvin selbst ihre schützende und rettende Thätigkeit. Der Reformator hatte im Jahre 1540 seine Macht in Genf begründet und machte von dort aus seinen Einfluß in steigendem Maße, besonders in Frankreich geltend. Für ihn gab es nur zwei Parteien: die eine, die mit ihm ging und bei der er allein die Wahrheit, das Recht, die göttliche Gnade fand, und die andere, welche alle umfaßte, die anders zu denken wagten, als er. Mit seinem starren Willen beherrschte er Tausende und Tausende und war in seiner Art nicht minder fanatisch als Rom und die Anhänger des finstersten Obscurantismus. Er ließ es nicht gelten, daß man im Herzen reformirt sei und aus weltlicher Klugheit äußerlich der katholischen Kirche angehöre, sondern verlangte von seinen Anhängern offenes Bekenntniß und Todesmuth. Vermittelungsversuche verwarf er, behandelte alle Zauderer gleich Religionsleugnern und Freigeistern und schalt sie Pseudo-Nicodemiten, in Erinnerung an den Pharisäer Nicodemus, der ein Anhänger Jesu gewesen war, aber seine Überzeugung nicht bekannt hatte.

Da mußte ihm die vorsichtige Haltung der Reformfreunde in Bearn ein Gräuel sein. Die Haltung Roussels schalt er verderblich, und auch mit der Königin von Navarra war er nicht immer zufrieden. Doch blieb er in brieflichem Verkehr mit ihr und schrieb noch im Jahre 1545 an sie: „Ich weiß, welche Gaben unser Heiland Euch verliehen hat, und wie er sich Eurer bedient hat, um sein Reich zu fördern.“ Er ermahnte sie, sich durch die Zornrede seiner Feinde nicht gegen ihn einnehmen zu lassen, sondern auch weiterhin Christus und dessen Kirche zu dienen, wie sie es bis zur Stunde gethan habe. (28. April.)

Calvin schrieb das in demselben Jahre, in dem König

Franz die Mordthaten von Merindol und Cabrières guthieß, und Dolet den Scheiterhaufen besteigen mußte.

Sein Wort beweist, daß Margarethe mit voller Sympathie auf der Seite der Reformation stand, wenn sie auch nicht offen zur neuen Kirchengemeinschaft übertreten konnte. Bei ihrem Charakter erschrak sie vor der tyrannischen Heftigkeit Calvins, und blieb bei ihrer ursprünglichen Meinung, daß eine Reform auch ohne Spaltung in der Kirche durchzuführen sei. Ihr Geist war nicht so absolut, daß sie die Wahrheit nur auf der einen Seite gefunden hätte. Das ist ja ein charakteristischer Zug des toleranten Gemüths, daß es sich der Einseitigkeit verschließt. Mit ihrer Vorliebe für jede geistige Arbeit konnte sich Margarethe anderen religiösen Anschauungen und Bestrebungen gegenüber nicht einfach abwehrend verhalten. Wäre sie eine rückhaltlose Calvinistin geworden, verlöre sie ihren schönsten Ruhm, das Lob, in einem Zeitalter der Intoleranz fast die einzige Vertreterin echter Duldsamkeit gewesen zu sein.

Zudem mochte sie von dem Gedanken geleitet werden, daß ihr offener Übertritt die schwersten Folgen haben müsse, wie sich das bei dem Religionswechsel ihrer Tochter später wirklich zeigte, und daß sie in ihrer vermittelnden Stellung vielen Unglücklichen erfolgreicher helfen könnte.

In diesem Sinne wirkte sie, und ihre Arbeit ebnete die Wege für die Reformation, die ihre Tochter später durchführte. In diesem Sinne aber konnte sie auch, ohne sich zu widersprechen, einige Klöster, deren Bewohnerinnen ihr lieb waren, begünstigen und die wohlthätige Arbeit derselben durch reiche Spenden unterstützen. Ihrem Bruder, der ihr eines Tages sein Bedenken über ihre kirchliche Haltung äußerte, konnte sie ruhig sagen, daß keiner ihrer Leute als Sacramentirer erfunden worden sei. (1541.)

Theodor von Beza, der Freund Calvins, gab in seinen Biographien frommer Menschen, den „Icones“, auch eine

Geschichte Margarethens. Er pries ihren Geist, ihr Eindringen in die evangelische Wahrheit, ihren Eifer für die Kirche Christi und erklärte sie dauernden Ruhmes werth, weil sie so viele edle Männer gerettet habe. Doch sei ihr Ruhm in späteren Jahren durch ihre Leichtgläubigkeit etwas getrübt worden.

Schärfer beurtheilte er sie in seiner Kirchengeschichte. Dort heißt es geradezu, die Königin von Navarra habe sich in ihrem späteren Leben wieder dem Götzendienst zugewandt, nicht weil sie denselben für gut erachtet habe, sondern weil sie sich habe überreden lassen, viele äußerliche Dinge als gleichgiltig anzusehen. Zuletzt habe sie sogar zwei Libertiner, Quintin und Pocquet, bei sich aufgenommen, und sei von ihnen ganz in den Irrthum gezerrt worden.

Bezas Tadel bestätigt nur unsere oben geäußerte Ansicht. Die beiden Männer, welche auch von Calvin in seiner Schrift „Gegen die Libertiner" als Esel, Hunde und Schlangen verurtheilt wurden, gehörten einer mystischen Secte an, die alles Heil von dem Quietismus erwartete. Königin Margarethe hatte allerdings von jeher eine gewisse Neigung zu mystischer Frömmigkeit, und lauschte den Reden der zwei Leute gewiß mit Interesse. Aber von einer Annahme ihrer Lehren wird doch nirgends sonst gesprochen, und es ist viel glaubhafter, daß die Königin die Mystiker freundlich aufnahm, weil sie alle religiösen Erscheinungen kennen wollte und zugleich für die Verfolgten Theilnahme hegte. Daß sie den heftigen Angriff Calvins mißbilligte, ergiebt dessen Brief vom 28. April 1545, den wir schon erwähnt haben. Er spricht darin sein Bedauern aus, daß er die Königin betrübt habe. Aber so wie der Hund belle, wenn er sehe, daß sein Herr angegriffen werde, so müsse auch er Lärmen schlagen, wenn er einen Angriff auf die göttliche Wahrheit bemerke.

Die ultramontane Partei, die Montmorency und Tournon,

verziehen der Königin doch nicht. Ihnen wäre es lieber gewesen, wenn sie zur reformirten Kirche übergetreten wäre, denn dann hätte man sie leichter unschädlich machen können. Sie galt doch immer als eine verkappte Ketzerin, ein Haupt der Reformirten. Der Haß gegen sie ging so weit, daß selbst der Bischof von Condom, Erard von Grossoles, zu dessen Sprengel Nerac gehörte, von der Kanzel gegen sie sprach. Auch den König verschonte der Eiferer nicht. Margarethe schrieb darüber an Franz (1537): „Wenn ich allein beleidigt worden wäre, würde ich lieber verzeihen als strafen.“ Doch ein Ausfall gegen den König schien ihr die Grenzen zu überschreiten. Der Bischof wurde später nach Blois geschickt, aber wie tief müssen die Leidenschaften aufgewühlt worden sein, wenn Margarethe in ihren Briefen von Vergiftungsversuchen redet. Sie war gewarnt worden, und ihr Gemahl verwies alle Leute des Bischofs aus der Stadt. So lange die Königin sich darin aufhielt, durfte keiner von ihnen zurückkehren. Der Dienerschaft des Schlosses wurde aufs strengste eingeschärft, keine fremde Person in die Küchen und Vorrathskammern einzulassen. Margarethe wohnte sogar eine Zeitlang nur in einer Privatkapelle dem Gottesdienst bei, den ihre getreuen Geistlichen abhielten. Denn die Mönche hätten, wie sie dem König schrieb, die Erfindung gemacht, durch den Weihrauch zu vergiften.[107])

Nur zu begreiflich ist es, daß Margarethe, deren Gesundheit schon lange schwankend war, in den letzten Jahren sich immer mehr auf sich zurückzog. Die steigende Verfolgung der Protestanten lastete schwer auf ihrem Gemüth. Es ward einsamer um sie, denn viele ihrer Freunde waren verbannt, andere todt. Ihre ernste Stimmung spricht sich deutlich in den Gedichten ihrer letzten Jahre aus.

O Wahrheit, sicherer Port,
Rette das bedrängte Schiff!

heißt es in einem derselben, und in einem andern fleht sie zu

Gott um Kraft für seine verfolgten, mit dem Tod bedrohten Bekenner:

Du willst, daß Deine Treuen
Das Evangelium lehren,
Und nie und nirgends scheuen
In Wahrheit Dich zu ehren.
So wolle ihnen Kraft und Muth
Ins Herze gießen,
Daß sie in heißer Liebesglut
Den Tod begrüßen![108])





VIII.

Freigeister und Spötter.

In der Sturmfluth, welche unter dem Einfluß der Renaissance und der Reformation über Europa dahinbrauste, sank die mittelalterliche Welt in Trümmer. Der menschliche Geist wurde auf höhere Bahnen geführt und lernte anders denken, kühner und schärfer. Die scholastische Philosophie mit ihren unfruchtbaren Discussionen brach vor dem frischen Hauch zusammen, der die Menschen belebte. Staunend, betroffen, begeistert drang man in die kräftige Gedankenwelt der alten griechischen und römischen Denker ein. Wenn die Renaissance viele zur Vertiefung und Läuterung des religiösen Glaubens führte, bewog sie andere zur Abwendung von jeder offenbarten Religion und begründete einen auf dem reinen Menschenthum der classischen Vorzeit fußenden Rationalismus. Je nach ihrer Geisteskraft und ihrem Charakter stellten sich die Vertreter dieser Richtung theils auf den Standpunkt vermittelnder Begütigung, um zwischen der heiteren Schönheit der antiken Welt und dem demüthig sich unterwerfenden Christenglauben

ein Compromiß zu schließen; theils negirten sie jegliche Offenbarung und suchten ihre Ruhe im Bewußtsein innigsten Zusammenhangs mit der Natur und den in ihr waltenden ewigen Kräften. Einzelne aber verzichteten auf jede Erforschung der Wahrheit und betrachteten die ganze Welt wie einen Faschingsscherz, bei dem es besser wäre, mitzulachen und mitzutollen, um nicht bei nüchternen Sinnen die Armseligkeit des ganzen Treibens schaudernd zu erkennen.

Der großen und stets mächtigen Partei der Obscuranten gegenüber standen damals in verschiedenen und unter einander oft feindlichen Lagern die freisinnigen Katholiken, welche an der ererbten Religion festhielten, ohne sich gegen die neuen Ergebnisse der philologischen Forschung abwehrend zu verhalten, ferner jene, welche, wie die Königin von Navarra und ihre Freunde, eine tiefgreifende Reinigung des christlichen Glaubens erstrebten, ohne den Bau der Kirche erschüttern zu wollen. Neben ihnen standen die Protestanten, — Lutheraner, Zwinglianer und Calvinisten, — die Mystiker der verschiedensten Richtung, dann aber auch die Freidenker und Libertiner, die vom kühlen Rationalismus bis zur Leugnung jeder göttlichen Kraft gingen und jede Religion verwarfen.

Diese Verschiedenheit der Ansichten findet sich zu allen Zeiten. Im 16. Jahrhundert aber bekämpften die Parteien einander mit der wildesten Leidenschaftlichkeit, und es mußten zwei Jahrhunderte vergehen, bevor man die Lehre der Toleranz mit Erfolg öffentlich vertheidigen konnte. Auch heute ist sie noch keineswegs zum allgemein giltigen Gesetz geworden. Im Zeitalter der Reformation aber war die Zahl ihrer Bekenner verschwindend klein.

Calvin, der einen Servet verbrannte, tobte in leidenschaftlichem Eifer gegen die Freidenker, die man damals mit dem Namen Libertiner bezeichnete. Dieser Name umfaßte jedoch verschiedene Richtungen, denn man verstand unter ihm nicht

allein die Männer, welche sich gegen jeden Kirchenglauben ablehnend verhielten, sondern auch jene Patrioten, welche in Genf die alte Freiheit gegen den Druck Calvins und seiner Genossen vertheidigten. Ebenso bezeichnete man die Mystiker des Quietismus, die wie Quintin und Pocquet die Hingabe an den Willen Gottes ohne irgend welche eigene persönliche Thätigkeit empfahlen, mit demselben Namen, und vielleicht nicht ohne feindliche Absicht.

Die französischen Freidenker wurden von Calvin in einer besonderen Schrift angegriffen. Er betitelte dieselbe: „Über das Ärgerniß, durch das heute viele von der reinen Lehre des Evangeliums abgeschreckt, einige ihr sogar ganz entfremdet werden.“[109]) Darin sprach er, wie nur der fanatischste Inquisitor es thun konnte. Er nannte die Freidenker Schüler des Lucian und Epikur und behauptete, das Licht des Evangeliums sei bei ihnen zu einem Feuer geworden, das die Bande der Gottesfurcht und Zucht versengt habe. Sie verspotteten die Thorheiten der Katholiken, seien aber selbst nicht einmal werth, von den Papisten wieder aufgenommen zu werden. Er unterschied dabei jene Männer, die wie Servet, Dolet und andere das Evangelium immer verachtet hätten und bis zu Blasphemien und zur Leugnung der unsterblichen Seele herabgesunken wären, von anderen Verirrten, die wie Rabelais und Des Periers zuerst evangelisch gesinnt gewesen, dann aber abgefallen wären und das Heiligste verspottet hätten.

Von den Männern, die Calvin namentlich verdammt, waren alle, bis auf Servet, in mehr oder weniger lebhaftem Verkehr mit Margarethe. Der Hauptsitz dieses Rationalismus war damals Lyon, das noch eine hervorragende Bedeutung für das geistige und literarische Leben Frankreichs behauptete. Erst später wußte Paris alle Bestrebungen auf dem geistigen Gebiet in seinen Mauern zu concentriren. Im 16. Jahrhundert vermittelte Lyon den geistigen Verkehr mit Italien,

so wie es Straßburg und Basel mit Deutschland thaten. In Lyon konnte man damals von einer Dichterschule reden; viele Gelehrte hatten ihren Sitz daselbst, und berühmte Buchdruckereien arbeiteten im Verein mit ihnen, um den Ruf der Stadt in der wissenschaftlichen Welt weithin zu tragen. Rabelais lebte hier von 1532—34 als Arzt am Hospital und kam auch später noch dahin zurück. Seine und Marots Werke wurden hier verlegt. Der bedeutendste Buchdrucker Lyons war ein Deutscher, Sebastian Greyff aus Reutlingen, und neben ihm arbeitete eine Zeitlang mit Erfolg Stephan Dolet, der wie Aldus in Venedig und Stephanus in Paris Drucker und Gelehrter zugleich war.

Stephan (Etienne) Dolet war zu Orleans im Jahre 1509 geboren, studirte von 1521 bis 1526 in Paris und ging dann nach Italien, wo er sich drei Jahre in Padua, später als Secretär des französischen Gesandten, des Cardinals Johann du Bellay-Langey, ein Jahr in Venedig aufhielt und sich zu einem der kenntnißreichsten Latinisten ausbildete. Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland entschloß er sich zum Studium der Rechtswissenschaft und ging darum nach Toulouse, um die dortige hohe Schule zu besuchen. Die Wahl dieses Ortes war ein Mißgriff. Toulouse war zu allen Zeiten eine Stätte des Fanatismus, und in den aufgeregten Zeiten der Reformation glühte der Haß gegen die Ketzer mehr als je in den Bewohnern der großen Stadt. Dolet aber hatte in Italien nicht allein gelernt sich für Cicero zu begeistern und lateinische Gedichte zu fertigen, er war offenbar auch in eine neue Welt von Ideen gedrungen, hatte die Philosophie des Lucrez erfaßt und schwärmte für Gedankenfreiheit. In Toulouse mußte er somit anstoßen, zumal ihn die Studenten der französischen Corporation zu ihrem Redner erwählten. Das Parlament von Toulouse hatte die Schließung aller studentischen Vereine verfügt, und die jungen Leute wollten sich trotz dieses Verbots ver-

sammeln. Dolet protestirte bei einer Zusammenkunft in heftiger Rede gegen die Willkürmaßregel des Parlaments und das barbarische Toulouse überhaupt. (9. October 1532.) „Wer nicht in der Verbannung im fernsten Erdtheil wohnt," rief er zürnend, „weiß, daß das Rechtsstudium eine Menge Jünglinge und Männer aus den verschiedensten und fernsten Ländern nach Toulouse zu kommen veranlaßt. Sie reißen sich aus der Umarmung ihrer Lieben, um sich hier fremden Gesichtern gegenüber zu sehen; sie vertauschen die Heimath mit der Fremde, den Umgang gesitteter Menschen mit dem Leben unter Barbaren. Denn in der That, warum soll ich zögern, Leute als Barbaren zu brandmarken, welche die ursprüngliche Wildheit dem freien Gedanken vorziehen, der uns doch erst zu Menschen macht? Kurz, alle diese Studirenden haben ihre Freunde verlassen und sind zu Feinden gekommen; sollten darum die unsterblichen Götter sowie die Menschen verbieten, daß sich in ihrer Vaterlandsliebe Franzosen zu Franzosen, Italiener zu Italienern, Spanier zu Spaniern gesellen? Sie hätten nicht das Recht sich zu vereinigen, sich zu lieben, ein Ganzes zu bilden?" . . . „In welchem Lande sind wir? Bei welchem Volke leben wir? Ist die Rohheit der Scythen, die Barbarei der Geten über diese Stadt hereingebrochen, da ihre Bewohner — eine wahre Pest — den heiligen Gedanken hassen, verfolgen und ächten?"

Dolet betonte immer wieder den freien Gedanken, den er dem stumpfen Sinn der Stadt gegenüberstellte. In einer zweiten Rede sprach er noch kühner. „Je höher man sich durch Geist und Herz, Einsicht und Wissenschaft über das Gewöhnliche erhebt, um so lauter schreit der Pöbel über Lutherthum. Toulouse benutzt in seiner Wuth diese Gelegenheit, um seinem Haß gegen die Gelehrten genüge zu thun. Wieviel berühmten Männern der Wissenschaft hat es nicht schon nach dem Leben getrachtet! Auch ich sehe schon die Angeber

dieser Stadt die Zähne gegen mich fletschen, ich höre schon ihre wilden Drohungen; ich ahne sie, fühle sie in meiner Nähe, wie sie im Dunkel an meiner Verbannung oder meinem Tod arbeiten!“

Dolet sprach hier, als ob er sein Ende vorausgesehen hätte, und das Bewußtsein der Gefahr riß ihn zu immer größerer Kühnheit fort. Er spottete des plumpen Aberglaubens der Bewohner von Toulouse, die am Sanct Georgstag neunmal im Galopp um den Thurm der Kirche ritten, an bestimmten Tagen ein Kreuz in die Garonne tauchten, um die Heftigkeit des Stroms zu bekämpfen, und bei großer Trockenheit Bilder von Heiligen — Götzen aus verfaultem Holz — durch die Stadt trügen. Dann erinnerte er an den Tod des jungen Professors, Johann von Caturce, der im Juni 1532 als Ketzer in Toulouse den Scheiterhaufen bestiegen hatte, um in erregten Worten den religiösen Fanatismus zu brandmarken.

Was er selbst vorausgesehen hatte, geschah. Er wurde als Ketzer und Teufelsanhänger denuncirt und im Frühling 1533 verhaftet. Da er aber in dem Bischof von Rieux, Johann Dupin, einen warmen Fürsprecher hatte, erhielt er nach einigen Tagen seine Freiheit wieder, verließ indessen die Stadt, in der er sich bedroht sah und zog nach Lyon. Krank und erschöpft kam er dort an. In einer Ode, die aus jener Zeit stammt, sprach er seine Sehnsucht nach der Grabesruhe aus. „Fürchte den Tod nicht; er wird dir gewähren, daß du nichts mehr empfindest, oder daß du glückselig wirst, wenn anders die Hoffnung auf Unsterblichkeit nicht eitel ist.“[110])

Dolet war jedoch eine zu thatkräftige Natur, um sich lange der Entmuthigung hinzugeben. Er verließ das Rechtsstudium, um sich wieder ganz den alten Classikern zu widmen. Eine Zeit lang scheint er bei Gryphius als Corrector gearbeitet zu haben. Im Jahre 1536 veröffentlichte er

den ersten Band seiner groß angelegten Commentàrii linguae latinae, welchen er einen Brief an König Franz vorausschickte. Bald jedoch sah er sich genöthigt, in einer anderen Angelegenheit an den König zu appelliren. In der Sylvesternacht 1536 wurde er von einem feigen Gegner überfallen und tödtete diesen im Zweikampf. Um sich der Verhaftung zu entziehen, floh er von Lyon und eilte zum König nach Paris. In einem seiner lateinischen Gedichte erzählt er, wie ihn dieser freundlich aufnahm, sich den Fall erzählen ließ und ihm Straflosigkeit zusicherte. Die Pariser Freunde vereinigten sich daraufhin zu einem Bankett, um ihn zu feiern. Budé, Danès, Toussain, Bourbon, Marot, Rabelais u. a. verbrachten dabei mit Dolet ein paar Stunden heiteren und anregenden Verkehrs. Ein Jahr später erhielt Dolet ein königliches Privilegium auf zehn Jahre, das ihn ermächtigte, eine Druckerei in Lyon zu führen. Mit erstaunlicher Thätigkeit widmete er sich nun gleichzeitig der Leitung dieser neuen Unternehmung, mit der er eine Buchhandlung verband, und seinen philologischen Arbeiten. Bald erschien der zweite Theil seiner Commentarien, seine lateinischen Gedichte, eine Geschichte des Königs Franz in lateinischer und französischer Sprache. Daneben druckte er eine Reihe bedeutender Werke, u. a. 1542 Rabelais' „Gargantua und Pantagruel", sowie Marots Gedichte.

Doch es war ihm nicht gegeben, in Frieden zu leben. Er wurde dem Inquisitionstribunal in Lyon denuncirt, und unter anderem auch des Frevels beschuldigt, an einem Fasttag Fleisch genossen zu haben. Das Urtheil ließ nicht auf sich warten. Anfangs Oktober 1542 wurde er als Ketzer der weltlichen Justiz zur weiteren Behandlung — d. h. zur Hinrichtung — übergeben. Aufs neue wandte er sich an den König, und dieser sandte auch nach einiger Zeit den Befehl, den Verhafteten frei zu lassen. Der Bischof von Tulle, Du Chastel, hatte sich Dolets warm angenommen.

Doch selbst das Wort des Königs brachte dem Gefangenen die Freiheit nicht. Dieser schmachtete noch mehrere Monate länger — im ganzen fünfzehn Monate — im Kerker. Wie groß muß die Erbitterung gegen ihn gewesen sein, daß man selbst des Königs Willen mißachtete! Schon vorher hatte das Pariser Parlament eine Reihe von Werken, die von Dolet theils verfaßt, theils gedruckt waren, durch Henkershand verbrennen lassen. Unter ihnen befanden sich seine Epigramme, seine Geschichte des Königs Franz, deren lateinischer Titel Francisci Valesii Gallorum regis Fata als Anzeichen fatalistischer Gesinnung Anstoß erregt hatte. Außerdem wurden Andachtsbücher, eine Genfer Ausgabe der Bibel, Schriften von Lefèvre, Melanchthon, Erasmus und Calvin verbrannt. Dolet war der Sorbonne und ihren Anhängern besonders verhaßt. Er war ein Freidenker, der auch Calvins Lehre verwarf, dabei aber viele in Frankreich mißliebige oder gar verbotene Bücher einführte. Schon in den ersten Tagen des neuen Jahres 1544 erfolgte seine abermalige Verhaftung. An den Thoren von Paris hatte man zwei Ballen verbotener Bücher angehalten, die an Dolet adressirt waren und eingeschmuggelt werden sollten. Dolet behauptete später, seine Feinde hätten diesen gemeinen Streich ausgesonnen, um ihn zu verderben. Denn er sei doch zu vorsichtig, um seinen Namen auf solche Sendung zu setzen. Allein konnte er es beweisen? Sicherer war es jedenfalls, sich dem Gericht zu entziehen. Am dritten Tag nach seiner Verhaftung gelang es ihm, seine Kerkermeister zu täuschen und zu entfliehen. Er entkam nach Piemont und verfaßte dort sein Gedicht: „Die zweite Hölle" (Le second Enfer). Ein früheres Gedicht „Die Hölle", das wohl seine erste Haft schilderte, hat er nie veröffentlicht. Die „Zweite Hölle" enthält neun poetische Episteln. Wiederum wandte er sich an den König, auf dessen Hilfe die Dichter und Gelehrten immer zuerst ihre Hoffnung richteten, wenn sie sich bedrängt

fühlten, und die ihnen auch selten und nur in Fällen religiöser Verfolgung, versagt blieb. König Franz hat manches verschuldet, und so sei auch auf seine Verdienste hingewiesen. Er stand geistig doch hoch über den meisten seiner Rathgeber und Beamten, war einer der Männer, welche den Werth des Wissens, den Adel der Kunst am besten würdigten.

In seiner Epistel erzählte Dolet dem König, wie er es angefangen hatte, um die Wächter zu täuschen. Er hatte ihnen vom guten Wein gesprochen, den er in seinem Keller habe und den er mit ihnen theilen wolle; hatte sie auch wirklich dazu vermocht ihn nach Haus zu begleiten, ihnen aber beim Eintritt die schwere Hausthür vor der Nase zugeschlagen, und war dann durch ein Hinterpförtchen entschlüpft. Dolet wollte bei diesem Gedicht wohl den Stil Marots nachahmen, der den König durch seine humorvollen Berichte so oft zum Lächeln und damit auch zum Verzeihen gebracht hatte. Allein die leichte Scherzrede gelang ihm nicht so gut. Sie war seinem Charakter und leidenschaftlichen Gemüth nicht angemessen, und die andern Gedichte der „Hölle", die einen ernsten Ton anschlagen, gelangen ihm zum Theil besser. Sie waren u. a. an den Herzog von Orleans, den Cardinal von Lothringen, die Herzogin von Etampes, eins auch an die Königin von Navarra, „die einzige Minerva Frankreichs" gerichtet. Er bittet um Schonung, betheuert seine Unschuld und ruft, daß er leben wolle, leben zur Ehre Frankreichs und des französischen Namens. „Vivre je veux", wiederholt er erregt, so wie Chenier Jahrhunderte später eine junge Gefangene angesichts der Guillotine das verzweifelte „Je ne veux point mourir encore" flehen läßt. Den gestrengen Herren des Parlaments aber stellt er die Frage, was man von ihm wolle? ob er ein Teufel, ein Verräther, ein Räuber oder Dieb sei? ob er Gott gelästert oder den König geschmäht habe? Er erinnerte das Parlament an den Ruf, den

er sich auch im Ausland durch seine Arbeiten erworben habe. Welchen Gewinn werde man haben, wenn man ihn gehängt oder verbrannt habe? und er fragt weiter, ob denn ein Menschenleben so wenig Werth habe, daß man es leichthin vernichten dürfe, wie das einer Fliege oder eines Wurms?[111])

Aber das 16. Jahrhundert dachte wirklich so gering von den Menschen, daß es sie ohne Zögern für ein Weniges opferte, und Dolet erreichte mit seinem Gedicht nur, daß er seine Richter noch mehr erbitterte.

Heiße Sehnsucht nach dem Vaterland, nach der jungen Gattin und dem Söhnchen, das sie ihm geboren, sowie der Wunsch nach der gewohnten Beschäftigung trieben den unglücklichen Mann bald wieder nach Lyon zurück.

Er rechnete auf den Erfolg seines Gedichts an den König, und ohne dessen Bescheid abzuwarten, kehrte er in der Stille heim. Allein kaum war er dort, als er auch entdeckt, ergriffen und nach Paris in die Conciergerie gebracht wurde. Ein Gedicht, das er gerade damals veröffentlicht hatte, das zum Lesen der Bibel ermahnte und von der Sorbonne verdammt wurde, stimmte seine Feinde nicht milder. Sein Schicksal war entschieden. Die Anklage gründete sich hauptsächlich auf seine Uebersetzung des griechischen Dialogs „Axioches", der damals irrthümlich Plato zugeschrieben wurde. Sokrates führt darin aus, daß der Tod keine Schrecken habe, denn den Lebenden sei er fern, die Todten aber seien nicht mehr. „Nach dem Tod bist du nicht mehr," heißt es im griechischen Text, und Dolet hatte übersetzt „bist du gar nichts mehr" („plus rien du tout"). Das galt als ein hinreichender Beweis für seine atheistische Gesinnung, seine gegen die Unsterblichkeit gerichtete Überzeugung — und das Parlament verurtheilte ihn daraufhin zum Tode! Er sollte zuerst die Tortur erleiden, dann gehängt, seine Leiche sammt seinen Büchern öffentlich verbrannt werden. Daß man ihm nicht zuvor die Zunge ausschnitt und ihn

lebendigen Leibes verbrannte, galt als eine Gnade. Aber auch diese wurde ihm nur zu theil, weil er sich dazu verstand, ein kurzes Sündenbekenntniß auf dem Richtplatz zu sagen. Im Kerker hatte er noch ein letztes Gedicht niedergeschrieben, um sich zu stärken und zur Festigkeit zu ermahnen:

Sei stark mein Herz, sei fest mein Geist,
Daß deutlich sich dein Muth erweist.
Ein edler Kämpfer hält sich brav
Bis zu dem ew'gen Todesschlaf.[112)]

Am 3. August 1546, seinem Geburtstag, wurde er auf dem Platz Maubert hingerichtet. In ihm fiel eins der edelsten Opfer des Fanatismus. Dolet hatte offenbar mehr noch durch sein Leben und seine Worte, als durch seine Schriften den Haß der Obscuranten gereizt. Man würde ihn heute als einen Deisten bezeichnen, der von den überlieferten Religionen sich abwendet und deren Dogma bekämpft, ohne jedoch in die reine Negation zu verfallen. Bezeichnend für seine Richtung war sein Buch „Cato christianus“, in dem er den Versuch machte, die christliche Lehre mit der alten Philosophie zu vereinen.

Königin Margarethe wird nur wenig in der Geschichte seines Lebens genannt. Daß sie ihn kannte, ist kein Zweifel, und was er von ihr dachte, zeigt die Epistel an sie in der „Zweiten Hölle.“ In der Sammlung seiner lateinischen Gedichte findet sich zudem eine begeisterte Ode an sie. Die Göttin Pallas, heißt es darin, fürchtete, daß ihre Freunde in Frankreich von den Gegnern der Bildung und vom Pöbel Schlimmes zu erdulden hätten, und sie entsandte Dich, um sie gegen die Gewaltthat der unwissenden Menge und die Drohungen der wüthenden Feinde zu beschirmen . . . Mögen die Bösen vor Zorn vergehen, sie, die es nicht ertragen können, daß Dein Name berühmt ist. Doch jene, welche Du bisher immer und überall unter Deinen

Schutz genommen hast, werden Dich der bewundernden Nachwelt mit hohem Lobe preisen."[113])

Das klingt fast wie ein Dank, und es ist wohl möglich, daß Margarethe auch für ihn einmal mit Erfolg eingetreten ist. Das erwähnte Gedicht ist im Jahre 1538 gedruckt worden. Aber in der trüben Zeit der Verfolgung, die in den folgenden Jahren über die Protestanten hereinbrach, war sie selbst machtlos, und Dolet verfiel seinem furchtbaren Geschick. Jedenfalls schätzte ihn der Freundeskreis von Bearn sehr hoch. Sainte-Marthe gab dieser Verehrung in seinem Gedicht „Elégie du Tempé de France" beredten Ausdruck. Ohne ihn, heißt es darin, gäbe es keine Beredsamkeit in Frankreich. Zuerst seien Demosthenes und Cicero deren Meister gewesen, dann sei diese Kunst zu den Germanen gewandert, wo Erasmus wohnte, dann nach Italien zu Bembo und Sadolet. Vor kurzem aber habe Dolet sie dort geraubt und nach Frankreich gebracht.

Befreundet mit dem kühnen Gelehrten von Lyon und wie er mit grausamem Tode bedroht, fand Bonaventura des Periers Jahrelang bei der Königin von Navarra Schutz und Unterstützung, obwohl er in seinen Meinungen weiter ging, als selbst Dolet, ja eigentlich im Gegensatz zu Margarethen stand. Er stammte aus dem Städtchen Arnay-le-Duc in Burgund und war gegen Ende des 15. Jahrhunderts geboren. In Lyon, wo er einen großen Theil seines Lebens verbrachte, schloß er mit Rabelais, Dolet und Marot Freundschaft und wurde auch wohl durch sie der Königin Margarethe, die mehrmals zu längerem Aufenthalt nach Lyon kam, bekannt. Man rühmte sein Wissen, besonders seine Kenntniß orientalischer Sprachen, die ihn in Verbindung mit Olivetanus brachte. Er betheiligte sich an dessen Bibelübersetzung (1535), für die er einzelne Abschnitte des Alten und Neuen Testaments übertrug. Offenbar gehörte er damals

zur Partei der entschiedenen Reformfreunde, doch wandte er sich mit der Zeit mehr und mehr von ihnen ab. Er haßte die katholische Orthodoxie, aber die steigende calvinistische Strenge war ihm nicht minder zuwider, und wie sein Freund Dolet wurde auch er ein Gegner jeder offenbarten Religion. Lucrez wurde sein Lehrer, und dessen materialistische Philosophie erfüllte auch ihn. Bevor jedoch diese Wandlung bei ihm eintrat, war er schon von Margarethe in die Liste ihrer „Kammerdiener" aufgenommen worden. Er sagt einmal, daß er die Königin erst nach dem Erscheinen des „Miroir" habe kennen lernen, und da dieses Buch im Jahre 1531 erschien, kann man Des Periers' Eintritt in den Kreis Margarethens ins Jahr 1532 oder 1533 setzen. Der neue Kammerdiener war ein geübter Lautenspieler, ein heiterer Erzähler, ein vortrefflicher Gesellschafter.

Am Hof der Königin Margarethe ging es nicht immer ernsthaft zu, wie man vielleicht glauben möchte. Die Königin selbst war von Natur heiteren Gemüths, und wo ein Marot gern gesehen war und sich wohl fühlte, herrschte gewiß oft fröhliches Treiben. Auch Des Periers war da am Platz. Wir können uns vorstellen, wie er im Kreise der Gesellschaft zur Laute sang, seine Gedichte vortrug oder derbe Scherze vorbrachte und durch ausgelassene Geschichten lautes Lachen erweckte. Eine Sammlung solcher Novelletten wurde nach seinem Tod aus seinem Nachlaß veröffentlicht. Sie sind in der Art der Erzählungen Boccaccios gehalten, die damals als Muster galten.

Doch darf man Des Periers deshalb nicht als gewöhnlichen Lebemann betrachten. Er hat angestrengt gearbeitet. Man hat mehrere Übersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen von ihm, und wie Marot dichtete er Episteln, Lieder, Rondeaux und Epigramme. Er nannte sich selbst öfters einen Dädalus, der nach der Sonne strebte, nach Wahrheit

dürstete. Der hohe Flug, der dem Lichte zuführt, galt ihm für besser als das Leben in dem „harten irdischen Nest.“ Diese Richtung erwarb ihm wohl hauptsächlich Margarethens Sympathie, und ihre Freundschaft blieb ihm auch bewahrt, als 1537 sein kleines Werk „Cymbalum Mundi“ anonym erschien. Selten hat ein Schriftchen solche Erbitterung erweckt, wie dieses, das scheinbar nur einige nichtssagende possenhafte Scenen enthält. Lucian hat vielleicht mit seinem Spott über die armselige Götterwelt des Olympus den wenigen aufrichtigen Verehrern des Zeus, die es zu seiner Zeit noch gab; nicht so viel Ärgerniß gegeben, wie Des Periers den Gläubigen unter seinen Zeitgenossen. Nur Voltaire mag noch ähnlichen Sturm gegen sich erweckt haben. Das „Cymbalum Mundi“ enthält vier Dialoge, die dem einfachen Leser sehr langweilig und witzlos, wenn nicht unverständlich erscheinen. Das 16. Jahrhundert liebte es, seine Ideen in räthselhafte Formen, schwer verständliche Allegorien zu kleiden und fand andererseits ein Vergnügen daran, seinen Scharfsinn durch die Lösung solcher Aufgaben zu beweisen. Schon der Titel „Weltglocke“ bedarf der Erklärung. Cymbalum war die Bezeichnung der Klosterglocke, welche die Mönche weckte und zum Gebet berief. Einen ähnlichen Dienst sollte Des Periers' Schriftchen leisten, indem es die Zweifler und Ungläubigen zum Widerstand aufrief. Aber noch andere versteckte Anspielungen schienen sich in diesem Titel zu verstecken. Das Wort Cymbalum erinnert in seinem Klang an das Wort Symbolum, und vielleicht sollten die Dialoge wie ein Symbol der neuen Weltanschauung werden. Andere noch ferner liegende Erklärungen brauchen hier nicht erwähnt zu werden.

Sich zu schützen, schickte Des Periers eine Widmung voraus. Unter dem Namen Thomas du Clevier schreibt er seinem Freund Petrus Tryocan, er habe einige Jahre zuvor vier poetische Dialoge in einer Klosterbibliothek gefunden

und sie ins Französische übersetzt. In einer Klosterbibliothek kann man doch nur fromme Schriften aufbewahren, wird der einfache Leser denken. Aber auch das ist natürlich ein Scherz. Erst in neuerer Zeit hat man entdeckt, daß du Clevier nur ein Anagramm für „Incrédule“, Thomas du Clevier also der ungläubige Thomas ist, denn daß ein v statt eines n gesetzt ist, geschah wohl nur, um die Sorbonne zu täuschen. Der Name des Freundes, Tryocan, läßt sich ebenso in „Croyant“ umstellen und repräsentirt den Apostel Petrus oder dessen Stellvertreter, den Papst. In den Dialogen selbst tritt Mercur auf, der mit Aufträgen aus dem Olymp zur Erde geschickt worden ist und u. a. das „Buch des Zeus“, das Schicksalsbuch, das ganz zerfetzt ist, neu binden lassen soll. Er kehrt in einer Schenke ein, wo ihm zwei Gauner — die einen Inquisitor und einen Richter vorstellen — das Buch, unter dem man die Bibel zu verstehen hat, stehlen. Im folgenden Dialog discutiren Mercur, Rhetulus (Anagramm von Lutherus), Cubercus (Bucerus) und Drarig, unter dem manche Erasmus, manche ein Mitglied der Sorbonne erkennen wollen, über den Stein der Weisen. Mercur hat ihn zu Pulver zerstoßen und dasselbe zerstreut. Die Gelehrten wühlen darum im Staub, um die einzelnen Theilchen zu suchen. Aber diese gleichen einander gar sehr und sind schwer zu finden. Ein Spötter, Trigabus (qui gabe, se moque de tout), der wohl den Verfasser selbst vorstellt, wendet sich an Mercur: „Potzblitz, du hast unsern Schöpsen, den Philosophen, tüchtige Arbeit gegeben!“ worüber der Götterbote wohlgefällig lacht. Der Stein der Weisen bedeutet, man braucht es kaum zu sagen, die echte Religion, die Wahrheit. Wir finden hier denselben Gedanken, nur in satirisch possenhafter Form, der schon früher aus dem Orient in die Fabliaux übergegangen war, und den Lessing später in seinem „Nathan“ in so edler Weise behandelt. In der Geschichte der drei Ringe heißt es, daß der rechte Glaube so unerweislich

sei, wie der echte Ring. Bei Des Periers ist der Stein der Weisen selbst in seinen Atomen nicht mehr zu finden.

Der dritte Dialog des „Cymbalum“ führt auf den Olymp, wo Mercur entdeckt, daß ihm das Schicksalsbuch gestohlen worden ist. Die Gauner haben dasselbe einstweilen benutzt, um durch allerlei Weissagungen ihr Glück zu machen. Die vierte Abtheilung enthält den Dialog zweier Hunde, Pamphagus und Hylactor (des Fressers und des Kläffers). Beide sind höchlichst unzufrieden, aber während Hylactor heftig ist, bleibt der andere vorsichtig und ermahnt, zur Jagd zurückzukehren, „mit offenem Maul und heraushängender Zunge, um glauben zu machen, sie seien gerannt.“ Unter dem heftigen Hund will man Dolet, unter dem „Fresser“ Rabelais erkennen. Letzterer wurde von seinen Freunden scherzweise und in freundlichem Sinne so genannt, als unersättlich in seinem Wissensdurst; später aber verstand man das Wort nicht mehr und legte es zum Nachtheil des Humoristen aus. Wir können hier nicht weiter auf die Erklärung der Dialoge eingehen. Wenn man weiß, daß Mercur die Person Jesu vorstellt, so wird man auch die anderen Anspielungen und absichtlich dunkel gehaltenen Stellen verstehen oder ihren Sinn ahnen. Die scheinbar einfachsten Äußerungen enthalten oft einen kühnen, die Lehren der verschiedenen christlichen Religionen verhöhnenden Sinn. Denn auch der Protestantismus erhält sein Theil.

Indem Des Periers seine Satire in das Gewand einer unschuldigen Posse kleidete, schrieb er eigentlich nur für Eingeweihte. Aber seine wahre Meinung wurde doch auch von den Fernstehenden, und vielleicht zuerst von den lauernden Feinden erkannt. Er hatte sich somit allen Gefahren ausgesetzt, von welchen ein Religionsspötter bedroht war, und doch nicht die Genugthuung, seine Ansichten mit männlichem Muth offen ausgesprochen zu haben.

Die Entrüstung über das „Cymbalum Mundi“ war groß. Der Drucker Johann Morin in Paris wurde verhaftet und verrieth auf der Folter den Namen des Verfassers. Im Mai 1538 verfügte das Parlament die Vernichtung des Buchs, das öffentlich verbrannt wurde. Aber ein Exemplar entkam dem Auto da fé und befindet sich heute in der Versailler Bibliothek. Des Periers, der sich am Hof Margarethens zu Nerac aufhielt, war dort nicht mehr sicher. Denn selbst seine Gönnerin wurde wegen des Schutzes, den sie ihm lieh, angefeindet. Wer ihre Denkweise und ihren milden frommen Sinn kennt, zweifelt keinen Augenblick, daß sie selbst von der Satire des Cymbalum peinlich berührt war. Deshalb war sie aber nicht gewillt, den Dichter ins Unglück zu stoßen. An ihrem Hof konnte Des Periers freilich nicht bleiben, denn einem Auslieferungsbefehl hätte sie auf die Dauer nicht widerstehen können. So wurde sein Name aus der Liste ihrer Kammerdiener gestrichen. Er selbst verließ Nerac, trieb sich unerkannt im Land herum, und ließ sich, als der Sturm vorüber war, wieder zu Lyon nieder, wo er sich durch Unterricht seinen Unterhalt erwarb. Margarethens strenge Maßregel gegen ihn war aber mehr scheinbar gewesen. Sie hatte ihn entlassen, entzog ihm aber ihre Unterstützung nicht. Es scheint, daß sie ihm in der Stille seinen Gehalt fortwährend ausbezahlen ließ, denn aus dem Jahr 1541 hat sich ein offizieller Zahlungsauftrag an den Generaleinnehmer der Königin zu Alençon erhalten, der dahin lautet, daß dem Bonaventura Des Periers die Summe von 110 Livres als Betrag seines Gehalts übergeben werde. Sein Name sei bei der Aufstellung des Voranschlags für dieses Jahr vergessen worden. Des Periers hat die Königin auch später immer wieder in Prosa wie im Gedicht gefeiert, sie um „ein blühend Wort unübertroffener Milde“ (un mot flory de grace non pareille) gebeten, und sich für einen der Ihren erklärt.

Trotz der Verurtheilung des Buchs und der Folgen, die es für seinen Verfasser gehabt hatte, dauerte es nicht lange und es erschien eine zweite Auflage, allerdings mit falscher Angabe des Druckers. Des Periers trotzte dem Zorn der Gegner. Die Sorbonne beeilte sich nun auch ihr Verdammungsurtheil zu sprechen. Sie erklärte das Cymbalum für verderblich und befahl es zu vernichten. Doch schränkte sie ihr Verdammungsurtheil dadurch ein, daß sie anerkannte, das Werk enthalte keine falschen Glaubenslehren. Religionsspötter mit ihrer absoluten Negation waren der Facultät nicht so zuwider, wie fromm gläubige Protestanten, die ihrer Macht gefährlicher werden konnten. Vielleicht verdankte es Des Periers dieser Ansicht, daß er persönlich ungefährdet blieb. Die neue Ausgabe des Cymbalum erlitt freilich das Schicksal der ersten und wurde bis auf wenige Exemplare zerstört.

Des Periers starb durch eigene Hand in der ersten Hälfte des Jahres 1544. Im August dieses Jahres veröffentlichte Dumoulin bereits eine Sammlung der Werke seines verstorbenen Freundes. Des Periers hatte sich erstochen, aber die Gründe, welche ihn dazu trieben, sind unbekannt. Der gelehrte Henricus Stephanus sagt, es sei ungewiß, ob er sich in einem Fieberanfall oder aus Verzweiflung getödtet habe. Da die letztere Annahme nicht ausgeschlossen ist, erhebt sich die Frage, ob sich der Dichter nachträglich doch von gerichtlicher Verfolgung bedroht sah und den Feuertod fürchtete, oder ob ihn sein Skepticismus zur Weltverachtung führte und er sich aus Lebensüberdruß tödtete. Wir haben keine Antwort auf diese Fragen und glauben nur, daß man irren würde, wollte man in Des Periers einen Vorläufer der modernen Bekenner des Weltschmerzes sehen. Charaktere und Anschauungen einer späteren Zeit auf vergangene Epochen zu übertragen, ist immer mißlich. Des Periers gehörte jedenfalls zu den Opfern der gewaltigen Revolution im 16. Jahrhundert, aber wir

können ihn nicht zu den kraftvollen Geistern, nicht zu den Männern rechnen, die durch ihre aufopfernde und befreiende Arbeit die neue Zeit heraufführten. Er war viel eher ein Schüler Epicurs. Philosophen dieser Richtung aber verlieren im Wirbelsturm welterschütternder Umwälzungen nur zu leicht ihren Halt.

In einer Besprechung der geistigen Bewegung in Frankreich während der Reformationszeit den genialsten der modernen Satiriker zu übergehen, ist unmöglich. Rabelais gehört um so mehr hierher, als auch er der Königin Margarethe huldigte. Nach ihrem Tode veröffentlichte er das dritte Buch seines „Gargantua und Pantagruel.“ (1552.) Zum ersten Male nannte er sich darin als Verfasser, stellte sich aber gewissermaßen unter den Schutz der verewigten Fürstin, deren Manen er sein Werk widmete. In der aufgeregten Zeit war das freilich eine Gefahr mehr, denn Rabelais zeigte damit offen, zu welcher Seite er hielt.

Es ist hier nicht der Platz, den merkwürdigen Mann eingehend zu behandeln. Rabelais war so vielseitig, daß er jedem, der ihm näher tritt, ein anderes Gesicht zeigt und dadurch eine volle Würdigung sehr erschwert. Wir betrachten ihn nur als Spötter und freidenkenden Mann, der im Kampf der Meinungen sein Wort mitsprach, obgleich er es ins Gewand des Scherzes kleidete. Als erfahrener Steuermann wußte er die Barke seines Lebens nicht allzuübel zu lenken. Er suchte sein Glück im Genuß wissenschaftlicher Forschung, fröhlich übermüthiger Fabelkunst, und die Weisheit im spottenden Scherz, in heiterer Geselligkeit. Männer wie er sind innerlicher und weichmüthiger, als man glaubt. Thut ihnen die Welt zu weh, so schließen sie die Augen und schaffen sich in ihrem Busen eine eigene Welt, die sie nach Gefallen leiten und nach ihren Einfällen in ergötzlicher Weise ausschmücken können.

Um seinen Namen hat sich eine ganze Legende gebildet, die aus ihm einen Schalksnarren und Vagabunden gemacht hat. Trotz seiner ketzerischen Anwandlungen sei er, meldet die Tradition, ungefährdet durchs Leben geschritten, denn seine Zecherlaune und seine lustigen Streiche hätten ihn als ungefährlich erscheinen lassen. Er sei ein gar wilder Mönch gewesen, und das Capitel von seinen Abenteuern ist umfangreich. Eines Tages habe er, so erzählt man, auf dem Marktplatz seines Städtchens fröhliche Bauern getroffen, welchen ein paar Geiger zum Tanz aufspielten. Da habe er sowohl Bauern wie Musikanten betrunken gemacht, und die Instrumente der letzteren als Trophäen beim Altar seines Klosters aufgehängt. Ein andermal habe er sich am Tage seines Schutzpatrons, des heiligen Franciscus, an die Stelle einer Statue desselben in der Kirche gestellt und die frommen Leute, die gekommen seien vor der Bildsäule des Heiligen ihre Andacht zu verrichten, durch fürchterliche Grimassen erschreckt.

„Le quart d'heure de Rabelais“ ist ein geflügeltes Wort, das noch heute im Gebrauch ist. Es bezeichnet den unerquicklichen Moment, in dem es nach genossenem Vergnügen ans Bezahlen gehen soll. Solcher Momente fanden sich viel im Leben des sagenhaften Rabelais. Das Wort aber soll bei folgender Gelegenheit entstanden sein. Auf einer Reise von Rom nach Paris fand er sich in Lyon ohne Mittel, seine Unterkunft zu bezahlen und seinen Weg fortzusetzen. Da verfiel er auf eine kühne Auskunft. In seinem Gasthof ließ er den Sohn seiner Wirthin zu sich heraufkommen und verfertigte in seiner Gegenwart einige Päckchen mit geheimnißvollem Pulver. Dann schrieb er auf das erste: „Gift für den König“, auf das zweite: „Gift für die Königin“. So viel Mitglieder die königliche Familie zählte, so viel Giftpackete wurden gemacht und etiquettirt. Dem Knaben empfahl er die sorgsamste Bewahrung des Geheimnisses und bewirkte damit natürlich, daß dieser es alsbald

seiner Mutter erzählte, diese zur Polizei eilte, und Rabelais in kürzester Zeit verhaftet war. Er erklärte nun, daß er dem König wichtige Mittheilungen zu machen habe, wurde auf ein gutes Pferd gesetzt und unter sicherer Escorte nach Paris gebracht. Vor den König geführt, schilderte er diesem die Verlegenheit, in der er sich zu Lyon befunden habe, zeigte, daß das gefährliche Pulver nichts weiter war, als etwas Holzasche, die er selbst ohne Bedenken schluckte, und erregte bei dem König solche Heiterkeit, daß er für alles Verzeihung fand. So berichtet die Fabel; denn die Unwahrheit der Geschichte liegt ja auf der Hand. Auch auf dem Todtenbette habe der Spötter seine frivolen Späße nicht lassen können. Aufgefordert, ein Testament zu machen, habe er erklärt: „Ich besitze nichts, habe viel Schulden, und den Rest vermache ich den Armen.“ Den Priester, der ihm das Abendmahl gebracht, habe er mit den Worten empfangen: „Ich glaube meinen Heiland beim Einzug in Jerusalem zu sehen, wie er von einem Esel getragen wird“, und seine letzten Worte seien gewesen: „Den Vorhang herab, die Posse ist ausgespielt“. Was da aber von Rabelais erzählt wird, ist viel älter als er. Das humoristische Testament findet sich schon in den Schriften des Erasmus erwähnt, und das bittere Wort in der Todesstunde ist doch nur eine Variante des Ausspruchs, den man dem Kaiser Augustus zuschreibt.

Wer da weiß, wie leicht sich solche Legenden in Frankreich selbst heute noch bilden, wird über die mitgetheilten Geschichten nicht erstaunt sein. Der Verfasser so vieler scherzhaften Erzählungen, der seinen Helden schließlich zum Orakel der „göttlichen Flasche“ schickt, der Schriftsteller, der sich in grotesken und obscönen Darstellungen gefällt und sie mit wahrem Behagen herbeizieht, auch wo es sein Stoff durchaus nicht verlangt, ein solcher Mann mußte in den Augen der Menge sehr bald die Figur eines Trinkers annehmen. Stand aber das einmal fest, so wurde er bald zum Helden vieler alten Anecdoten gemacht, und man

schrieb ihm Witzworte zu, die schon lange vor ihm die Welt belustigt hatten.

Der wahre Rabelais ist dadurch ein wenig in den Hintergrund gedrängt worden. Selbst über die wichtigsten Daten seines Lebens ist man im Zweifel. Er erblickte das Licht der Welt zu Chinon im Land Poitou, aber das Jahr seiner Geburt wird verschieden angegeben. Die Ueberlieferung sagt, Rabelais sei 1483 geboren, aber gegen diese Annahme streitet manche Nachricht aus seinem späteren Leben. So ist es z. B. sicher, daß er 1511 als Mönch ins Kloster trat, 1530 sich nach Montpellier zum Studium der Medicin begab und 1537 daselbst die Doktorwürde erwarb. Ist jene Angabe über sein Geburtsjahr richtig, so muß Rabelais bei seinem Eintritt in den Orden acht und zwanzig Jahre alt gewesen sein und mit dem sieben und vierzigsten Jahr das Studium der Medicin begonnen haben. Manche Biographen setzen daher seine Geburt um zehn bis zwölf Jahre später an, ohne indessen einen festen Anhaltspunkt für ihre Behauptung zu haben.

Von Rabelais' Jugend ist wenig bekannt. Er trat in den Orden der Franciskaner Bettelmönche ein und vertiefte sich in seinem Kloster zu Fontenoy-le-Comte in das Studium der hebräischen und griechischen Sprache, erregte aber damit den Zorn seiner Confratres, die ihn so lange peinigten, bis er bei einem alten Schulfreund, dem Bischof von Maillezais in Poitou Zuflucht fand (1523). Der Hof des Bischofs war ein kleiner Musensitz, wo man das Wiederaufleben der alten Sprachen mit Begeisterung begrüßte. Der Bischof erwirkte in Rom für seinen Freund die Erlaubniß, in den Benedictiner-Orden überzutreten. Aber Rabelais freute sich zu sehr der neugewonnenen Freiheit, als daß er sich sobald wieder in ein Kloster, und sei es auch bei den gelehrten Benedictinern, hätte einschließen wollen. In ziemlich vorgeschrittenem Alter begann er nun seine wahren Lehr- und Wanderjahre, welche ihn in die ver-

schiedensten Lebensverhältnisse brachten, ihm aber auch jene erstaunliche Vielseitigkeit und Menschenkenntniß gaben, die wir in seinen Schriften finden. Zunächst trat er als Secretär in den Dienst der Brüder du Bellay, ging dann nach Montpellier, wo er bei der medicinischen Facultät eingeschrieben wurde und bald selbst öffentliche Vorträge über Hippokrates und Galenos hielt. Später fand er eine Stellung als Arzt am Hospital zu Lyon, wo er auch in Verkehr mit Dolet, Des Periers u. a. trat. Aus dem Gelehrten wurde dann mit einem mal ein volksthümlicher Erzähler, der seinem leicht empfänglichen Publikum unterhaltende Märchen von Riesen und fabelhaften Ländern vortrug, und in dem bunten Gemisch seiner drolligen Geschichten Lehren tiefer Weisheit verbarg.

Mit seiner Geschichte von Gargantua und Pantagruel wurde er schnell populär, aber auch die Sorbonne wurde auf ihn aufmerksam, und darum benutzte er gern die Gelegenheit, als ihn sein Gönner, Johann du Bellay, einlud, mit nach Rom zu gehen. Auf dem klassischen Boden von Italien erwachte seine alte Leidenschaft für die Archäologie aufs neue, und daneben trieb er eifrig Botanik. Wieder war er dann auf zwei Jahre lang in Montpellier und 1550 findet man ihn im Benedictinerstift Saint-Maur zu Paris. Von Zeit zu Zeit erschien ein neuer Theil seiner Geschichte. Als auch ihm der Fanatismus gefährlich zu werden drohte, ging er für einige Zeit nach Metz, denn er war wohl muthig, doch wie er sagte, nur „jusqu'au bûcher exclusivement“. Als er wieder zurückkehrte, erhielt er die Pfarre zu Meudon bei Paris. Doch erfreute er sich dieser Stelle nicht lang, denn das vierte Buch seines Werkes, das bald darauf erschien, erregte den heftigsten Zorn des Parlaments und der Sorbonne, und es scheint fast, daß er gezwungen wurde auf sein Amt zu verzichten. Denn er starb bald nachher zu Paris 1653.

Ueberblicken wir das vielbewegte Leben dieses Mannes,

so wird es uns klar, daß wir es mit keinem gewöhnlichen Epikuräer zu thun haben. Hätte er nichts erstrebt als leichten Lebensgenuß, so wäre ihm das Leben im Kloster wahrlich nicht so schwer gefallen. Aber ihn quälte der Durst nach Wissen, und wie Faust versuchte er es mit allen Wissenschaften, um schließlich zu erkennen, daß sich die wahre Weisheit in keiner derselben birgt. Er fand seinen Trost und seine Erholung in dem phantastischen Werk, in dem er seine Doppelnatur enthüllte, oft roh und ungeschlacht einherging, aber ebenso oft in hoher Auffassung der menschlichen Natur seiner Zeit weit voraus eilte.

In seinem Prolog fragt er die Leser: „Saht ihr je einen Hund, der einen Markknochen gefunden hat? Der Hund ist nach Plato das philosophischste Thier der Welt. Ihr habt gewiß gesehen, mit welcher Andacht er seinen Knochen behütet, wie sorgfältig er ihn betrachtet, mit welcher Liebe er ihn hält, mit welcher Vorsicht er ihn zerbeißt, mit welcher Zärtlichkeit er ihn bricht und mit welchem Eifer er ihn aussaugt. Was bringt ihn zu solchem Thun? was hofft er bei seinem Studium? welches Gut erstrebt er? Nichts als ein bischen Mark. Freilich ist dasselbe besser als alles andere, denn es ist nach Galen die vollkommenste Nahrung, welche die Natur bieten kann". So solle man auch seine Erzählungen prüfen, sagt er, und man werde das Mark schon finden. Er hat sich bemüht, es zu verstecken, so daß nur die Aufmerksamen und Einsichtigen es entdecken können, denn er weiß, daß er sich oft mit den Mächtigen in gefährlichen Widerspruch setzt. Sobald er einen kühnen Gedanken ausgesprochen hat, beeilt er sich, gleichsam erschrocken über sein Wagniß, den Eindruck desselben durch ein Aufgebot von plumpen Späßen und Einfällen, sprachlichen Kunststücken und Digressionen aller Art zu verwischen und sich als einfachen Possenreisser hinzustellen. So bietet er immer denselben unvermittelten Uebergang von hohem Sinn

zu niederer Komik, und während er durch viele seiner Ideen zur modernen Welt gehört, kennzeichnet er sich durch die Ausführung als einen Sohn des Mittelalters, dem das Verständniß für Harmonie und Schönheit fehlt.

Rabelais erzählt die Geschichte eines Geschlechts von Riesen, die als Könige ihren Thron im Herzen von Frankreich errichtet haben und über das friedliche Volk der Dipsoden, d. i. der Durstigen herrschen. Wir lernen zuerst den gemüthlichen Grandgousier kennen und dessen Sohn Gargantua, den Helden des ersten und vielleicht gelungensten Buchs. Der erste Unterricht des Knaben wird einem Pedanten anvertraut, der ihn ganz dumm und albern zu machen droht. Noch zur rechten Zeit aber, ehe es zu spät ist, wechselt Grandgousier den Erzieher und vertraut seinen Sohn dem verständigen Ponocrates („dem Bewältiger der Arbeit") an. Dieser nimmt Gargantua mit nach Paris, und nachdem derselbe dort in seiner Riesenlaune allerlei lustige und derbe Streiche verübt hat, beginnt seine ernstliche Erziehung. Rabelais vergißt nun die Riesennatur Gargantuas, und wie Rousseau später in seinem „Emil", so entwickelt auch er praktisch an einem Beispiel, wie er die Erziehung der Jugend geleitet sehen möchte. Er ist Rousseaus Vorläufer, steht aber auf festerem Grund als dieser. Rückkehr zum Studium des großen Alterthums, Achtung vor den Geboten der Natur, das ist der Ruf, den er erhebt. Ponocrates weiß seinem Zögling das Studium lieb und angenehm zu machen und vergißt auch die Sorge für den Körper nicht. Gargantua reitet und ficht, turnt, und wenn Regentage den Ausritt verhindern, spaltet er zu Hause Holz oder drischt Korn. Er malt und schnitzt, singt und spielt verschiedene Instrumente; er besucht Fabriken, Gießereien und Laboratorien, sowie er auch den Gerichtsverhandlungen beiwohnt. Dabei findet sich immer noch Zeit zu heiteren Ausflügen in die Umgegend von Paris.

Während Gargantua so seinen Studien lebt, erhält er plötzlich einen Brief von seinem Vater, der ihn zu seiner Hilfe herbeiruft, weil er von seinem Nachbar, dem König Picrochole, mit Krieg überzogen worden ist. Gargantua folgt der Aufforderung und findet seine Heimath von allen Gräueln des Krieges heimgesucht. Die Capitel, in welchen Rabelais den Feldzug gegen Picrochole erzählt, gehören zu den besten des ganzen Werks. Sie enthalten eine furchtbare Satire auf alle Eroberer und eine ernste Lehre für die Völker. Picrochole ist von armseligen Rathgebern und Schmeichlern umringt. In einer gelungenen Lustspielscene treten diese Ehrenmänner beim Beginn des Feldzugs vor ihren Fürsten. „Sire," sagt einer von ihnen, „heute noch werden wir Euch zum glücklichsten und berühmtesten Fürsten machen, der seit dem Tod Alexanders des Großen erschienen ist."

„Bedeckt Euch! bedeckt Euch!" entgegnet Picrochole in herablassender Laune.

Dann entwickeln ihm seine Generale ihren Plan, wie sich ein Theil des Heeres auf Grandgousiers Land stürzen soll, während der andere zu weiteren Eroberungen auszieht. In kurzer Zeit werden die Gascogne, Spanien und Portugal unterworfen sein, und wo sich früher die Säulen des Herkules erhoben, wird man zwei größere Säulen zu Ehren des Königs Picrochole errichten und die Meerenge künftig nach ihm benennen. Auf seinem weiteren Siegeszug gelangt dann das Heer nach Algier, dessen Beherrscher sich demüthig als Sclave König Picrocholes erklärt.

„Ich werde ihm gnädig sein," sagt Picrochole.

In solcher Weise spiegeln die gewissenlosen Rathgeber ihrem König die Eroberung der Welt vor, und Picrochole hat immer eine jener Bemerkungen einzuschalten, die in ihrer naiven Stupidität hinreißend komisch wirken. Doch es geht ihm, wie so vielen, die auf Eroberungen ausziehen; seiner Siegeslaufbahn

wird ein schnelles Ende gemacht. Gargantua, der seine Riesennatur wieder hervorkehrt und an dessen Seite der Klosterbruder Jean denkwürdige Thaten verübt, schlägt das Heer des räuberischen Eindringlings aufs Haupt. Picrochole verliert seinen Thron und flieht ins Ausland, wo er sein Leben kümmerlich als Tagelöhner fristet, immer aber die Hoffnung hegt, dereinst die Krone wieder zu gewinnen. Der Protest Rabelais' gegen die Eroberungskriege ist für alle Zeiten bedeutsam, aber doppelt nachdrücklich war er in seiner eigenen Zeit, in der die Politik aller Potentaten kein anderes Ziel als gewaltsame Gebietserwerbung hatte.

Nach Beendigung des Krieges gründet Gargantua die Abtei Thélème, eine ideale Abtei, die ihren Bewohnern ein glückliches, schönes Leben bieten soll. Im Stil der Renaissance erbaut, erhebt sie sich glänzend und prachtvoll an den Ufern der Loire; aber keine ihrer Einrichtungen darf an ein Kloster erinnern. Sie ist nicht durch Mauern abgeschlossen, „denn,“ sagt Bruder Jean, „wo es Mauern giebt, giebts auch Murren, Neid und Intrigue“ (ou mur y a, y a force murmure, envie et conspiration“). Ebensowenig sind die Bewohner von Thélème durch irgend welche Ordensregel gebunden, wie dies schon der griechische Name der Anstalt („Freier Wille“) und ihr Wahlspruch „Thue was du willst“ zur Genüge bezeichnet. Die Bewohner der Abtei finden alles, was zur Schönheit des Lebens beitragen kann, prächtige Gärten, Bäder, selbst ein Hippodrom und ein Theater. Ein besonderer Flügel der Anstalt ist als Wohnung der Damen bestimmt, und es entwickelt sich ein freier geselliger Verkehr. Findet sich ein Liebespaar zusammen, das sich durch die Ehe verbinden will, so scheidet es aus Thélème und tritt in die Welt zurück. Das Asyl, das Gargantua in seiner Abtei gründet, ist in so fern aristokratischer Natur, als es nur gebildete edle Menschen aufnimmt und grundsätzlich alle rohen Leute und besonders die

religiösen Fanatiker ausschließt. Thélème hat noch eine andere Eigenthümlichkeit: es besitzt keine Kirche, und seine Bewohner vereinigen sich nicht zu gemeinsamem Gottesdienst. Jeder Bewohner hat neben seinen Gemächern eine Kapelle für sich, wo er beten kann, wann und so oft ihn das Herz dazu drängt, nicht aber, wenn ihn die Glocken dazu rufen. In Thélème giebt es überhaupt keine Glocken, da sie Rabelais von früher her verhaßt waren.

Die Gesellschaft, die sich in dieser Abtei zusammenfindet, bietet ein idealisirtes Abbild der feinen Welt jener Zeit, jenes Kreises gebildeter Männer und Frauen, den Margarethe von Navarra um sich versammelte. In Nerac und Pau konnte jeder nach seiner Idee selig werden, durfte jeder in seiner besonderen Kapelle beten.

Aber auch in Thélème, dem Sitz der Toleranz, hat man die höchste Weisheit noch nicht errungen, und Rabelais' Helden begeben sich darum auf eine weite Fahrt, die sie zum hohen Ziele führen und ihnen das beseligende Geheimniß enthüllen soll. An die Stelle Gargantuas tritt nun sein Sohn Pantagruel, der mit seinen beiden Freunden, dem Klosterbruder Jean und Panurge, auf die Reise geht. Bruder Jean hat wenig vom Mönch an sich, er gleicht in mancher Hinsicht Rabelais selbst. Er ist „heroisch, immer frischen Geistes, heiter, groß, mager, mit gutem Mundwerk und tüchtiger Nase.“ Sorglos genießt er das Glück der gegenwärtigen Stunde und vertraut auf die Gunst der kommenden. Pantagruels zweiter Begleiter, Panurge, ist eine der originellsten Schöpfungen. Er ist der französische Falstaff, und wie dieser feig, prahlerisch, genußsüchtig, aber voll Witz und Humor. So hat ihn Pantagruel eines Tags gefunden, ihn lieb gewonnen, und als Gefährten mitgenommen. Mannigfaltig sind die Erlebnisse der Reisenden. Wie einst die Argofahrer auszogen, das goldene Vließ zu erwerben, so durchstreift Pantagruel mit seinen Ge-

nossen eine weite fabelhafte Welt, um das „Orakel der göttlichen Flasche“ zu finden und dort den belebenden Spruch der Wahrheit zu vernehmen. Der Weg zum Orakel führt durch allerlei Länder, in das Reich der Erleuchteten, zu den Nasenlosen, zu den Chicanous (den Gerichtsleuten) und auf die Insel Tohu und Bohu, wo der Riese Bringenarilles krank darniederliegt, weil er sämmtliche Pfannen, Kochtöpfe und Kessel, die er finden konnte, verschlungen hat. In diesem Riesen wollen einige den Kaiser Karl V. erkennen, der als unersättlich in seiner Ländergier hingestellt werde. Weiterhin gelangt Pantagruel in das Land der Papefigues, d. i. der Protestanten, sowie zu den Papimanes, d. i. der Katholiken.

Sein Spott verschont niemand, selbst den Papst nicht. In einem Kapitel über die Processe (Buch III, Kap. 42), wo er seine Behauptungen mit allerlei erfundenen Citaten belegt, führt er auch den Vers an:

Accipe, sume, cape, sunt verba placentia Papae,

zu deutsch:

Nimm, steck ein, greif zu, sind Lieblingsworte des Papstes.

Unermüdlich ist er in seinen Ausfällen gegen die Mönche und die Sophisten, wie er die Mitglieder der Sorbonne nennt. Aber er mochte die geistlichen Herren noch so sehr verhöhnen, da er scherzte und zum Lachen brachte, schien er weniger gefährlich, und er zählte unter den hohen Kirchenfürsten manchen Gönner und Freund. Da er auch Calvin nicht verschonte, galt er doch nicht als völliger Ketzer.

Je mehr sich seine Erzählung dem Ende nähert, desto schärfer wird ihre Sprache, und besonders das fünfte Buch, das erst nach Rabelais' Tod gedruckt wurde, überrascht durch die Heftigkeit seiner Satire. Man hat aus diesem Grund gezweifelt, ob Rabelais dessen Verfasser gewesen sei. Doch neigt sich die Ansicht dahin, daß der Plan und die Ausführung einzelner Theile allerdings Rabelais' Werk seien, daß aber

eine fremde, vielleicht calvinistische Hand die letzte Redaction besorgt habe. Daß in der steigenden Verwirrung der Zeit und bei den immer höher wachsenden Leidenschaften auch Rabelais die Harmlosigkeit seines Humors einbüßte, ist eine Annahme, welche die Wahrscheinlichkeit für sich hat, und die Verbitterung des fünften Buchs könnte auch auf diese Art begründet sein.

Die Reisenden erreichen endlich das Land, wo sich das Orakel befindet. Die Pforten des Tempels öffnen sich, die Priesterin führt die Fremden zur heiligen Quelle und während Panurge ein feierliches Lied an die „göttliche Flasche" richtet, wirft sie ein Zaubermittel in das Wasser, das zu sieden beginnt und aus dessen Tiefen das magische deutsche Wort erklingt, das alle Weisheit in sich faßt:

„Trink!"

Um deshalb die weite Reise? Birgt sich in diesem Wort das Geheimniß des Menschenthums, die tiefste Wahrheit? Giebt die Trunkenheit das wahre Glück? Doch wenn irgendwo, sind Rabelais' Worte hier symbolisch aufzufassen. Die Trunkenheit, die das Orakel empfiehlt, ist die Trunkenheit des Geistes, der aus der Quelle des Wissens schlürft. „Dieser Wein", sagt die Priesterin, „kann der Seele Wahrheit, Wissen und Philosophie verleihen." Nach den ascetischen Lehren des Mittelalter's, die ein völliges Abwenden des Menschen von der Natur verlangten, jedes Sinnenglück verdammten, brachte das Wiederaufleben des alten hellenischen Geistes eine Umkehr auf dieser Bahn. Man verstand, daß zwischen dem Menschengeist und der Natur kein Antagonismus herrscht, und Rabelais war am wenigsten ein Fanatiker, der die Weisheit des Lebens in der Ertödtung aller Sinne gefunden hätte. Die Lehre, die sein Orakel verkündet, soll vielleicht besagen, daß Erkenntniß und Wissen den Menschen erheben und mit neuer Begeisterung erfüllen, daß aber die Freude des sinnlichen Genusses darum nicht zu verdammen ist, da sie hilft die geistige Kraft zu erhöhen.

Trotz aller Derbheit war Rabelais ein Idealist, der an die Zukunft der Menschheit glaubte. Doch wäre es ein Irrthum, wenn man die außerordentliche Popularität seines Buchs dem versteckten Gehalt, dem Reichthum an Ideen zuschreiben wollte. Es verdankte seine Beliebtheit doch nur den Späßen und phantastischen Erzählungen, an welchen man sich ergötzte. Die Geschichte Gargantuas und Pantagruels zeigt das Leben des 16. Jahrhunderts in mannigfaltigen Bildern, die von übergroßen Derbheiten und obscönen Witzen wimmeln. Aber die allgemeine Bildung seiner Zeit brachte Rabelais durchaus nicht vollkommen zum Ausdruck. Denn ihm fehlte dazu eine wesentliche Eigenschaft, die sein Jahrhundert schmückte, der Kunstsinn. Selbst der lange Aufenthalt in Italien, wo damals die Kunst so herrlich erblüht war, vermochte seinen Schönheitssinn nicht zu erwecken. Künstler war Rabelais nur auf dem Gebiet der Sprache, die er wie kein anderer seiner Zeit beherrschte. Wie der Geizige in seinem Gold, so wühlte er oft in den Schätzen, die ihm die Sprache bot, und häufte immer neue Worte und Wendungen, neue Bilder und Sprichwörter, an welchen er seine wahre Freude hatte. Sein Werk hat den späteren Geschlechtern reiche Anregung geboten. Mit vollen Händen schöpften die Dichter, Molière und La Fontaine voran, aus dem reichen Schatz, den es ihnen bot.

Im Gegensatz zu der Tradition möchten manche Rabelais heute fast zu einem Melancholiker machen, zu einem trübseligen Philosophen, der seine Orgien nur im Geist, an seinem Schreibtisch gefeiert habe. Doch das ist nicht möglich. Rabelais war ein Sohn seiner Zeit, mit starkem Geist und kräftigen Sinnen, unruhig, cholerisch, die Stunde pflückend, lärmend mit lärmenden Freunden, ernst mit den Ernsten. Ein Misanthrop war der Mann nicht, der als Motto an die Spitze seines Buchs den Satz stellte, daß dem Menschen das Lachen als eigenthümlichste Gabe verliehen sei:

Mieulx est de ris que de larmes escrire,
Pourceque rire est le propre de l'homme.
Besser lachend schreiben als in Thränen,
Lachen ist dem Menschen nur gegeben.

Mit seinem freien Geist, der jeden Fanatismus von sich fern hielt, mußte Rabelais der Königin Margarethe sympathisch sein, und auch in manchen anderen Punkten stimmten sie überein. Rabelais tadelt z. B. im Prolog zum 5. Buch die Schaar der französischen Dichter, die ihre Werke gar kostbar mit fremdem Schmuck ausstatten, nur heroische Thaten feiern und sich dabei in „seidner und rother Rhetorik" gefallen. Margarethe aber erklärte ihrerseits im Prolog zu ihren Novellen, von welchen später die Rede sein wird, daß sie absichtlich keine Gelehrten herangezogen habe, denn diese würden die einfachen Geschichten mit ihrer schwülstigen Rhetorik verderben. Rabelais stellt die Königin den andern als Muster hin, nicht um zu schmeicheln, denn er schrieb sein Urtheil nach ihrem Tod. In dem eben erwähnten Prolog sagt er: „Eine Prinzessin aus königlichem Stamm hat das Jahrhundert ebenso durch ihre Schriften und frommen Dichtungen, wie durch die Schönheit ihrer Sprache und ihres Stils in Bewunderung versetzt. Ahmt sie nach, wenn ihr könnt. Ich selbst vermag es nicht, denn nicht jedem ist es gegeben in Korinth zu leben."





IX.

Letzte Lebensjahre der Königin Margarethe.

Als Margarethe dem König Heinrich von Navarra ihre Hand reichte, mochte sie hoffen, ihren Einfluß auf König Franz trotz ihrer Entfernung zu bewahren und dabei in ihrem kleinen Reich selbständig und entschieden vorgehen zu können. Auch mußte ihr der Gedanke nahe liegen, daß sie mit der Zeit die alten Grenzen von Navarra wieder gewinnen werde.

Wie eifrig sie sich ihrer neuen Aufgabe unterzog, ist schon ausgeführt worden. Wir haben gezeigt, daß sie die ersten Jahre nach ihrer Verheirathung mit Heinrich von Albret verhältnißmäßig friedlich verlebte, allmählich aber mehr und mehr in die kirchlichen Kämpfe gezerrt wurde. Ihre Theilnahme an denselben war, bei ihrer Stellung zur Reformpartei, nicht zu vermeiden, so sehr sich ihre Natur auch dagegen sträubte. Mit jedem Jahre wurde die Lage drohender, und in bangen Augenblicken mag sich das Bild furchtbaren Bürgerkrieges schon damals vor dem Geist weiterblickender Menschen erhoben haben.

Kam es doch auch im deutschen Reich schon zu heftigem Zusammenstoß zwischen dem Kaiser und den protestantischen Fürsten.

Um zu verstehen, wie schwer der Gang der Ereignisse während der letzten Regierungsjahre des Königs Franz auf Margarethen drückte, müssen wir einen raschen Blick auf die äußere Politik Frankreichs werfen, welche ja in engster Verbindung mit der Entwickelung des protestantischen Gedankens im Innern des Landes stand.

Der Damenfriede zu Cambray hatte im Jahre 1529 dem Krieg zwischen Karl V. und Franz I. für lange Zeit, wie man hoffte, ein Ende gemacht. Allein die Rivalität der beiden Herrscher ließ sich nicht so leicht beseitigen. König Franz unterstützte doch die Gegner des Kaisers; er trat in ein Freundschaftsverhältniß zu Heinrich VIII. von England, der seine Gemahlin, des Kaisers Tante, verstoßen hatte und die päpstliche Autorität nicht mehr anerkannte; er unterstützte den schmalkaldischen Bund, den die protestantischen Fürsten Deutschlands zu ihrem Schutz abgeschlossen hatten. Das war die Zeit, da man noch glaubte, Frankreich für die Reformation gewinnen zu können, da auch Margarethe mit ihrer Dichtung „le Miroir" hervortrat und ihre evangelische Gesinnung betonte.

In das Gewirr politischer Intriguen fiel im Herbst 1535 die Nachricht von dem Tode des Herzogs Franz Sforza von Mailand, welcher die mühsam beschwichtigte Feindschaft wieder hell auflodern ließ.

König Franz beanspruchte sogleich das Herzogthum als Erbe Valentinens von Mailand, während der Kaiser so wenig wie früher gewillt war, den wichtigen Besitz in französische Hand zu geben. Im Lauf des Winters 1535—36 wurde eifrig über die Frage der Nachfolge verhandelt. König Franz ging nach Lyon, um Italien näher zu sein, und auch Margarethe befand sich an seinem Hof. Aus einem Document, das

sich im Pariser National-Archiv befindet, geht hervor, daß Kaiser Karl einen seiner Agenten, Johann von Hannart Grafen von Lombeck nach Lyon sandte, wo er im Februar 1536 geheime Besprechungen mit Margarethe hatte.[114]) Welcher Art diese waren, geht aus dem weiteren Verhalten des Königspaars von Navarra hervor. Margarethe arbeitete für den Frieden. Als souveräne Königin wollte sie vermitteln, und Heinrich von Navarra bot bald darauf den Streitenden seine guten Dienste an. Er dachte dabei auch an sich, oder vielmehr an seine Tochter Johanna, die zwar erst acht Jahre alt war, aber als Erbprinzessin und dereinstige Königin von Navarra bereits in die Berechnungen der Politiker einbezogen wurde.

Die Verhandlungen führten zu keinem günstigen Resultat. Der Krieg begann 1536 aufs neue, aber ohne daß der Kaiser seine Beziehungen zu Heinrich von Navarra abbrach. Er wünschte vielmehr eine persönliche Zusammenkunft mit ihm, und dieser kam darum nach Paris, um sich vorher mit dem König zu besprechen (1537). Allein Franz gab ihm keine bestimmten Instructionen, und so unterblieb die Zusammenkunft. Heinrich meldete dem Kaiser diese Haltung seines Schwagers und berührte in seinem Brief auch die Idee einer Heirath seiner Tochter Johanna mit dem Infanten von Spanien, dem nachmaligen König Philipp II. Ganz neu war der Plan wohl nicht, aber zum ersten Mal wurde er hier so offen besprochen und erhielt seitdem eine stets wachsende Bedeutung.

Die Prinzessin Johanna von Navarra hatte die Stellung einer königlichen Prinzessin von Frankreich und wurde auch dem entsprechend erzogen. Ihre ersten Jahre verbrachte sie unter der Leitung der verwitweten Frau von Silly (La Fayette) abwechselnd zu Longray, Blois und Alençon. Ihre schwache Gesundheit gab zu ernsten Besorgnissen Anlaß, und der Aufenthalt im Schloß zu Alençon, an das sich ein weitläufiger

Park schloß, war deshalb von besonderem Nutzen. Mehr als einmal schien sie dem Tode nahe, und im November 1537, gerade zur Zeit, als die Eltern eine große Zukunft für sie ins Auge faßten, wurde sie zu Blois von einer gefährlichen Krankheit befallen. Königin Margarethe hielt sich damals am Hoflager zu Paris auf. Als sie die schlimme Kunde erfuhr, duldete sie es nicht mehr in der Hauptstadt. Mit kleinstem Gefolge brach sie alsbald auf. Sie reiste in der Sänfte, und bei der Langsamkeit des Zuges mußte ihre Aufregung stetig wachsen. Der erste Halt wurde in Bourg-la-Reyne gemacht, wo man spät in der Nacht ankam. Statt sich zur Ruhe zu begeben, ging die Königin in die Kirche des Ortes und verweilte lange darin, um zu beten. In ihr Absteigequartier zurückgekehrt, entließ sie ihre Damen und las in der Bibel. Plötzlich hörte man die Töne eines Horns durch die stille Nacht. Ein Eilbote nahte. Als er vor dem Hause hielt, stürzte Margarethe an das Fenster und fragte den Mann, woher er komme, welche Nachricht er bringe? Aber niemand wagte zu antworten und sie kehrte zum Gebet zurück. Einige Minuten später klopfte der Bischof von Seez, Nicolas Dangu, der sie begleitete, an die Thüre ihres Zimmers. Es war gegen zwei Uhr in der Frühe. Man öffnete ihm und Margarethe eilte ihm entgegen: „Kommt Ihr, mir den Tod meiner Tochter zu melden? Ich verstehe, sie ist bei Gott!“ Der Bischof hatte eine gute Botschaft zu bringen, aber theilte sie ihr nur langsam und vorsichtig mit, weil er für sie selber fürchtete. „So wie alle frommen Menschen, lebt auch die Prinzessin mit Gott und in Gott,“ sagte er, und theilte ihr dann mit, daß der Eilbote gute Nachricht gebracht habe und die Ärzte die Gefahr für geschwunden erachteten. „Als Margarethe diese Worte hörte, brach sie nicht, wie viele gethan hätten, in unbändige maßlose Freude aus, sondern hob die Hände zum Himmel empor, lobte die Güte des Herrn und dankte ihm.“

So erzählt Sainte-Marthe in seiner Leichenrede, und er mag die Einzelheiten dieses Vorfalls von Dangu oder von der Königin selbst gehört haben.

Heinrich von Navarra war damals über die Politik seines Schwagers, des Königs Franz, sehr verstimmt. Er hatte ihm Heeresfolge nach Italien geleistet und in der Unglücksschlacht bei Pavia mitgekämpft; er hatte sich immer auf französischer Seite gehalten, aber bis jetzt nichts als Versprechungen vom König erhalten. Im Frieden von Madrid hatte Franz sogar das Zugeständniß gemacht, daß er Heinrich nicht mehr in seinen Ansprüchen auf Navarra unterstützen wolle. Freilich hatte er den Friedenstractat für erzwungen erklärt, allein die Clausel bezüglich Navarras schien er gewissenhaft zu halten. So war es natürlich, daß Heinrich den Gedanken an die Verbindung seiner Tochter mit dem spanischen Infanten lieb gewann und insgeheim weiter darüber verhandelte. Aber er konnte nicht frei über Johanna verfügen, da sie in französischer Hand war. Darum schlug er eine List vor, falls der Kaiser die Ehe der Prinzessin mit dem Infanten Philipp billigen sollte. Um Johanna nach Bearn führen zu können, wollte er einen Heirathsplan mit Heinrich von Foix Grafen von Cominges, dem Sohn des Marschalls von Lautrec, vorschützen. Kaiser Karl billigte diese Vorschläge, ohne jedoch eine definitive Zusage zu geben.

Im Rath des Königs Franz muß man eine Ahnung von dem Unwillen Heinrichs gehabt haben. Ende Mai schlug Franz vor, eine Armee von 17 000 Mann gegen Spanisch Navarra zu entsenden. Heinrich eilte nach Paris, und obwohl er dort erkrankte und zu Bett lag, hatte er ernste Berathungen mit den Vertrauten des Königs Franz und seinen eignen Rathgebern. Es handelte sich um eine folgenschwere Entscheidung. Sollte er den Vorschlag seines Schwagers annehmen und zur Eroberung von Navarra ausziehen, oder weiter

mit dem Kaiser unterhandeln? Margarethe soll damals, den zuverlässigsten Nachrichten zufolge, entschieden für die Allianz mit Frankreich eingetreten sein. Doch ehe eine Entscheidung getroffen wurde, erhielt Heinrich durch Verrath die Nachricht, daß König Franz es mit dem Plan eines Feldzugs in Navarra gar nicht ernst meinte, und erbittert lehnte er nun ab, noch weiter darüber zu verhandeln.

Margarethe dachte damals, wie es scheint, an eine Heirath ihrer Tochter mit dem dritten Sohn des Königs Franz, dem Herzog von Orleans; aber auch dieser Plan paßte nicht zu den Absichten des Königs, der seinem Sohn ein Reich in Italien erwerben wollte und für Johanna von Navarra Anton von Bourbon, einen Prinzen aus der Nebenlinie Bourbon-Vendome, vorschlug.

Im Jahr 1538 wandelte sich die politische Lage aufs neue. Papst Paul übernahm die Vermittelung zwischen Kaiser Karl und König Franz, und veranstaltete eine Zusammenkunft der beiden Monarchen zu Nizza (Juni 1538). Auch das Königspaar von Navarra erschien dabei, vom Kaiser durch eine geheime Botschaft dazu aufgefordert. Franz und der Kaiser unterhandelten mit einander, aber ohne sich zu sehen, und schlossen einen zehnjährigen Waffenstillstand ab. Schon hatte sich der Kaiser wieder eingeschifft, als er plötzlich dem König eine Botschaft sandte und ihm eine persönliche Begegnung in Aigues-Mortes vorschlug, die auch wirklich vom 14. bis 17. Juni statthatte. Heinrich und Margarethe waren bei jener Zusammenkunft gegenwärtig, ohne jedoch mit dem Kaiser vertraulich sprechen zu können.[115])

Kurze Zeit nach diesen denkwürdigen Tagen soll König Franz durch den Vicestatthalter der Guienne, Erzbischof Karl von Gramont, genaue Kunde von den geheimen Verhandlungen Heinrichs von Navarra mit dem Kaiser erhalten haben.

Klarheit ist über diese Vorgänge schwerlich zu erhalten. Aber man beachte die Lage.

Wenn der Infant Philipp, der am 21. Mai 1527 geboren, also nicht ganz ein Jahr älter als Johanna war, diese Prinzessin heirathete, wurde das Königreich Navarra in seinen alten Grenzen wieder hergestellt, und Johanna hatte zudem Aussicht, den mächtigsten Thron der Erde zu besteigen.

Aber die Selbständigkeit Bearns war in diesem Fall verloren. Das Land wurde eine spanische Provinz, und die Spanier konnten nördlich der Pyrenäen festen Fuß fassen, wie sie es schon in der Grafschaft Roussillon gethan hatten. Franz hatte diese Abwendung des Königs von Navarra zum großen Theil verschuldet. Er konnte ihm nicht einmal einen Vorwurf darüber machen, denn Heinrich war souverain. Aber angesichts der Gefahr, die er für Frankreich aus der geplanten Ehe erwachsen sah, entschloß er sich zu einem Gewaltstreich, ohne Rücksicht auf seine Schwester, die er damit aufs härteste traf.

Auf seinen Befehl wurde die Prinzessin Johanna aus Alençon nach dem alten Schloß Plessis-lez-Tours gebracht, jenem finsteren Schlupfwinkel Ludwig XI. Statt des erfrischenden Parkes in Alençon sah das Kind hier nur dicke Mauern, drohende Thürme, Fallbrücken, Gräben und feste Thore. Johanna soll über diesen Wechsel untröstlich gewesen sein. Sie fühlte, daß sie eine Staatsgefangene war, obgleich man sie mit allen Ehren behandelte, ihren Hofstaat beließ, und der König die größte Sorge für ihre Erziehung vorgab. Er versprach auch einen Theil der Kosten ihres Hofhalts zu tragen, denn diese drückten auf die Kasse seiner Schwester. In der That aber zahlte er niemals einen Beitrag dazu.

Ein Aufstand der Genter machte es im Jahr 1539 dem Kaiser wünschenswerth, so schnell als möglich aus Spanien nach den Niederlanden zu gelangen, und er erbat sich von

König Franz sicheres Geleit durch Frankreich. Franz entsprach ohne Zögern dem Gesuch und ließ den Kaiser überall mit den größten Ehren empfangen. Es erwies sich dabei, daß er seine Umgebung an ritterlichem Sinn weit übertraf, denn trotz des Andringens vieler seiner Rathgeber ließ er seinen Gast unbehelligt ziehen. Karl versprach ihm dafür, den Herzog von Orleans mit Mailand zu belehnen, verweigerte aber dann die Erfüllung seiner Zusage und sandte von Brüssel aus neue Vorschläge. Diese gipfelten in dem Antrag, die Häuser Österreich und Frankreich durch zwei neue Ehebündnisse zu verknüpfen. Der Herzog von Orleans sollte eine Tochter des Kaisers, der Infant Don Philipp die Prinzessin von Navarra heimführen.

Es war vorauszusehen, daß König Franz diese Anerbietung verwerfen würde, und so geschah es auch. Ein abermaliger Waffengang schien unvermeidlich, und die Verheirathung der Prinzessin Johanna wurde mit einemmal eine Frage der großen Politik. Franz versuchte es, mit ihrer Hilfe sich Bundesgenossen in Deutschland zu gewinnen, und benutzte dazu die Wirren, die wegen der Nachfolge im Herzogthum Geldern entstanden waren. Die Fürsten dieses Landes neigten seit lange zu Frankreich. Ihre Feindseligkeit gegen die flandrischen Provinzen hatte den Kaiser oft gehemmt, und so hatte Karl V. den Herzog, der ohne Kinder war, zu einem Vertrag genöthigt, kraft dessen nach seinem Tode Geldern an das Haus Österreich fallen sollte. Erbittert darüber, hatte der Herzog sein Land an Frankreich überlassen wollen, aber da die Stände sein Vorhaben mißbilligt hatten, die Regierung niedergelegt und seinen Vetter, den Herzog Wilhelm von Jülich, Cleve und Berg zur Nachfolge berufen (1539). Herzog Wilhelm war mächtig und angesehen, seine Staaten erstreckten sich weithin am linken Rheinufer und mit dem Herzogthum Geldern vereinigt, erwuchsen sie zu einer Mittelmacht, mit der man rechnen mußte. Wilhelm wurde darum von den Ständen des Landes Geldern anerkannt und

übernahm die Herrschaft, obwohl er wissen mußte, daß er sich damit gegen den Kaiser auflehnte und dessen Zorn erregte. Doch er rechnete darauf, daß Karl durch seine andern weitgreifenden Unternehmungen gehindert werde sogleich einzugreifen, und er selbst somit Zeit habe, sich in seiner Stellung zu befestigen. Er setzte die Politik der früheren Herzoge von Geldern fort und bewarb sich um die französische Bundesgenossenschaft. Einen seiner Räthe, den Rechtsgelehrten Hermann Cruser schickte er in geheimer Botschaft nach Blois mit Allianz-Vorschlägen und bewarb sich zugleich um die Hand der Prinzessin von Navarra. Da Karl V. schneller, als man erwartet hatte, nach den Niederlanden kam, mußte sich der Herzog einstweilen demüthigen und die Herausgabe von Geldern versprechen. Um so energischer aber betrieb er die Unterhandlungen mit Frankreich. König Franz war bald für den Plan gewonnen, allein die Zustimmung der Eltern Johannas war schwer zu erlangen. Sie hatten hochfliegende Absichten mit ihrer Tochter und erachteten mit Recht eine Heirath Johannas mit dem Herzog von Cleve als eine indirecte Verzichtleistung auf Navarra. Ja eine Forderung des Königs Franz hatte ganz besondere Ideen desselben enthüllt. Er hatte die Verzichtleistung Cleves auf Bearn gewünscht, diesen Punkt aber fallen lassen, sobald er auf Widerstand gestoßen war. So wie ein Blitzstrahl in dunkler Gewitternacht für einen Augenblick die Gegend beleuchtet, so hatte dieser Vorschlag einen Blick in die Zukunft eröffnet, der die Bearner nicht erfreute. Aber Widerstand ihrerseits war schwer. Man versprach dem König Heinrich eine Hilfsarmee zur Eroberung seiner südlichen Provinzen, und Franz erlangte es von seiner Schwester, daß sie sich beugte. Die Verhandlungen darüber haben jedenfalls eine geheime Geschichte, die jetzt nicht mehr zu erforschen ist. Aber man ahnt sie, wenn man die weitere Entwickelung sieht. Heinrich von Navarra konnte nicht länger zaudern, wenn

er sich mit dem König nicht ernstlich entzweien wollte, zumal er an Margarethen diesmal nur eine schwache Bundesgenossin fand, die zwar weinte, aber ihrem Bruder zuletzt doch nicht widerstehen konnte. Er gab darum schließlich seine Einwilligung, und am 16. Juli 1540 wurde zu Anet in der Nähe von Mantes der Ehecontract, tags darauf ein Allianzvertrag zwischen dem König von Frankreich und dem Herzog von Cleve unterzeichnet. In dem ersteren versprach Heinrich von Navarra eine Mitgift von hunderttausend Goldthalern, von welchen jedoch ein großer Theil nur dann zu bezahlen sein sollte, wenn das Königspaar von Navarra noch einen Sohn bekäme, Johanna also das Land nicht erbte. Für den Fall jedoch, daß die Prinzessin zur Herrschaft in Navarra gelangen sollte, verpflichtete sich dieselbe, die Streitfrage wegen des spanischen Navarra nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Königs von Frankreich zu behandeln, widrigenfalls der ganze Vertrag null und nichtig sein sollte.[116])

Für König Heinrich war jedoch der erste Paragraph der ganzen Übereinkunft der wichtigste, weil er bestimmte, daß das Paar erst später, wenn die Prinzessin in heirathsfähigem Alter stehe, zusammen leben sollte. Der Herzog von Cleve war im Jahre 1516 geboren, also vier und zwanzig Jahre alt, während Johanna von Navarra kaum mehr als zwölf Jahre zählte und für ihr Alter schwächlich war. Darauf bauten die Eltern der Prinzessin; sie hofften auf einen Umschwung in der Politik, der ihnen gestatten werde, die Verbindung rückgängig zu machen. Heinrich von Navarra bot gerade damals alles auf, die spanische Heirath durchzusetzen. Er hatte in Wattewille in der Normandie eine geheime Zusammenkunft mit dem kaiserlichen Gesandten, Franz von Bonvalon, einem Schwager Granvellas und enthüllte diesem die Pläne des Königs Franz, sowie dessen Bestreben, sich nach allen Seiten hin Allianzen zu sichern. Er hob dem kühl zuhörenden Ge=

sandten die Vortheile hervor, die dem Kaiser aus der Verbindung des Infanten mit Johanna erwachsen würden, und beanspruchte für sich selbst, im Fall der Kaiser auf den Plan einginge, eine jährliche Rente und eine Entschädigung für die Güter, die er durch Confiscation in Frankreich verlieren würde.

Bezeichnend war es, daß Heinrich selbst vor seiner Gemahlin diese Verhandlungen geheim hielt. Sie könnte ihrem Bruder nichts verschweigen, bemerkte er zu dem Gesandten.[117]).

Der Kaiser war seinerseits über das Vorgehen Cleves, das er als Hochverrath bezeichnete, im höchsten Grade erbittert. Allein er wollte den Schein vermeiden, als habe er den Bruch mit Frankreich veranlaßt und seine Antwort auf des Bearners Vorschläge war hinhaltend. Dieser drängte um so mehr zu einem entscheidenden Schritt. Seine Tochter befand sich damals in Abbeville, von wo aus man sie durch einen Handstreich leicht entführen könnte. Kaiser Karl aber mochte sich zu einem Reiterstückchen, das seiner Natur zuwider war, nicht entschließen.

Dafür reizte er den französischen König in anderer Weise. Er belehnte im October 1540 seinen Sohn mit dem Herzogthum Mailand und berief den Herzog von Cleve zur Verantwortung vor den Reichstag, der sich im folgenden Jahre in Regensburg versammeln sollte.

König Franz aber unterhandelte mit Schweden, Dänemark, den deutschen protestantischen Fürsten, ja selbst mit Sultan Soliman wegen eines Bündnisses gegen den Kaiser. Der Herzog von Cleve ging statt nach Regensburg im April 1541 heimlich nach Frankreich, wo er den König in Fontainebleau besuchte und mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen wurde. Die Hochzeit des Herzogs mit Johanna von Navarra sollte sobald als möglich stattfinden.

Das Königspaar von Navarra fehlte indessen am fran-

zösischen Hof. Margarethe meldete sich krank; dann kam die Nachricht, daß Heinrich von Navarra einen bösen Sturz gethan habe und zur Kur die Bäder von Cauterets gebrauchen müsse. Jede Arbeit sei ihm strengstens untersagt. So schrieb Margarethe an ihren Bruder.[118]) Heinrich selbst ließ noch zum Überfluß erklären, daß er seine Einwilligung zum wirklichen Vollzug der Ehe nicht vor Ablauf von zwei Jahren geben könnte. Auch die Stände von Bearn erhoben ihre Stimme gegen die Verbindung. Dem Herkommen gemäß hatte ihnen König Heinrich Mittheilung von dem Plan gemacht und ihre Ansicht verlangt. Sie antworteten hierauf und wiesen ehrerbietig auf die Übelstände hin, welche es für Bearn haben müßte, wenn ihr Fürst so weit von ihnen entfernt wohnte. Je mächtiger und angesehener der Herzog von Cleve im deutschen Reich dastünde, um so weniger würde er sich um Bearn kümmern können. Auch sei die geplante Verbindung der Wiedergewinnung von Navarra durchaus nicht günstig, und sie baten daher Heinrich zum Schluß, dem König von Frankreich diese Bedenken mitzutheilen, ihn an die Dienste zu erinnern, die er selbst dem König Franz geleistet, an die treue Allianz, in der Bearn immer zu Frankreich gestanden habe, und mit Rücksicht auf das zarte Alter der Prinzessin zu erlauben, daß sie gegen deren Vermählung mit dem Herzog protestirten.

Franz I. vertrug keinen Widerstand, auch nicht von seinen Verwandten. Er bestand auf seinem Willen und drohte seinem Schwager, Johanna nicht als Prinzessin von Navarra, sondern als Tochter des Hauses Albret zu verheirathen. Als Souverän von Frankreich und Lehnsherr der Albret stand ihm dieses Recht allerdings zu. Heinrich antwortete in einem würdigen freimüthigen Brief, in dem er sich auf seine bewährte Freundschaft berief und auf die Opfer hinwies, die er für Frankreich gebracht, während der Herzog von Cleve noch nichts geleistet hätte. Kurz, er beharrte auf seiner Weigerung.

So ruhig Heinrich in diesem Schreiben sprach, war er doch in der leidenschaftlichsten Erregung, und sein Zorn äußerte sich in heftigen Vorwürfen, die er Margarethen machte. Nach den Berichten Descurras, eines geheimen Unterhändlers, kam es zu peinlichen Scenen zwischen beiden. Der König warf ihr vor, daß sie schuld am Unglück sei, weil sie ihrem Bruder alles rückhaltlos mittheile. Margarethe zerfloß in Thränen.

„Weint nur nicht," rief Heinrich; „Ihr seid schuld an dem ganzen Unglück; ohne Euch hätte ich die Geschichte nicht so weit kommen lassen." Er beklagte wohl, daß er sich überhaupt mit König Franz verschwägert hatte.

Da verfiel Margarethe auf den Gedanken, ihre Tochter selbst gegen die ihr aufgedrungene Ehe protestiren zu lassen. Gleich nach der Trauung werde sie mit Johanna nach Bearn abreisen und dann habe man wieder Zeit gewonnen. Sie gelobte dabei, ihrem Bruder nichts von dem Plan zu verrathen. Heinrich stimmte bei, bedrohte sie aber, wenn sie doch beim König davon rede, so werde er ihr ein Leben bereiten, wie es keine andere Frau so traurig führe.

Von Seiten des Königs und der Königin schwand nun scheinbar jeder Widerstand, und sie rüsteten sich zur Reise an den Hof. Ein Vertrauensmann ging aber zuvor nach Plessis-lez-Tours ab, und Johanna unterzeichnete darauf in Gegenwart ihrer treuen Erzieherin, Frau von Silly, sowie des Grafen und der Gräfin von Lavedan einen ersten Protest.

Unterdessen hatte sich König Franz mit seinem Gast nach Tours begeben und erschien am 9. Mai selbst in Plessis-lez-Tours bei Johanna. Die Scene, die sich da zwischen den beiden abspielte, wird von Descurra so lebendig beschrieben und trägt so sehr den Stempel der Wahrheit, daß wir sie theilweise hier wiedergeben. Sie zeigt einerseits die gereizte Stimmung und Heftigkeit des Königs, andererseits aber bei

der jungen Prinzessin bereits den festen Charakter und die Feinheit des Geistes, Eigenschaften, durch die sie sich später so sehr hervorthat. Denn wenn ihr damals auch wahrscheinlich die Antworten eingegeben waren, so ließ sie sich doch durch den König nicht einschüchtern und wußte ihre Gründe zur rechten Zeit vorzubringen.

Der König sei im Schloß erschienen, berichtet Descurra, habe der Prinzessin die Ankunft ihres Bräutigams angezeigt und ihr gesagt, was sie demselben zu antworten habe. Johanna habe ihm entgegnet, sie kenne ihres Oheims Liebe zu gut, um zu glauben, daß er sie dem Herzog von Cleve geben werde, und daß sie ihrerseits den König zu sehr liebe und darum keinen fremden Prinzen heirathen wolle, der sie in die Fremde führen werde. König Franz versprach ihr, daß der Herzog immer am französischen Hof leben solle. Johanna aber beharrte auf ihrer Weigerung; sie werde lieber in ein Kloster gehen. Der König ergrimmte. „Die Heirath muß statthaben," rief er, „und wenn Ihr den Herzog nicht heirathen wollt, werde ich nie mehr mit Euch sprechen."

Die Prinzessin brach in Thränen aus, blieb aber fest. „Eher springe ich in einen Brunnen!" rief sie.

Nun wandte sich der König an Frau von Silly. „Ich sehe wohl, daß das Euer Werk ist!" rief er heftig. „Ihr habt meine Nichte gut unterrichtet, aber es soll Euch alles nichts helfen."

Frau von Silly antwortete voll Schrecken, sie wisse nicht, warum Seine Majestät so erzürnt gegen sie sei.

Aber der König war vor Zorn außer sich. „Genug!" rief er. „Ich schwöre es bei Gott, daß ich einige Köpfe fallen lassen werde!"

Ähnliche Drohungen stieß er dann gegen Lavedan aus und entfernte sich. Der Besuch, den kurze Zeit darauf der Herzog von Cleve bei der Prinzessin machte, kann unter diesen

Umständen nicht sehr heiter gewesen sein. Bald erschien auch Cardinal Tournon, um im Namen des Königs jede Mittheilung über den heftigen Vorfall an die Eltern Johannas zu verbieten. Johanna würde in einen festen Thurm eingesperrt, Frau von Silly und der Graf von Lavedan aber würden ihr Leben einbüßen, wenn sie dem Befehl des Königs zuwiderhandelten. Trotz dieser Drohung reiste Lavedan sogleich nach Bearn ab, um dem Herrscherpaar zu berichten, was sich begeben hatte.

Länger zu zögern wäre unklug gewesen. Heinrich von Navarra schickte zwar Descurra mit neuen Instructionen nach Spanien, brach aber gleichzeitig mit der Königin auf, um sich an das Hoflager zu begeben, das am 20. Mai nach Châtellerault verlegt wurde. Die Briefe, die nun zwischen der Königsfamilie von Navarra einerseits und König Franz sowie dem Herzog von Cleve andererseits gewechselt wurden, ließen keine Spur von Verstimmung erkennen. Der letztere war zu der äußersten Concession bereit, wenn nur die Trauung vollzogen würde. Margarethe schrieb ihrem Bruder und betheuerte ihm ihre Zuneigung und Ergebenheit. Es mag ihr schwer gefallen sein, Franz nicht offen die Sachlage zu erklären, allein der Zorn ihres Gemahls, die Sorge um das Wohl ihrer Tochter zwangen sie zum Schweigen, ja zur Verstellung. In einem Brief, den sie an den König Franz voraussandte, betheuerte sie, daß weder sie noch ihr Gemahl je daran gedacht hätten, gegen seinen Willen zu handeln, „nicht nur in Sachen einer Heirath, sondern auch wenn Ihr befehlen würdet, das Leben zu wagen.“ Darauf sprach sie vom Benehmen ihrer Tochter, die so unbedachte Reden geführt und sich geweigert habe, den Herzog von Cleve zu heirathen. Sie, Margarethe, sei tief betrübt darüber, und der König von Navarra sei noch nie so bös gewesen. Sie beide könnten die Kühnheit ihrer Tochter nicht begreifen. Johanna entschuldige sich damit,

daß sie mit ihrem Onkel vertrauter sei als mit ihren Eltern. Aber diese Vertraulichkeit entschuldige ihre Kühnheit nicht. Margarethe versicherte weiter, daß Johanna mit niemand vorher über ihre Absicht gesprochen habe, und setzte hinzu, daß sie es schwer strafen würde, wenn jemand ihrer Tochter solche Ideen in den Kopf setzte, Ideen, die den Absichten der Eltern ganz widerstritten. Darum möge er der Prinzessin verzeihen und der väterlichen Liebe gedenken, die er immer gegen Johanna und deren Eltern bewiesen habe. „Denn wenn Euer Zorn Eure Unterthanen mit Schrecken erfüllt, uns giebt er den Tod." Zum Schluß sagte sie, daß sie den Bischof von Seez, Dangu, schicke, dessen Treue dem König bekannt sei, und der mündlich alles besser erklären werde.[119])

Ob König Franz diesen Versicherungen glaubte, ob er nicht durch geheime Agenten besser unterrichtet war, bleibe dahingestellt. Jedenfalls nahm er die Entschuldigung an, und da man sich seinem Willen unterwarf, verzieh er. Er veranstaltete rauschende Festlichkeiten, die mit der Stimmung der Hauptpersonen in grellem Contrast standen. Heinrich von Navarra war für immer entfremdet, nicht allein seinem Schwager, dem König, sondern auch Frankreich. Er fürchtete seitdem für die Selbständigkeit von Bearn, und sein Sinnen war nur darauf gerichtet, sich zu sichern. Johanna aber schrieb in Gegenwart weniger Vertrauten eigenhändig eine Erklärung, in der sie gegen die ihr aufgezwungene Heirath abermals protestirte. Wenige Stunden später, am Abend des 13. Juni (1542) fand die feierliche Verlobung statt. Der Cardinal von Tournon stellte die üblichen Fragen an das Brautpaar. Aber Johanna soll anfangs keine Antwort gegeben und auf seine wiederholte Frage endlich gesagt haben, er möge sie nicht drängen. So erzählt wenigstens der Historiograph des Hauses Albret, der seine Nachricht von der Königin Johanna selbst erhalten haben will.[120])

Am folgenden Tag war die Trauung. Aufs neue pro-

testirte Johanna und vor denselben Zeugen, bevor sie zum Altar ging. Um 11 Uhr des Vormittags trat der König mit dem Hof in den großen Saal des Schlosses, der in eine Kapelle umgewandelt war. Bald erschien Johanna, die von ihrer Mutter geführt wurde, und der Herzog von Cleve, den der Dauphin und die Prinzen geleiteten.

Da hatten die Zuschauer ein merkwürdiges Schauspiel. Die Prinzessin war aufs kostbarste geschmückt. Sie trug schwere mit Gold und Silber gestickte Gewänder, einen Mantel von violetter Seide, der mit Hermelin verbrämt war, und eine goldne Krone auf dem Kopf. Aber auf dem Weg zum Altar blieb sie plötzlich stehen. Waren die königlichen Prachtgewänder für das schwache Mädchen zu schwer, oder wollte sie im letzten Moment noch den Zwang kund geben, den man ihr anthat? Es war ein Moment höchster Spannung, da doch der ganze Hof von dem Vorspiel Kenntniß hatte. König Franz aber befahl dem Connetable von Montmorency, die Prinzessin zu fassen und sie zum Altar zu tragen. So geschah es, und die Trauung fand statt. Der Connetable aber erkannte aus dieser Zumuthung, daß sein Sturz beschlossen war, und er irrte nicht.

Da genau bestimmt war, daß das junge Ehepaar noch nicht gemeinsam leben sollte, verließ Cleve am 20. Juni Chatellerault und trat seine Heimreise nach Deutschland an. Johanna kehrte nach Plessis-lez-Tours zurück, wo sie erkrankte. Auch Margarethe, die den König nach Lyon begleiten sollte, wurde so leidend, daß Franz einige Tage unterwegs haltmachte und sie schließlich in Poitou zurückließ. Die Aufregung der letzten Zeit hatte ihre ohnehin schon schwache Gesundheit vollends zerrüttet, und man vernahm schon das Gerücht ihres Todes. Mutter und Tochter erholten sich indessen, und während sich Margarethe nach Plessis-lez-Tours begab, reiste Heinrich von Navarra nach Pau, um sich für die kommenden unausbleiblichen Ereignisse zu rüsten.

Denn der Krieg konnte noch eine Weile verzögert werden, weil jede Seite sich nach Kräften vorbereiten wollte und Bündnisse suchte, aber er schien unvermeidlich.

Herzog Wilhelm von Cleve begab sich nach der Heimkehr aus Frankreich sogleich nach Regensburg zum Reichstag. Er vertraute auf die Freundschaft vieler Fürsten, die ihn stützen würden. Noch hielt der Kaiser mit jeder strengen Maßregel gegen ihn zurück, aber seine feindliche Gesinnung verrieth sich deutlich, als er ihn in der Fürstenversammlung heftig anließ (3. Juli 1541). Er sprach offen die Absicht aus, den Herzog zum ärmsten Mann der Christenheit zu machen.[124])

Auch Heinrich von Navarra erwartete den Ausbruch eines neuen schweren Krieges. Die Zeit war freilich längst dahin, daß er sich seinem Schwager freudig als Waffengefährte zur Seite gestellt hätte. Er blieb in seinem Bearn, das er gegen jeden Feind zu vertheidigen beschloß, und suchte sich in Navarreins einen festen Stützpunkt für den Fall der Gefahr zu sichern. Damals kamen sonderbare Vorschläge nach Madrid. Descurra legte dort einen genau ausgearbeiteten Plan vor, wie Heinrich von Navarra im Bund mit den Spaniern in keckem Handstreich sich der Guienne bemächtigen könne, die dann als Ersatz für das spanische Navarra dienen möge. König Franz hörte doch von diesen Umtrieben, und schickte den Bericht, der ihm darüber geworden war, sowohl an Margarethe wie an Heinrich. Kein Zweifel, daß die erstere über solche Pläne empört war. Sie fühlte als Tochter des Hauses Frankreich, und war überhaupt mit ihrem Gemahl nicht mehr in Harmonie. Dieser leugnete rundweg jede Kenntniß von den Vorschlägen ab, die Descurra auch nur in seinem eignen Namen gemacht hatte. Aber er hielt sich vorsichtig in seinem Lande, um nicht in französische Hand zu gerathen.

König Franz mochte fühlen, daß er zu weit gegangen war und sich nicht noch einen Gegner schaffen durfte. Er

entließ Montmorency, der dem Bearner feindlich war, und berief an dessen Stelle Tournon und den Admiral Annebaut in seinen Rath. Gleichzeitig wurde der Krieg beschlossen. Aber er sollte nun nicht, wie früher, hauptsächlich auf italischem Boden, sondern diesmal nach Spanien und Deutschland getragen, und statt Mailand Luxemburg erobert werden. Günstiger hatten sich die Verhältnisse für König Franz wohl noch nie gestaltet. Gelang es ihm, Luxemburg in seine Gewalt zu bringen, so reichte er seinem Bundesgenossen von Cleve die Hand, und trennte gleichzeitig den Kaiser von seinen niederländischen Besitzungen. Stand er aber einmal am Rhein, so hoffte er auch die Fürsten des schmalkaldischen Bundes zu sich herüberziehen zu können. Von ihnen unterstützt, war ihm der Weg in das Herz von Deutschland geöffnet, der ganze Norden des Reichs gewonnen. Der französische Einfluß reichte dann von den Pyrenäen bis zum hohen Norden, denn das Bündniß mit Dänmark und Schweden war mittlerweile auch zu stande gekommen.

Unberechenbar waren die Gefahren, welche diese Lage in sich barg; die Zukunft des deutschen Reiches stand auf dem Spiel.

Aber wollte Franz die Situation benutzen, so mußte er ohne Zögern vorgehen, sich mit aller Macht auf Luxemburg werfen. Noch war der Kaiser nicht gerüstet, einem solchen Angriff erfolgreich zu widerstehen. Ein erster Erfolg hätte in Deutschland tiefen Eindruck gemacht.

Im französischen Kriegsrath faßte man jedoch andere Beschlüsse. Man wollte gleichzeitig auf drei Kriegstheatern auftreten. Vielleicht fiel dabei die Rücksicht auf Heinrich von Navarra ins Gewicht, den man beruhigen wollte, indem man ihm die Eroberung seiner spanischen Provinzen in Aussicht stellte.

Der Dauphin übernahm den Oberbefehl über das Heer,

das im Süden gegen Spanien operiren sollte, und Heinrich von Navarra wurde zum Gouverneur von Guienne, Poitou, des Languedoc und der Provence ernannt. König Franz bewies damit wieder, wie er ritterlicher Gesinnung fähig war. Indem er seinem Schwager Vertrauen zeigte, ihm einen großen Schauplatz zum Handeln gab, ihn durch Erhöhung seiner Einkünfte stärkte, gewann er ihn für sich, und von Verhandlungen mit Spanien war für die nächste Zeit keine Rede mehr. Nur hätte König Franz seine Südarmee auch gegen das spanische Navarra senden müssen, wie Heinrich wünschte und wie man es ihm so oft versprochen hatte. Aber Franz wollte ihn ja nicht selbständig; Ehren und Einkünfte wollte er ihm zuwenden, aber dessen Reich dachte er nicht zu vergrößern. Die Südarmee wurde somit gegen die Grafschaft Roussillon geschickt, rückte nur langsam vor und eröffnete erst am 15. August 1542 die Belagerung von Perpignan, das die Spanier zeitig genug verstärkt und reichlich verproviantirt hatten.

Eine zweite kleinere Armee unter Du Bellay-Langey erhielt die Aufgabe, den Kaiserlichen in Piemont die Spitze zu bieten.

Gegen Luxemburg endlich wurde ein drittes Heer entsendet, das der Herzog von Orleans befehligte. Hier im Norden mußte offenbar die Entscheidung fallen, und König Franz beging einen Fehler, als er sich nach Montpellier begab, um der Südarmee näher zu sein. Er schien damit dem Feldzug in Roussillon das größte Gewicht beizulegen.

Der Herzog von Orleans begann indessen den Feldzug unter glücklichen Auspicien. Trotz seiner bunt zusammengesetzten Armee, bei der es an der nöthigen Ordnung und dem Zusammenhang fehlte, drang er rasch vor. Die Städte Arlon, Montmedy, Luxemburg öffneten ihm die Thore und bald hatte er das ganze Luxemburgische Land in seiner Gewalt. Brabant, Hennegau, Flandern schienen für Kaiser Karl verloren.

Aber die leicht errungenen Vortheile sollten ebenso schnell eingebüßt werden. In unbegreiflichem Leichtsinn verließ Orleans sein Heer und eilte zur Südarmee, weil er gehört hatte, eine große Schlacht stünde dort bevor. Dem war freilich nicht so, vielmehr mußte der Dauphin die Belagerung von Perpignan aufheben und sich zurückziehen. Unterdessen gingen die Hauptorte in Luxemburg wieder verloren, und da auch Du Bellay trotz aller Geschicklichkeit mit den geringen Streitkräften, die ihm zu gebote standen, keine Erfolge in Piemont verzeichnen konnte, schloß das erste Jahr des Krieges ohne Gewinn für Frankreich und dessen Bundesgenossen.

Damit aber war die größte Gefahr für den Kaiser schon abgewandt. Denn im Jahr 1543 erschien er selbst mit starker Macht auf dem Kriegsschauplatz am Rhein, und auch die protestantischen Fürsten sagten ihm ihre Unterstützung zu. König Franz hatte allerdings seinen Fehler erkannt und war mit dem Dauphin und einem starken Heer an die nördliche Grenze gezogen. Der Hof begleitete ihn, auch Margarethe und Johanna von Navarra, denn die letztere sollte nun ihrem Gemahl zugeführt werden. In Rheims machte der König zunächst Halt und vergnügte sich mit Festen und Jagden, während man in den Niederlanden kämpfte. Er war nicht mehr der Alte, seine Gesundheit war infolge seiner Lebensweise, zumal durch eine ekle Krankheit, sehr geschwächt. Kämpfen konnte er nicht mehr, und seine Reisen legte er nur noch in der Sänfte zurück. Mit einemmal wurde er durch die Nachricht aufgeschreckt, daß Kaiser Karl mit einem Heer von 40 000 geübten Soldaten in Speier stehe und gegen Cleve zu marschiren im Begriff sei. Karl hielt es für wichtiger, den rebellischen Herzog zu züchtigen, als sich Soliman entgegen zu stellen, der als Bundesgenosse der Franzosen in Ungarn eingefallen war. König Franz brach nun auch zu seinem Heer auf, während die Damen des Hofs zurückblieben. Unterwegs

aber erhielt er schon die Nachricht von der Unterwerfung des Herzogs von Cleve. Die Kaiserlichen hatten am 23. August Düren, dessen festeste Stadt, erstürmt und die Gefangenen hingerichtet. Die Stadt selbst war in Flammen aufgegangen. Daraufhin hatte kein Ort des Herzogthums mehr Widerstand zu leisten gewagt, und der Herzog selbst hatte sich am 7. September zu Venloo dem Kaiser zu Füßen geworfen und demüthig um Gnade gefleht. Er mußte längere Zeit auf den Knieen bleiben, bis er seine Verzeihung erlangte, und im Vertrag von Venloo verzichtete er auf Geldern, entsagte der französischen Allianz und versprach, den katholischen Glauben in seinem Land wieder einzuführen.

Mit diesem Sieg über Cleve war der Krieg fast schon entschieden. Die große Allianz war gesprengt, und von den kühnen Absichten, die König Franz beim Beginn gehabt haben mochte, war keine zu verwirklichen. Der weitere Verlauf des Feldzuges brachte keine besonderen Vortheile mehr. Zwar errang der jugendliche Herzog von Enghien im Frühjahr 1544 bei Cerisoles in Piemont einen glänzenden Sieg, aber Kaiser Karl drang dafür unaufhaltsam in Frankreich vor. Epernay und Chateau-Thierry fielen in seine Hand, und in Paris brach ein panischer Schrecken aus. Tausende von Familien flüchteten. Der König war damals in seiner Hauptstadt, und soll einen Augenblick der Schwäche gehabt haben. „Mein Gott!" rief er, „wie theuer habe ich die Herrschaft zu bezahlen!" In den schweren Tagen stand ihm seine Schwester tröstend und ermuthigend zur Seite. Niemand anders vermochte so auf ihn zu wirken. Die Königin Eleonore war einflußlos und litt schwer unter dem Druck der Verhältnisse, da sie ihre nächsten Verwandten einander bekämpfen sah. Die Herzogin von Etampes aber, welche die Königin verdrängt hatte, stand in geheimem Verkehr mit dem Kaiser. Ohnehin war sie nicht dazu geschaffen, moralischen Muth einzuflößen. So

blieb nur Margarethe, die mit ihrem milden und doch muthigen Geist die verzweifelte Stimmung ihres Bruders zu bannen vermochte. „Mignonne“, sagte er ihr, als die Nachricht kam, der Feind habe schon Saint-Dizier besetzt, „Mignonne, betet für mich, auf daß Gott mir wenigstens den Schmerz erspare, den Feind vor meiner Hauptstadt zu sehen, wenn er schon den Kaiser begünstigen will.“ Doch der Moment der Entmuthigung ging rasch vorüber. Franz bestieg sein Pferd und ritt, von dem Herzog von Guise begleitet, durch die Straßen der Stadt, um das Volk zu beruhigen. Mit Zuversicht und freundlicher Ruhe redete er die aufgeregten Massen an. „Kinder, ich übernehme es, euch vor dem Feind zu schützen; Gott aber schütze euch vor der Furcht.“

Der Friedensschluß zu Crespy (18. September 1544) machte der Aufregung ein Ende. Die beiden Monarchen verpflichteten sich, alle Eroberungen, die sie in diesem Krieg gemacht hätten, herauszugeben, und es wurde ferner bestimmt, daß der Herzog von Orleans eine Tochter oder eine Nichte des Kaisers heirathen sollte. Der Kaiser behielt sich das Recht vor, die Wahl zu treffen, und nach seinem Gutdünken den Herzog bei seiner Verheirathung entweder mit Mailand oder mit den Niederlanden zu belehnen.

Die Niederlage des Herzogs von Cleve und sein Abfall von Frankreich entschieden auch, wie vorauszusehen war, über das Schicksal der Prinzessin von Navarra. Vom Cardinal Du Bellay begleitet, war Johanna bis nach Soissons gekommen, als sie die Nachricht von dem Venlooer Vertrag erhielt. Sie unterbrach sogleich ihre Reise, und diesmal fand ihr Widerstand keinen Tadel. Der Herzog von Cleve hatte für Franz keine Bedeutung mehr, und das neuerlich von ihm gestellte Verlangen, man solle ihm Johanna senden, wurde ihm rundweg abgeschlagen. Margarethe wandte sich nun auch an den König. „Jetzt bitte ich Euch inständig um Eure Hilfe, daß meine Tochter

nach dem Rechte der Kirche und der Menschen frei werde, wie ich weiß, daß sie es vor Gott ist. Denn ich sähe sie lieber todt, als in der Hand eines Mannes, der sich gegen Euch und seine eigene Ehre so vergangen hat".[122])

Johanna selbst erneuerte ihren Protest, diesmal öffentlich, gegen die ihr aufgezwungene Heirath. Sie behauptete, auf Befehl ihrer Mutter von ihrer Erzieherin vor ihrer Trauung mit Ruthen gestrichen worden zu sein, um ihren Willen zu beugen. Solche Gewaltthätigkeit widerstreitet aber so sehr dem Wesen der Königin, daß man annehmen muß, es sei die ganze Stelle des Protestes nur so gefaßt worden, um den Zwang hervorzuheben, der gegen sie angewandt wurde. Wir wissen heute zu gut, wie sehr Heinrich von Navarra und Margarethe gegen diese Ehe gestimmt waren.

Gestützt auf den Protest der Prinzessin, wandte sich Cleve im Frühling des folgenden Jahres an den Papst Paul III., und da beide Theile eine Lösung der Ehe wünschten, war sie nicht schwer zu erhalten. Der Papst erklärte die Ehe für null und nichtig. (Breve vom 12. Oktober 1545). Es half dem Herzog, daß man in Rom fürchtete, er werde bei einer abschlägigen Antwort protestantisch werden, und die Versuche des französischen Gesandten, der merkwürdigerweise eine Verzögerung herbeizuführen suchte, blieben erfolglos.

Johanna war wieder frei. Cleve aber sicherte sich die Gunst des Kaisers, als er 1546 dessen Nichte, Erzherzogin Marie von Österreich, als Gemahlin heimführte.

Noch einmal aber schien der Krieg zwischen den zwei mächtigen Rivalen auszubrechen. König Franz, der schon 1536 seinen ältesten Sohn verloren hatte, erlitt einen neuen schweren Verlust, als im September 1545 sein dritter Sohn, Herzog Karl von Orleans, in der Nähe von Abbeville vom Tode dahingerafft wurde. Er hatte kaltes Wasser getrunken, als er sehr erhitzt war, aber die Ärzte erklärten seine Krankheit kurzer

Hand für pestartig. Der Schmerz des Königs war ergreifend, denn der Herzog hatte ihm am meisten geglichen. Schlimm war es, daß dieser Todesfall den alten Streit wieder erneute. König Franz erhob nun als Erbe seines Sohnes Anspruch auf Mailand oder die Niederlande, wogegen der Kaiser behauptete, er habe eines dieser Länder seiner Tochter als Mitgift bestimmt, keineswegs aber an Frankreich abgetreten. Gerade damals brach in Deutschland der schmalkaldische Krieg aus, und wäre Franz jünger und kräftiger gewesen, so hätte er schwerlich die Gelegenheit versäumt, wieder loszuschlagen. Allein seine Spannkraft war dahin und der Friede blieb diesmal erhalten.

Die kurze Darstellung der Geschichte jener Jahre läßt errathen, wie schwer die Verhältnisse auf Margarethe gedrückt haben müssen. Abwechselnd am Hoflager ihres Bruders und in Bearn, dort wie hier mit Vorwürfen bedrängt, in steter Aufregung über das Schicksal ihrer Tochter, in Sorgen wegen des Krieges, dabei körperlich leidend — gewiß, sie durchlebte schwere Zeiten.

Damals schrieb sie eine Reihe von Arbeiten, die sie über die Sorgen hinausheben sollten, fromme Gedichte und wahrscheinlich auch einen Theil der Erzählungen, die nach ihrem Tode gesammelt erschienen. In dem Ausgabenbuch finden sich in der Rubrik des Jahres 1543 Zahlungen an einen Schreiber für die Reinschrift zweier Bücher notirt. Derselbe erhielt einmal vier Ecus, das zweite mal achtzehn Livres. Ein anderes Manuscript, das mit Farbenschmuck versehen und für den König bestimmt war, wurde mit fünf und vierzig Livres bezahlt. Eine größere Erzählung „La Coche“ arbeitete Margarethe in jener Zeit um und widmete sie der Herzogin von Etampes, deren Stimmung zu gewinnen vielleicht nöthig erschien.

Mit dem König blieb Margarethe fast ununterbrochen in

freundlichem Briefwechsel, die kurzen Zwischenfälle der Cleve'schen Heirath ausgenommmen. Margarethe verzieh ihrem Bruder jede Härte, und dessen Selbstsucht war so groß, daß er oft wohl nicht einmal ahnte, wie hart er eigentlich gegen seine Schwester verfuhr. Er wollte sie so viel als möglich um sich haben. Als die Dauphine, Katharina von Medicis, nach Jahren unfruchtbarer Ehe 1543 einen Prinzen gebar, rief der König seine Schwester mit ein paar Versen an den Hof, damit sie die Familienfreude theile:

Komm, theure Schwester, eile zu uns her!
Ein neues Glück ist unserm Haus beschieden.
Und es genügt des Boten Wort nicht mehr,
Du mußt es selber sehn, das neue Leben! [123])

Während des letzten Kriegsjahres stand sie ihm gleichfalls zur Seite, wie wir schon gesehen haben. Als Franz im Winter 1545—46 schwer erkrankte, mußte sie wieder kommen, trotz ihrer eigenen Schwäche und der rauhen Jahreszeit. Mitte Januar 1546 reiste sie zu ihm, fand ihn aber wieder besser. Mehrere Monate blieb sie bei ihm und besuchte mit ihm noch seine Lieblingsschlösser in der Nähe von Paris und in der Touraine. Als sie im Sommer darauf heimkehrte, konnte sie, wenn auch nicht die völlige Genesung des Königs, so doch einen Stillstand des Leidens für längere Zeit hoffen. Allein schon im Frühjahr 1547 erkrankte Franz von neuem. Der damalige kaiserliche Gesandte am französischen Hof, Saint-Mauris, berichtete seinem Herrn ausführlich über die Art der Krankheit. Aus seiner Darstellung ergiebt sich, daß König Franz an — wahrscheinlich venerischen — Geschwüren am Perinäum litt. Wenn dieselben geöffnet wurden, fühlte er sich eine Zeitlang erleichtert. Allein der ganze Körper war vergiftet und eine Heilung unmöglich. Von Fieber geschüttelt, suchte er Erholung auf der Jagd, in starker Bewegung. Aber es litt ihn an keinem Ort; unstät ließ er sich von einem zum

andern bringen, bis er in Rambouillet, wohin er sich für eine Nacht begeben hatte, liegen bleiben mußte. Sein Leiden verschlimmerte sich nun von Tag zu Tag, und er verschied am 31. März 1547, im drei und fünfzigsten Jahre seines Lebens.[124])

Als die Todeskunde nach Bearn kam, war die Königin selbst so leidend, daß man nicht wagte sie ihr mitzutheilen, und sie erfuhr ihren Verlust erst durch einen Zufall. Wie sie beim Tod ihres Knaben ein Tedeum hatte singen lassen, so ging sie auch nun stumm in ihr Gemach, kniete nieder und richtete ein Gebet an Gott, in dem sie ihm für die Wohlthaten dankte, die er ihr früher erwiesen habe. So erzählt Sainte-Marthe in seiner Leichenrede. Aber ihre Fassung währte nicht lange und sie überließ sich ihrem Schmerz. Nun war das Wort zur Wahrheit geworden, das sie einst prophetisch gesagt und das König Franz so übel genommen hatte, — das Wort, daß sie von dem Kleeblatt als die letzte übrig bleiben werde. Und wahr erwies es sich auch, daß sie ihr Überleben als ein Unglück empfinden werde. Sie zog sich in das Kloster zu Tusson zurück, um Ruhe und Fassung zu finden und verlebte daselbst einige Wochen in der Stille. Ihre Stimmung prägt sich in den Gedichten aus, die sie um jene Zeit verfaßte und welche ein völliges Abwenden von den Dingen dieser Erde bekunden.

In einem ihrer Lieder klagt sie, daß sie nun allein in der Welt stehe, ohne Eltern und Geschwister. Alles habe sie aus ihrer Erinnerung verbannt, Verwandte, Freunde, Ehren und Besitz, denn solche Güter scheinen ihr nun dem Heil der Seele hinderlich. Der Glaube habe ihr jede Sorge genommen und sie lebe ausschließlich in Gott. Darum kenne sie auch keinen anderen Wunsch, als durch den Tod sobald als möglich mit ihm vereint zu werden. In einem anderen Liede wendet sie sich an Jesus. Es ist ihr einziger

Trost, an Christi Leiden zu denken, und sie fragt, ob der ersehnte Tag nicht bald anbreche, an dem sie mit ihm, ihrem Heiland, vereint sein werde, wie die Gattin mit dem Gatten? In Erinnerung vielleicht an das Hohe Lied Salomonis, in dem man ein frommes Lied an die Kirche, an die himmlische Braut des Königs sah, feierte Margarethe Christus als ihren Bräutigam, der ihre ganze Seele erfülle, dessen Angesicht zu sehen ihre Seligkeit sei. „Ich habe keinen anderen Wunsch mehr", sagte sie in einem weiteren Gedicht, „als die Wahrheit und das Leben zu erkennen und mich ihrer zu freuen." So wie an heißen Tagen der Hirsch nach dem Wasser eilt, so sucht sie die Quelle der Wahrheit, und wie der Gefangene nach Freiheit lechzt, so sehnt sie sich nach dem Brod des Lebens.

Am innigsten klingt ihre Klage im Gedicht „Gedanken, einen Monat nach dem Tode des Königs." Darin sagt sie, daß ihr Leid zu groß sei, um es in Worte zu fassen. Sie weiß nur, daß ihr Unglück unwiderruflich ist. Ihre Thränen rinnen so reichlich, daß ihr Auge nichts mehr sieht, ihr Mund hat nur Klagen, ihr Herz nur Seufzer. Jetzt kann sie nur wünschen, mit dem geliebten Bruder durch den Tod vereint zu werden, und sie bittet den Todesengel, so schnell als möglich sie zu erlösen und zum freudigen Wiedersehen zu führen.[125])

Auf die Dauer konnte sich indessen Margarethe doch nicht in der Einsamkeit vergraben, wollte sie ihren Pflichten als Königin genügen. Die Verwaltung ihrer Güter, die Sorge für die Armen und Verfolgten erheischte ihre Aufmerksamkeit und ihr Eingreifen. Wie sie für Andreas Melanchthon thätig war, haben wir gesehen. Ein anderes mal schrieb sie an den Viçegouverneur des Languedoc, den Grafen Villars, um sich über zwei Herren Boisserolles zu beschweren, die ihre (Margarethens) Leute in der Baronie Marelières auf alle mögliche Weise quälten, beraubten und brandschatzten, durch

ihre Verbindungen aber das gegen sie eingeleitete Gerichtsverfahren vor dem Parlament zu Toulouse jederzeit zu hemmen wüßten. Die Königin ersuchte den Grafen, dahin zu wirken, daß das Gericht endlich ein Urtheil fälle.

Der Tod des Königs Franz war nicht nur ein schwerer Schlag für ihr Gemüth, er bedrohte auch ihre materielle Stellung. Erforderte schon früher der Hofhalt ihrer Tochter einen Aufwand, dessen Kosten sie kaum bestreiten konnte und über den sie sich in den Briefen an Izernay oft beschwerte, so war jede Ordnung in ihrem Finanzhaushalt gestört, wenn sie ihre Apanage von 25 000 Livres verlieren sollte. Und die Besorgniß, daß der neue König Heinrich II. sie streichen würde, war nicht ungegründet. Margarethe hatte ihm einen kurzen traurigen Brief mit den üblichen Wünschen zu seiner Thronbesteigung geschrieben. Sie stand ihm fremd gegenüber, und die erste Regierungshandlung Heinrichs war geeignet, sie mit Besorgniß zu erfüllen, hatte er doch Montmorency, ihren alten Gegner, wieder zur Regierung berufen.

Der Thronwechsel hatte zwar eine Umwälzung in der Regierung zur Folge. Doch nur die Personen wechselten, die Politik blieb im ganzen dieselbe, da Montmorency seine alten Ideen nicht geändert hatte. Am wenigsten dachte er daran, dem König von Navarra willfährig zu sein.

Zwischen dem französischen Hof und dem König von Navarra bestand eine tiefe Verstimmung. Französischerseits beargwohnte man Heinrich von Albret und glaubte an dessen Sympathien für Spanien; Heinrich aber fürchtete einen ernstlichen Angriff auf seine Selbständigkeit. Der verstorbene König Franz hatte in der letzten Zeit sich ernstlich mit der Verheirathung der Prinzessin Johanna beschäftigt und dabei an den Herzog Anton von Bourbon-Vendome gedacht. Der Herzog war der älteste Sohn jenes Vendome, der nach der Schlacht bei Pavia einen Augenblick als Regent in Aussicht genommen

worden war. Er war somit das Haupt der königlichen Nebenlinien der Bourbonen. Aber obgleich er als der „erste Prinz von Geblüt" dem Thron am nächsten stand, war er wenig bemittelt, da der große bourbonische Besitz nach dem Abfall Karls von Bourbon eingezogen worden war. Er besaß das Herzogthum Vendome, die Grafschaft Marle und einige andere Herrschaften, war Gouverneur der Picardie und hatte sich im Feld bewährt. Im Jahre 1518 geboren, also noch nicht dreißig Jahre alt, war er wegen seiner Verschwendung und seines wenig ernsten Sinnes, aber auch wegen seines kriegerischen Muthes bekannt. Margarethe hatte den Gedanken, ihn ihrer Tochter als Gemahl zu geben, entschieden zurückgewiesen.

Nun griff Heinrich II. doch auf diesen Plan zurück. Vielleicht sah er sich darum veranlaßt, seiner Tante die gleiche Summe als Apanage zu bewilligen, die sie früher bezogen hatte. Er wollte freundlich erscheinen, um desto entschiedener in der Angelegenheit Johannas vorgehen zu können.

Am 28. Juli 1547 war die feierliche Krönung Heinrichs in Reims. Heinrich von Navarra konnte sich nicht fernhalten, sondern holte seine Tochter in Plessis-lez-Tours ab und zog mit ihr an den Hof. Margarethe war zu leidend und blieb in Kloster Tusson im Poitou zurück.

König Heinrich brachte im Gespräch mit seinem Oheim von Navarra alsbald die Rede auf Johannas Vermählung, schlug auch den Herzog von Bourbon vor. Heinrich von Albret antwortete ausweichend, er müsse erst mit der Königin Margarethe reden, und erbat sich eine Frist. Seine Stellung war diesmal um so schwieriger, als Johanna persönlich dem Herzog geneigt war.

Nach Bearn zurückgekehrt, versuchte Heinrich noch einmal mit dem Kaiser zu unterhandeln. Der Infant, Don Philipp, hatte zwei Jahre zuvor seine erste Gemahlin, Maria von Por-

tugal, durch den Tod verloren und war wieder frei. Die Verhandlungen begannen aufs neue. Gleichzeitig ließ Heinrich auch beim Herzog von Savoyen anfragen, ob eine Verbindung Johannas mit dessen Sohn, dem Prinzen von Piemont, möglich wäre.

Die Besprechungen führten auch diesmal zu keinem Resultat. Das Mißtrauen, die natürliche Frucht der falschen Staatskunst, war zu rege. In einem Testament aus dem Januar 1548 empfahl Kaiser Karl V. seinem Sohn die Verbindung mit Johanna von Navarra, aber er wollte doch selber dem Andringen Heinrichs von Albret nicht nachgeben. Er fürchtete getäuscht zu werden und sah in dem Vorgehen des Bearners nur eine List, die mit Vorwissen des französischen Königs gegen ihn gebraucht werde.

Dieser aber mißtraute wiederum den andern, zumeist dem König von Navarra. Wie weit er von dessen Unterhandlungen wußte, bleibt unbestimmt. Daß er sie ahnte, ist sicher. Er ließ ihn genau beobachten, seine und der Königin Margarethe Correspondenz controliren, verdächtige Briefe erbrechen. Montmorency leitete dieses Spionirsystem, wie aus mehreren Schreiben Heinrichs an ihn hervorgeht. „Ihr braucht die Sendungen für den König von Navarra und seine Frau nicht mehr zu öffnen," schrieb er ihm u. a., „denn sie enthalten nichts Bemerkenswerthes."

Heinrich von Navarra hatte sich solcher Vorsicht von Seiten seines Neffen wohl versehen und seine Maßregeln darnach ergriffen. Seine wichtigste Correspondenz wurde durch zuverlässige Boten besorgt und war so gefaßt, daß sie nur einfache Privatverhältnisse zu behandeln schien. Denn selbst die Personen, die zu nennen waren, wurden mit falschen Namen bezeichnet.

Im geheimen Wettkampf zwischen den Häusern Frankreich und Navarra ging der französische König soweit, daß er

sowohl für den Infanten, wie für den Prinzen von Piemont seine Schwester Margarethe in Vorschlag brachte.

In den Frühlingsmonaten des Jahres 1548 unternahm König Heinrich II. eine Rundreise durch seine östlichen Provinzen, und bei seinem Einzug in Lyon waren auch Margarethe und ihre Tochter zugegen. Der König hatte die beiden wohl eingeladen, und auch an Heinrich von Albret war die gleiche Aufforderung ergangen. Der König wollte den spanischen Intriguen ein Ende machen und erklärte seinen Willen, Johanna von Navarra mit Anton von Bourbon zu vermählen. Am 8. October kam er mit dem Hof nach Moulins, dem Hauptort des Herzogthums Bourbon, wo sich auch endlich Heinrich von Albret einfand. An ferneren Widerstand war nicht mehr zu denken. Den Bearner, den er als geldliebend und sparsam kannte, zu versöhnen, bewilligte ihm Heinrich II. eine jährliche Summe von 15 000 Livres zu Rüstungen für die Eroberungen Navarras, welche Summe aber nur ein einzigesmal ausgezahlt wurde.

Im alten Herzogsschloß der Bourbonen zu Moulins wurde am 20. October die Hochzeit Antons von Bourbon mit Johanna von Navarra gefeiert. Margarethe war tief ergriffen, denn sie fürchtete für die Zukunft ihrer Tochter. Sie beurtheilte ihren Schwiegersohn in ungünstiger Weise. „Niemals saht Ihr soviel Thränen vergießen," schrieb Heinrich II. mit schlecht verhehlter Schadenfreude an Montmorency, „und wenn ich nicht gewesen wäre, wäre sie mit ihrem Mann gar nicht mehr heimgekehrt," und in einem anderen Brief, den er dem Connetable und dem Herzog von Aumale gemeinschaftlich schrieb, bemerkte er: „Meine gute Tante und ihr Gemahl sind sehr böse auf einander" (se veulent le plus grand mal du monde).

Die Heirath Johannas hatte diese Entfremdung vielleicht noch gesteigert, doch bestand sie schon seit längerer Zeit. Heinrich

von Navarra vernachlässigte seine Gemahlin schon seit längerer Zeit, kränkte sie durch seine Liebschaften und behandelte sie ohne Rücksicht. Seit ihres Bruders Tod hatte Margarethe jede Stütze verloren, und Heinrich legte sich keinerlei Zwang mehr auf. In der Heirathsangelegenheit hatte er sich schneller gefügt, als sie. Er hatte sich durch das Angebot einer Erhöhung seines Gehalts gewinnen lassen, und König Heinrich von Frankreich schrieb an Montmorency, der Bearner sei nur darauf bedacht, Geld zusammenzuscharren und gut zu leben.[126])

Vielleicht zürnte ihm Margarethe ob dieser Nachgiebigkeit. Und doch, was hätte er thun sollen? Jeder Widerstand war vergebens, und so hielt er es für besser, seine Zustimmung zu heucheln. Es scheint nämlich, daß er sich wirklich nur verstellte, um den immer regen Argwohn des französischen Königs zu beschwichtigen. Geheime französische Berichte aus jener Zeit melden, daß er ganz verzweifelt nach Bearn zurückgekommen sei, und jedenfalls begann er aufs neue mit dem Kaiser zu verhandeln. Es ist wohl möglich, daß er diese Schritte auch vor Margarethen geheim hielt, um nicht gehindert zu werden.

Der Vorwurf, daß er nur darauf bedacht sei, Geld zu sammeln, war nicht gerechtfertigt. Heinrich von Navarra war sparsam und mußte es sein, wenn er Ordnung in seinen Finanzen erhalten, sich vielleicht gar zu einer kühnen Unternehmung rüsten wollte. In seinem Enkel Heinrich IV. fand sich diese weise Sparsamkeit zum Segen Frankreichs wieder.

In fast komischer Weise versuchte übrigens Heinrich auch seinen Schwiegersohn zur einfachen Lebensweise zu bekehren. Am Tage nach der Hochzeit erschien er in der Wohnung des jungen Paares und verjagte die Mehrzahl der Pagen und Hausofficiere Bourbons. „Ich glaube, sie haben zusammen jetzt keine zehn Edelleute mehr um sich", schrieb König Heinrich von Frankreich.

Einige Tage nach der Hochzeit, am 24. October, verließ der Hof Moulins. Unterwegs trennten sich der Herzog von Bourbon und seine junge Gemahlin von dem Zug, um sich nach Vendome zu begeben, wo des Herzogs Mutter wohnte. Margarethe begleitete sie dahin. Später besuchten sie zusammen Plessis-lez-Tours, an das sich für Johanna ernste Erinnerungen knüpften. Dann aber ging es nach Bearn, wo das neuvermählte Paar in Pau am 16. Januar 1549 seinen feierlichen Einzug hielt. Margarethe hatte sich nun überzeugen können, daß ihre Tochter glücklich war.

Sie selbst aber fühlte sich schwer krank. Noch einmal scheint sie in einem geheimen Rath, zu dem auch Anton und Johanna von Bourbon zugezogen wurden, von jeder weiteren Verbindung mit Spanien abgerathen zu haben. Sie vergaß doch nicht, daß sie eine Tochter Frankreichs war und soll auch von Johanna in dieser Richtung unterstützt worden sein.

Allein sie mußte bald jeder ernsteren Beschäftigung entsagen. Schwach und fortwährend leidend, zog sie sich auf Schloß Odos in Bigorre zurück. Sie erwartete ihr Ende, und so erklärt sich ihr Traum, in dem sie eine himmlische Erscheinung erblickte, die sie zu sich rief. Ein Komet, der sich am Himmel zeigte, schien gleichfalls eine Warnung zu sein. Als sie ihn in einer heiteren Nacht beobachtete und sich dabei erkältete, beschleunigte sie ihren Tod. Sie starb nach dreiwöchentlichem Krankenlager den 21. December 1549 im acht und fünfzigsten Jahre ihres Lebens.

Heinrich von Navarra war gerade auf dem Weg nach Paris, wohin er sich sehr gegen seinen Willen hatte begeben sollen. Als er Nachricht von ihrem nahen Ende erhielt, kehrte er sogleich wieder um, doch fand er Margarethe nicht mehr am Leben. Unter großen Feierlichkeiten ließ er die Leiche in der Kirche zu Lescar beisetzen.

Wenige Tage nachher äußerte er seine Absicht, sich noch

einmal zu vermählen. Er dachte an die Prinzessin Margarethe von Frankreich, König Heinrichs Schwester, die ihn aber abwies, und verhandelte auch mit den Spaniern über eine Verbindung mit dem Haus Oesterreich.[127])

Margarethens Heimgang erregte allgemeine Klage. Um sie trauerten die Armen, denen sie eine Wohlthäterin gewesen war, die Gelehrten und Dichter, die sie als Freundin behandelt, die Verfolgten, die sie nach Kräften beschützt hatte.

Unter den vielen Gedichten, die sie nach ihrem Tod verherrlichen sollten, finden sich auch einige warm empfundene Strophen Ronsards, der sie als die Perle und Ehre aller Fürstinnen preist. Auch de Thou erwähnt ihres Todes in seiner „Geschichte" mit Worten der Anerkennung und Achtung. „Um das Ende des Jahres starb zu Odos in Bigorre Margarethe, die Schwester des Königs Franz und Gemahlin des Königs Heinrich von Navarra, eine durch die höchsten Gaben des Geistes und Charakters ausgezeichnete Frau. Bei der Geistlichkeit war sie freilich nicht gut angeschrieben, weil sie den Zorn ihres Bruders gegen die Lutheraner milderte, so viel sie konnte, und weil diese eine sichere Zuflucht bei ihr fanden. . . . . Unter ihrem Namen hat man auch ein Bändchen Erzählungen, die in der Art der Novellen des Boccaccio verfaßt sind, und die, obwohl sie zu dem Ernst einer solchen Heldin und ihren letzten Lebensjahren nicht stimmen, doch nicht so streng zu verurtheilen sind, wenn man an die Zeit und an das jugendliche Alter denkt, in der sie geschrieben wurden."[128])

Margarethe steht in der Reihe der besten Menschen ihrer Zeit. Sie war tolerant in einem Zeitalter allseitiger Intoleranz. Selbst fromm, achtete sie die Ueberzeugung anderer, auch wenn ihr diese irrig erschien. Aus dem Haus Valois stammend und Königin, war sie doch die Vorkämpferin der geistigen Freiheit. Für die Reform der Kirche eintreten, hieß für den Fortschritt der Menschheit kämpfen. Daß Mar-

garethe dies erkannte und der großen Bewegung bis zu ihrem Tod treu blieb, das zog ihr den Haß der Fanatiker zu und erwarb ihr die Anerkennung der Nachwelt.

Ein Bild aus ihrem zwei und fünfzigsten Jahre zeigt sie nachdenklich und fast traurig. Ihre Züge sind fein, ihr Blick voll Güte. Sie trägt ein mit Pelz verbrämtes Kleid, einen feinen Halskragen und die Bearner schwere Haube. In den Händen hat sie ein Buch, vielleicht ein Gebetbuch oder ihre Gedichte. Das Jahr 1544, in dem das Bild entstand, hatte ihr keine Freude gebracht, und das scheint auch der Ausdruck ihrer Züge in dem Bild zu sagen.





X.

Die Dichtungen der Königin Margarethe.

Königin Margarethe war nicht allein eine begeisterte Freundin aller Kunst und Poesie, sie war auch selbst mit poetischem Talent begabt und erfahren in der heiteren Wissenschaft damaliger Verskunst. Was sie bewegte, sprach sie gern im Gedicht aus. Die reformatorische Bewegung, die Schicksale ihres Bruders, die Galanterie ihrer Zeit, alles das fand in ihren Dichtungen lebendigen Ausdruck. Die französische Literatur hat während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts nur einen einzigen Mann, Rabelais, aufzuweisen, der die Königin an Vielseitigkeit und Tiefe der Gedanken übertraf. Allen anderen Dichtern und Schriftstellern ihrer Zeit stand sie voran, sie übertraf selbst Marot, wenn auch nicht an Leichtigkeit und frischquellendem Humor, so doch gewiß an Empfindung, geistiger Kraft und sittlichem Ernst. Sie selbst sagte in einem ihrer größeren Gedichte von sich und ihrer dichterischen Thätigkeit in einem Augenblick der Muthlosigkeit:

Die Feder emsig führen, war mir einst
Gar große Ehre, eine wahre Lust.
Doch ist mir alle Kraft dazu geschwunden.

In einem Brief aber aus „den Bergen, wo sie von anregender Gesellschaft fern ist", sagte sie um jene Zeit, daß sie „gelernt habe, hauptsächlich von Papier zu leben!"[129])

Wir haben zwar in den früheren Abschnitten gelegentlich Margarethens Gedichte erwähnt, doch erwächst uns die Aufgabe, ihre Werke noch einmal übersichtlich hier zu besprechen und deren literarischen Werth zu prüfen. Sie zerfallen in drei Haupttheile, Briefe, Dichtungen und Novellen.

Die Briefe waren zwar alle privater Natur, doch müssen sie ebenfalls hier genannt werden. Sie sind vorzugsweise geeignet, die feine Natur der Königin zu zeigen. Die zahlreichen Briefe an König Franz, ihre Freunde und vertrauten Beamten lassen in ihr die selbstlose warmfühlende Frau, ihre Bildung, ihren Wissensdurst erkennen, und reden bei aller Erhebung doch die klare Sprache eines praktischen Geistes. Nur ihre Briefe an Bischof Briçonnet bilden in dieser Beziehung eine Ausnahme. Eine Zeit lang von mystischen Anwandlungen hingerissen, ahmte sie die verworrene Sprache nach, die der Bischof ihr gegenüber gebrauchte. Ganz hat sie sich niemals von einem leichten Mysticismus befreit, aber gerade darum ist es bemerkenswerth, daß sie sich von ihrem schwärmerischen Herzen später doch niemals wieder hinreißen ließ und die Bestimmtheit ihres Denkens und Handelns nicht einbüßte.

Margarethens poetische Arbeiten sind unter dem Titel: „Marguerites de la Marguerite des Princesses" von ihrem Secretär J. Symon, der sich auch Symon Sylvius oder J. de la Haye nannte, veröffentlicht worden, nachdem einige von ihnen selbständig dem Publikum übergeben worden waren. Die meisten Gedichte aber waren nur in Handschriften bekannt, als J. de la Haye im Jahre 1547 sie bei Lebzeiten der Königin und mit ihrer Zustimmung gesammelt herausgab. Ein Theil der Gedichte an den König, und natürlich gerade die intimsten

und interessantesten, konnten in der Sammlung nicht aufgenommen werden. Der etwas gespreizte Titel, — ein Wortspiel auf den Namen der Dichterin — war offenbar vom Herausgeber ersonnen, um der Königin in galanter Art zu huldigen. In dem Widmungsgedicht, das er der Sammlung vorausschickte, nannte er in gelehrter Aufzählung alle Länder der Welt, um nachzuweisen, daß sich in keinem derselben eine solche Blume wiederfinde, die das ganze Jahrhundert, Frankreich und das Geschlecht der Lilien ehre. Der Geist der Dichterin sei wahrhaft königlich, frei und von Nektar allein genährt. Von den Früchten ihres Geistes habe er einige gepflückt, und sie seien so vortrefflich, daß sie alle sündigen und lasterhaften Begierden verscheuchten. Sich selbst nennt er einen armen einfachen Poeten, und wenn er sich mit der Königin vergleicht, so kommt er sich wie eine Hecke (la haie) neben einem hochstämmigen Wald vor. Das ganze Widmungsgedicht ist im Geschmack und in der Haltung einer damals schon überwundenen Schule verfaßt. Der Verfasser sagt auch, daß sein Frühjahr und sein Sommer schon vorüber seien, daß er aber auf den Schutz seiner Herrin rechne, um auch den Unbilden des Winters widerstehen zu können.[130])

Wenn also der Herausgeber mit dem Lob nicht geizte, sprach die Königin selbst um so bescheidener von ihren Arbeiten. Sie wandte sich in einem einleitenden Gedicht an den Leser mit der Bitte, sich nur an den Stoff zu halten, die Fehler der Sprache und des Rhythmus aber zu entschuldigen. Die Dichtungen seien das Werk einer Frau ohne großes Wissen, die nur den Wunsch hege, Gott zu verherrlichen. Und in diesem Sinn schließt sie mit der Ermahnung an die Leser, den Allmächtigen um lebendigen Glauben zu bitten.

Wir können die „Marguerites“ in vier Haupttheile trennen, denn neben frommen geistlichen Gedichten stehen biblische Schauspiele, neben weltlichen Gedichten heitere Komödien.

Die geistlichen Gedichte sind von allen zuerst zu nennen, nicht allein weil sie in großer Zahl vorhanden sind, sondern noch mehr, weil sie Margarethens Wesen in besonderem Licht erscheinen lassen. Die Poesie ist in ihnen nicht die Hauptsache, nicht sich selbst Zweck; sie sind vielmehr ein Werk bibelfesten Glaubens und sollen eine Bethätigung des religiösen Sinnes sein, sollen die Herzensfrömmigkeit der Verfasserin zum Ausdruck bringen.

Sie sind zumeist nur eine Paraphrase verschiedener Bibelstellen und ohne festen inneren Zusammenhang aneinander gereiht. Margarethe hatte sich in das Studium der Bibel vertieft und wollte durch ihre Gedichte die gleiche Frömmigkeit im Herzen der Leser erwecken. Wie zur Bekräftigung ihrer Worte führt sie darum auch die Bibelsprüche, die als Thema für ihre Variationen dienen, gewissenhaft an.

Doch die Königin hatte auch Stunden schmerzlichen Zweifels und angstvollen Ringens. Ihre Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe kämpften mit dem Gebot ihrer Frömmigkeit, und ihr klarer Verstand zeigte ihr Widersprüche, die der fromme Mensch gewöhnlichen Schlages nicht ahnt oder nicht beachtet. Im „Miroir“ bekennt sie sich schuldig, Gottes Werke für fehlerhaft erklärt und mit dem Herrn gehadert zu haben, weil er Gesetze gebe, die er selbst nicht halte. Er verbiete den Menschen Böses zu thun, und gestatte es sich selbst jederzeit; er untersage zu tödten, und habe doch an einem Tage unbarmherzig drei und zwanzigtausend Juden auf dem Marsch durch die Wüste vertilgt. (Mos. IV. Kap. 26.)[131]) Dann sagt sie wieder, sie habe Christi Worte „Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid,“ wohl gehört, aber nicht an deren Wahrheit geglaubt. Solcher Gedanken halber, fährt sie fort, sei sie von Gott mit Krankheit heimgesucht worden; kaum aber habe sie bereut, so sei auch die Krankheit von ihr gewichen. Wie das Auge geblendet wird, wenn ein einziger Sonnenstrahl es trifft,

und wie es den vollen Lichtglanz nicht ertragen kann, so empfindet Margarethe die Größe und Herrlichkeit, aber auch den Schrecken der göttlichen Liebe, sobald nur ein Funke derselben sie berührt. Sie verstummt, denn die Herrlichkeit ist zu groß. Immer wieder kommt sie auf ihre Vergangenheit zurück, und jede neue Erinnerung steigert ihr Dankgefühl und ihren frommen Jubel. Sie ringt förmlich mit der Sprache, um ihrer Empfindung begeisterten Ausdruck zu geben.

Gegenüber diesem frommen Gedicht, das doch offen von früheren Zweifeln redet, versteht man Margarethens allezeit geübte Toleranz. Sie hatte selbst so viele Geisteskämpfe in sich auszufechten gehabt, daß sie das Ringen nach Wahrheit in jedem zu schätzen wußte, auch wenn er dabei zu anderen Resultaten gelangte. Im ganzen ist ihre Selbstanklage freilich nur als ein Sündenbekenntniß aufzufassen, das sie im Namen der Menschheit ablegte, und als ein Erbauungsbuch, das sie vor allem den Reformirten bestimmte. Findet sich doch die Lehre der Reformatoren von der Rechtfertigung durch den Glauben in dem „Miroir“ zum öfteren deutlich ausgesprochen, und auch die Prädestination wird in anderen späteren Gedichten erwähnt.[132]) An den „Miroir“ schließt sich noch eine Reihe ähnlicher Dichtungen, von welchen noch die „Oraison de l'âme fidèle“ und „le Triomphe de l'Agneau“ hervorzuheben sind.

Neben den geistlichen Gedichten stehen die geistlichen Schauspiele, die in der Art der Mysterien gehalten sind. Es sind ihrer vier, „Die Geburt Jesu,“ „Die Anbetung der Könige,“ „Der Bethlehemitische Kindermord“ und „Die Wüste.“ Diese Dramen sind natürlich nicht im heutigen Sinne des Wortes effectvoll, denn sie bieten nur eine einfache Dramatisirung der biblischen Erzählung. Wer sich aber in die Ideen der früheren Zeit versetzen kann, wird trotz der Länge und unbehilflichen Führung der einzelnen Scenen doch den frischen

Geist und die naive, oft warme Empfindung nicht verkennen, die diese Arbeiten beseelen. Am meisten muthet uns das erste Schauspiel an, das in lebendigem Wechsel der Scenen bald Gott und die Engel, bald die Menschenwelt zeigt und sogar zu Satan und seinen Genossen in die Hölle führt. Besonders hübsch ist eine in das Stück eingeschobene Idylle, ein Schäferspiel, das keine affectirten und unnatürlichen Seladons aufweist, sondern richtige einfache Landleute zeichnen will. Die Engel erscheinen und rufen ihnen zu, der große Tag sei angebrochen, an dem Gott seine Liebe zur Welt kund thun werde, und nachdem die Schäfer und Schäferinnen sich versammelt haben, verkündet ihnen einer der Himmlischen die Geburt des Christkindes und sagt ihnen, wo sie es sehen können. Unter frommen Gesängen ziehen sie nach Bethlehem; Josef läßt sie in den Stall eintreten, wo sie das Kind anbeten und der Jungfrau Maria ihre gut gemeinten einfachen Geschenke darbringen. Satan aber hört die Schäfer singen und Gott preisen. Sein Herz ergrimmt und er tritt zu ihnen, um sie zum Unglauben zu verführen. Er verspricht ihnen Reichthum und Macht, wenn sie ihm huldigen wollen, allein seine Künste vermögen gegen den festen Glauben der einfachen Leute nichts auszurichten. Unter anderem stellt er ihnen die verfängliche Frage, ob sie denn glauben die heilige Schrift zu verstehen? Es birgt sich darin eine Anspielung auf die Reformationszeit, denn das Lesen und eigenmächtige Erklären der Bibel wurde den Anhängern der Reform als ein schwerer Fehler vorgeworfen. Der eine Hirt aber antwortet dem Bösen, daß sie die Bibel in demüthigem Sinne lesen, und daß ihnen der barmherzige Gott die Wahrheit darin offenbart. Satan muß von seinem Versuch abstehen, und das Stück führt zum Schluß wieder in den Himmel, wo die Chöre der Engel einen Lobgesang anstimmen.

Ähnlichen Charakters, aber weniger bewegt, sind die

anderen Schauspiele, und besonders das letzte, die Flucht der heiligen Familie in die Wüste, ist nur eine Reihe von Hymnen und Dankgebeten.

Den geistlichen Gedichten reihen sich die weltlichen an, die in mancher Hinsicht für uns interessanter sind. Wir können annehmen, daß die Königin ihre Mysterienspiele vor einem größeren Publikum darstellen ließ und mit ihren Aufführungen die Weihe der Weihnachtstage erhöhte. Doch sie beschränkte sich nicht auf diese ernsten Dichtungen, sondern verfaßte auch heitere Stückchen, welche im intimeren Kreise gespielt wurden. Zwei derselben sind erhalten, aber Margarethe hatte wohl mehr geschrieben und sich in einigen vielleicht auch manche Anspielung auf herrschende Mißbräuche erlaubt. Margarethe schrieb selbst aus Nerac an Izernay, daß man sich bei ihr mit Mummenschanz und Possen die Zeit vertreibe.[133]) Ihre Worte bestätigt Remond in seiner „Geschichte der Ketzerei", denn er berichtet, italienische Schauspieler hätten in Bearn vor dem König und der Königin von Navarra ihre Kunst gezeigt und in ihren Stücken ungestraft die Kirche verspottet. Beweise bringt er keine für diese Anklage, aber es ist wohl möglich, daß die Italiener sich anzügliche Worte erlaubten. Weiter aber dürfen wir nicht gehen und nicht schließen, daß die Königin selbst Possen in aggressiver Tendenz verfaßt habe. Dafür müßten doch Beweise vorliegen, die Werke selbst oder Citate aus ihnen, oder zum wenigsten Mittheilungen aus dem Munde von Zuschauern. Doch dem ist nicht so. Im Charakter der Königin lag es auch nicht, so vorzugehen. Heftig und verächtlich sprach sie nur von den Bettelmönchen in ihren Novellen; im übrigen erlaubte sie sich höchstens feine und gemäßigte Anspielungen auf Verhältnisse und Anschauungen, die ihr widerstrebten.

Das eine der beiden Stückchen, die von ihr erhalten sind, ist zwar als eine Posse bezeichnet, trägt aber doch mehr den

Charakter einer sogenannten „Moralität" und ist betitelt „Trop, Prou, Peu, Moins" (Zuviel, Genug, Wenig, Weniger"). Es enthält ein allegorisches Spiel, das die Nichtigkeit des irdischen Reichthums beweisen soll. Die Herren Zuviel und Genug sind zwei übermäßig reiche Leute, die sich keinen Wunsch zu versagen brauchen, aber unersättlich sind und von Ehrgeiz gepeinigt werden. Sie haben bezeichnender Weise Eselsohren, und darüber fühlen sie sich unsäglich unglücklich. König Midas kommt ihnen immer aufs neue in den Sinn, und in wiederholtem Klageruf lassen sie dessen Namen erschallen! „Midas! Midas! ohne Gleichen ist dein Leid! Midas! Midas! wie fühlen wir mit dir!" und wie der asiatische König suchen auch sie ihre Ohren vergebens unter großen Mützen zu verbergen. Im Gegensatz zu diesen Jammerhelden erscheinen die zwei anderen Personen des Stücks, „Wenig" und „Weniger". Sie sind Vagabunden, Proletarier, aber dabei glücklich und zufrieden. Immer heiter, nehmen sie das Leben leicht, kümmern sich um nichts, und haben zudem Hörner auf dem Kopf um sich vorkommenden Falls zu wehren. „Alles ist gut, alles ist schön?" ruft der eine von ihnen. „Alles ist schlecht, alles ist häßlich;" entgegnete der reiche Zuviel. Eine weitere Verwickelung hat das Stückchen nicht. In den Schlußworten wollen einige eine skeptische Anspielung finden. „Weniger" ermahnt dort zum Gebet für die Todten, deren Wiederkehr unbekannt sei, worauf „Wenig" bemerkt, nur einzelne seien überhaupt zurückgekehrt, der Weg sei gar lang. Der neuste Herausgeber der „Marguerites" erinnert hierbei an eine Äußerung der Königin Margarethe, die Brantome in seinen „Dames illustres" mittheilt. Bei Gelegenheit eines Gesprächs über das ewige Leben habe sie gesagt, es möge schon richtig sein, daß man nach dem Tod ein neues Sein beginne, aber bevor man dazu gelange, müsse man gar lang todt unter der Erde liegen.[134])

Das zweite Stückchen trägt keinen besonderen Titel, sondern

ist einfach als Komödie bezeichnet. Auch die Personen, die darin auftreten, sind nicht durch Namen unterschieden; es heißt nur, daß zwei Mädchen, zwei Frauen, ein altes Weib, vier Männer und ein Greis darin erscheinen. Die einzelnen Figuren sind darum doch genau charakterisirt. Von den beiden Mädchen, die zuerst auftreten, will das eine ihr Herz frei erhalten. Sie will selbständig bleiben und spottet der Verliebten. Das andere Mädchen dagegen preist das Glück einer wahren treuen Liebe. Bald treten zwei Frauen zu ihnen, die aber beide klagen. Die eine wird von ihrem eifersüchtigen Gatten ganz ohne Grund, wie sie behauptet, mißhandelt, und die zweite ist selbst eifersüchtig, da ihr Mann sie um einer Andern willen vernachlässigt. Eine hundertjährige Alte wird von ihnen um Rath angegangen, denn sie muß ja Erfahrung genug haben. Eine jede bringt noch einmal ausführlich vor, was sie denkt, und die Alte giebt dann ihren Bescheid, der freilich nicht besonders mundet. Der einen Frau, die mißhandelt wird, giebt sie in allerdings dunklen Worten den Rath, sich anderwärts Trost zu suchen; der eifersüchtigen Frau empfiehlt sie Geduld an, denn die Zeit werde kommen, wo all diese Stürme sich legen. Dem Mädchen, das seine Freiheit behaupten will, prophezeit sie, daß auch ihre Stunde schlagen werde, und die glücklich Liebende heißt sie sich auf Täuschung uud Kummer gefaßt machen. Denn so sei einmal der Lauf der Welt:

Ihr wollt mir keinen Glauben schenken,
Mein Wort euch Blinden nicht behagt.
Doch einst müßt ihr der Alten denken,
Wenn sich erfüllt, was sie gesagt.[135])

Kaum hat sie diese Prophezeihung ausgesprochen, so erscheinen vier Männer und ein Greis. Der letztere begleitet die Alte, die vier Männer aber fordern die Mädchen und Frauen zum Tanz auf, und diese lassen sich nicht lange

bitten. Damit schließt das Stückchen. Aber man ist versucht zu fragen, ob es nicht jetzt erst recht beginnt, und ob die Weissagung der Alten nicht schon in der Kürze sich erfüllen wird?

Mannigfaltig ihrer Form wie ihrem Inhalt nach sind endlich noch die Dichtungen, welche theils lyrischer Natur sind und eigne Erlebnisse behandeln, theils größere Erzählungen im Stil der damaligen Galanterie bieten. Die ersteren, von welchen wir mehrere schon früher angeführt haben, enthalten einige der gelungensten Gedichte Margarethens. Zu den umfangreicheren Werken gehören die „Klage für einen Gefangenen" („Complainte pour un detenu prisonnier), „die Satyrn und die Nymphen Dianas" „die vier Damen und die vier Edelleute", „die Kutsche" (la coche) u. a. m.

Die „Klage für einen Gefangenen" ist nicht, wie man früher öfters annahm, ein Klagelied um König Franz während dessen Haft in Madrid, denn der Gefangene, dem die Königin das Gedicht in den Mund legt, redet den König selbst an, und nennt ihn „die Hälfte seines Herzens, seinen Freund und Beschützer, seinen Jonathan, Achates und Pollux". Er gedenkt der Tage, als er in die kleine Gemeinde aufgenommen wurde, in der Pallas Athene, die Musen und Grazien heimisch waren. Dort fand er die Königsfamilie, die ihn freundlich willkommen hieß, so daß er sich sicher fühlte. Offenbar läßt Margarethe hier einen Reformator reden. In den Kerker geworfen, ist er der Verzweiflung nahe und fleht Christus um Hilfe an. Von allen Reformatoren stand Gerhard Roussel dem Hof und Margarethen am nächsten, und an ihn denkt man zuerst, wenn man fragt, für wen hier die Königin das Mitleid erwecken will? Aber das Gedicht bleibt doch räthselhaft, denn manche Stellen passen nicht auf Roussel. Dieser mußte allerdings seiner Sicherheit halber auf kurze Zeit Frankreich verlassen, aber der Gefangene fragt, warum Gott ihn aus Frankreich abgerufen habe, wo er in Ruhe und ohne Leid

hätte leben können? Und er beantwortet sich selbst diese Frage. Gott habe gewollt, sagt er, daß er zu Fuß die Gebirge, Thäler und Wasser überschreite, um den Erwählten das Wort des Heils, das Evangelium zu predigen. Er klagt ein andermal, daß er die Gnade seiner Fürstin, offenbar Margarethens, verloren habe. Das Gedicht mag dazu bestimmt gewesen sein, König Franz zu einem Gnadenakt zu bewegen, oder von ihm ein Fürwort bei einem auswärtigen Monarchen zu erlangen, da der Gefangene vielleicht in der Fremde eingekerkert und mit dem Tode bedroht war.[136])

Andere Gedichte im Stil der damaligen ritterlichen Galanterie brauchen wir nur kurz zu erwähnen. Das größte von ihnen, „Die vier Damen und die vier Edelleute", erinnert an die Verhandlungen über subtile Liebesfragen, die vordem in den Liebeshöfen an der Tagesordnung waren. Wechselnd im Versmaß und oft in kunstvoll ausgearbeiteter Form, ist das Ganze überaus monoton, da jede Dame und jeder Edelmann der Reihe nach in übermäßig ausgeführter Schilderung ihr Liebesleid klagen.

Eins der anmuthigsten Stückchen der Sammlung ist „Die Kutsche". Margarethe hatte dasselbe in früheren Jahren verfaßt, gab ihm aber später eine etwas andere Form. Aus dieser späteren Zeit stammt z. B. der Zusatz, daß sie fünfzig Jahre alt, daß ihre Kraft geschwunden sei, sie nur noch an den Tod denke und über Fragen der Liebe kein Urtheil mehr abgeben könne.

Zu Anfang des Gedichts erzählt sie, wie sie eines Tages allein durch die schöne Landschaft gewandert sei. Die Sonne stand bereits tief, die Luft war mild und ihr Herz fühlte sich seltsam bewegt. Sie wandte sich von der Gesellschaft der Menschen ab, um die Einsamkeit aufzusuchen. „Denn das Herz, das selbst der Freude bar ist, erträgt es schwer, anderer Menschen Freude zu sehen." Sie schlug also eilends einen Fußpfad ein,

und traf, als sie weiter ging, einen Landmann, mit dem sie eine Unterhaltung anknüpfte, den sie nach dem Stand der Ernte, nach seiner Familie und seinen Verhältnissen fragte. Plötzlich bemerkt sie jedoch drei Damen aus dem Wald kommen, schwarz gekleidet, das Haupt zu Boden gesenkt und verhüllt. Sie sind offenbar in tiefer Trauer, und als sie näher treten, sieht die Königin, daß sie von großer Schönheit sind, aber heiße Thränen vergießen. Die Damen wenden sich an die Königin und bitten sie, Schiedsrichterin zu sein und zu urtheilen, wer von ihnen die Unglücklichste sei und am besten liebe. Der Reihe nach schildert dann jede ihren Kummer. Die eine sieht ihren Geliebten untreu und schwankt, was sie thun soll. Will der Geliebte sie nur auf die Probe stellen? Soll sie einen andern Ritter suchen, auf daß sie nicht vor Kummer sterbe? Doch nein, eine neue Liebe ist ihr unmöglich, und darum fühlt sie sich unglücklicher, als jede andere Frau der Welt. Von ihrer Wehklage erschöpft, bricht sie ohnmächtig zusammen. Als sie wieder zur Besinnung kommt, beginnt die zweite Dame ihre Mittheilungen. Sie hat keinen Grund zum Zweifel, denn sie hat sichere Beweise von der Untreue ihres Freundes, und auch sie fällt, nachdem sie ihren Schmerz ausführlich geschildert hat, aus einer Ohnmacht in die andere.

Die dritte Dame hat sich über ihren Geliebten nicht zu beklagen, denn sie wird treu geliebt, liebt ihn wieder und wäre glücklich, wenn ihre beiden Freundinnen nicht so schweres Leid zu tragen hätten. Eine so innige Freundschaft verbindet sie aber mit jenen, daß sie nicht glücklich sein will. Und darum hat sie, so schwer es ihr auch fallen mochte, auf Glück und Liebe verzichtet und ihren Ritter abgewiesen. Natürlich ist auch sie nun unglücklich über die Maßen, und die drei Freundinnen wetteifern in lauter Klage um den Ruhm der edelsten Liebe. Die Königin soll entscheiden, allein sie wagt es nicht. Sie ist über die Zeit hinaus, in der sie sich mit solchen Fragen beschäftigte.

Gerade zur rechten Zeit kommt ein tüchtiger Regen, der die unglücklichen Damen veranlaßt, in der Kutsche der Königin Zuflucht zu suchen. Unterwegs schlägt ihnen diese vor, sie sollen sich an König Franz wenden, der besser als jeder andere über Fragen der Liebe entscheiden kann. So schließt sie mit einem begeisterten Lobgedicht auf ihren Bruder. Die Damen willigen ein, und es wird ausgemacht, daß die Königin alles, was sie von ihnen gehört hat, zu Papier bringen und dem König vorlegen soll. Damit dieser aber die Arbeit freundlicher aufnimmt, stellt die Verfasserin dieselbe unter den Schutz der Herzogin von Etampes, „ihrer Cousine und Herrin," deren Freundschaft sie kennt und der sie Glück, Ehre, Gesundheit und Liebe, gleichwie dem König, wünscht.[137])

Die Erzählung ist viel zu lang, die einzelnen Reden der Damen sind zu sehr gedehnt für den heutigen Geschmack. Das 16. Jahrhundert aber freute sich der verwickelten Fragen auf dem Gebiete der ritterlichen Galanterie. Alle Kunst der Dialektik mußte dabei aufgeboten werden und sie vertrat dabei die Stelle, die man heute der Psychologie zuweist. Nicht viel anders als die Zeitgenossen Margarethens dachte noch die Gesellschaft des 17. Jahrhunderts, die sich an den langen und für uns so langweiligen Liebesdebatten des „Großen Cyrus" und der „Clelia," jener berühmten Romane des Fräulein von Scudery erfreuten. Für uns sind besonders jene Stellen der „Kutsche" von Interesse, wo die Königin persönlich hervortritt, von sich selbst und ihrer Stimmung spricht. Dann erwacht unsere Theilnahme um so mehr, als wir in ihnen den Hauch tiefer Traurigkeit verspüren, so sehr sich auch die Sprache seitdem verändert und der heutige Leser Mühe hat, den naiven Ausdruck der früheren Zeit vollständig zu würdigen.

Was uns im Gedicht der Königin auffällig erscheint, ist die Huldigung, die am Schluß der Favoritin des Königs

dargebracht wird. Wenn selbst Margarethe die Stellung derselben soweit als berechtigt anerkennen mußte, wird es klar, wie lax in dieser Hinsicht die Anschauungen der Zeit geworden waren. Die Herzogin hatte eine fast offizielle Stellung neben der Königin. Wäre sie sonst von der Schwägerin derselben so offen geehrt worden? König Franz gab damit für seine Nachkommen ein gefährliches Beispiel. Zwei Jahrhunderte später richtete Voltaire ein schmeichlerisch keckes Huldigungsgedicht an die Marquise von Pompadour, das mit dem Wunsche schloß, sie möge mit König Ludwig glücklich leben und jedes von ihnen bewahren, was es erobert habe. Die Königin war darüber empört, selbst die Marquise fand den Witz compromittirend. Und doch besagte das Gedicht nichts anderes, als was Margarethe in der Anrede an die Herzogin von Etampes ausgesprochen hatte.

Die Dichtungen der Königin Margarethe haben heute nur noch literarhistorischen und culturgeschichtlichen Werth. Poetischen Genuß bieten sie nicht mehr. Wir versetzen uns zwar gern in die Denkweise vergangener Epochen zurück und freuen uns ihrer Poesie, trotz der oft ganz entgegengesetzten Anschauungen, die darin herrschen. Aber sie bewegt uns doch nur, wenn sie echt und ewig giltig ist und allgemein menschliche Empfindungen warm und lebendig zum Ausdruck bringt. Die französische Dichtung des 16. Jahrhunderts war aber fast durchgehends gekünstelt. Die frostige Liebesromantik jener Zeit mit ihrer sophistischen Galanterie widerstrebt uns, zumal sie in schroffem Gegensatz gegen die wirklichen Verhältnisse der damaligen Gesellschaft standen.

Wir haben schon im Eingang dieses Abschnittes hervorgehoben, daß Margarethe von Navarra die meisten zeitgenössischen Dichter ihres Landes an Wärme der Empfindung und dichterischer Begabung übertraf. Allein sie stand doch auch unter dem Banne des herrschenden Geschmacks. Wahres

dichterisches Genie fehlte auch ihr und keins ihrer Werke erhob sich zur klaren Schönheit eines Kunstwerks. Ihre frommen Gedichte sind monoton, wie ihre poetischen Erzählungen und Schauspiele; sie ermüden durch ihre Weitschweifigkeit und lassen darum einzelne gelungene Stellen nur zu leicht übersehen.

Zum Theil lag die Schuld an dieser Redseligkeit an der Sprache selbst, die sich als ein noch schwaches Instrument erwies und ernstere Gedanken nicht mit der gewünschten Bestimmtheit zum Ausdruck brachte. Im Streben nach feiner Schattirung der Rede verfiel man leicht in Wiederholungen und wurde zu lang. Immerhin zeigte die Königin gerade in der Behandlung der Sprache größere Kunst als die meisten zeitgenössischen Dichter; sie besaß mehr Mannigfaltigkeit im Ausdruck, größeren Wortreichthum und verhältnißmäßige Leichtigkeit der Construction. Man könnte in ihr eine Vorläuferin der Plejade sehen, da sie gern latinisirende Wendungen und Wortbildungen gebrauchte, um ihrer Sprache mehr Glanz zu geben. Auch die Kunst des Versbaus verstand sie im Sinne ihrer Zeit, und ihre Metra sind wechselnder, als die vieler anderen. Nicht umsonst war sie eine Freundin Marots.

Das 16. Jahrhundert sah die herrlichste Blüthe der Kunst auf dem Gebiet der Malerei. Es brachte Meisterwerke der Architektur und Sculptur hervor, und unsterbliche Dichter erstanden. Aber in Frankreich hielt die Poesie nicht gleichen Schritt mit den anderen Künsten. Sie hatte noch nicht gelernt, die Geheimnisse der Menschenbrust tiefsinnig zu ergründen und die Vollendung der Form in weiser Beschränkung zu suchen.





XI.

Die Erzählungen der Königin von Navarra.

Neben den Gedichten und dramatischen Versuchen Margarethens hat sich auch eine Sammlung kleiner Novellen erhalten, die sie in ihren Mußestunden verfaßte, und die von ihren Werken heute jedenfalls am bekanntesten sind. Sie müssen uns noch einmal besonders beschäftigen.

In der Einleitung zu ihrem Heptameron, wie man die Sammlung öfters nennt, erzählt Margarethe, daß der Dauphin, die Dauphine und Madame Margarethe, d. h. sie selbst, eines Tages den Plan gefaßt hätten, im Verein mit einigen andern Damen eine Sammlung Novellen in der Art des Boccaccio zu schreiben. Die Erzählungen Boccaccios waren erst kürzlich von einem Secretär der Königin ins Französische übertragen worden und hatten allgemeinen Beifall gefunden. [138]) Aber die Idee wurde nicht ausgeführt. Margarethe sagt, daß die großen politischen Ereignisse, das Bündniß zwischen Frankreich und England und die Niederkunft der Dauphine die Gedanken von

dem Plane abgelenkt hätten. Unter dem Dauphin, der hier erwähnt wird, kann nicht des Königs ältester Sohn Franz, der schon 1536 starb, verstanden sein, sondern der zweite Sohn, Heinrich, der sich im Jahre 1533 mit Katharina von Medici vermählt hatte. Vor ihr hatte der Hof lange keine Dauphine gesehen. Ihre Ehe blieb viele Jahre kinderlos, so daß man schon an Repudiation dachte, und erst 1544 kam sie mit einem Sohn nieder. Der Friede, den König Franz mit Heinrich VIII. schloß, fällt in das Jahr 1545, und wir haben somit einen festen Anhaltspunkt, um die Zeit zu bestimmen, in welcher Margarethe die Einleitung zu ihrem Heptameron geschrieben hat. Sie entstand offenbar nach 1544 und vor dem Tod des Königs Franz, da dieser noch als lebend erwähnt wird. Indessen mag Margarethe schon lange an ihren Novellen gesammelt haben. Sie schrieb sie in ihren Mußestunden, auf der Reise in ihrer Sänfte, wann immer es ihre Stimmung erlaubte. Wie Boccaccios Decamerone sollte auch ihre Sammlung die Zeit von zehn Tagen umfassen, und jeder Tag zehn Novellen bringen. Doch konnte sie ihr Werk nicht vollenden. Sie hat im ganzen nur zwei und siebzig Erzählungen vereinigt und ist nicht über den siebenten Tag hinausgekommen. Die letzten Jahre ihres Lebens brachten ihr zu viel körperliche Leiden und Trauer, als daß sie an die heitere Arbeit hätte denken mögen. Schon daraus erklärt es sich, warum ihre Novellen nicht zu ihren Lebzeiten gedruckt worden sind. Wahrscheinlich waren sie auch gar nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, und die Königin hatte bei ihrer Abfassung nur an die Unterhaltung im intimen Freundeskreis gedacht. Doch liefen sie bald in mehrfachen Handschriften um, und im Jahre 1558 erschien auch eine Ausgabe im Druck. Sie trug den Titel „Histoire des amans fortunés“ und war ohne den Namen der Verfasserin von Pierre Boaistuau besorgt.[139]) Diese erste Ausgabe ist unvollständig; der Herausgeber sagt selbst,

er habe den Originaltext gekürzt, verändert, vieles zugefügt und anderes weggelassen („tronqué, changé, innové, ajouté et supprimé.“) Vor allem hatte er die Stellen ausgemerzt, die ihm durch die Kühnheit der Gedanken gefährlich schienen, alle bösen Ausfälle gegen die Geistlichkeit, und Sätze, die als reformfreundlich gelten konnten. Da er auch die Ordnung der Novellen nicht einhielt und den interessantesten Theil des Werks, die zwischen die Novellen eingeschobenen Gespräche ausschied, so erregte diese Publication die Unzufriedenheit der Tochter Margarethens, der Königin Johanna von Navarra, und eine neue gewissenhaftere Ausgabe wurde im Jahr darauf, 1559, von Gruget besorgt. Dieser gab der Sammlung zuerst den Namen „Heptameron“, der ihr auch geblieben ist. Auch diesmal kam das Manuscript nicht unverändert zum Abdruck. Gruget ließ einige Erzählungen, die ihm zu bedenklich schienen, ausfallen und ersetzte sie durch andere. Er änderte mehrere Namen, corrigirte auch die Sprache und den Stil, um den Anforderungen seiner Zeit zu genügen. Denn die französische Sprache war damals in so raschem Fluß, daß man selbst nach wenigen Jahren, einem halben Menschenalter, bedeutende Veränderungen in ihr constatiren konnte.

Die modernen Ausgaben haben natürlich die Manuscripte des Heptameron, die sich in der Pariser Nationalbibliothek befinden, zur Grundlage genommen. Für den Eifer, mit dem man sich seit einiger Zeit in Frankreich dem Studium der vorclassischen nationalen Literatur zuwendet, ist es bezeichnend, daß seit etwa fünf und zwanzig Jahren allein fünf verschiedene philologisch behandelte, zum Theil kostbar ausgestattete Ausgaben des Heptameron erschienen sind. [140])

Im Jahr 1541 hatte das Königspaar von Navarra die Bäder von Cauterets in den Pyrenäen benutzt, und wahrscheinlich infolge dieses Aufenthalts verlegte Margarethe die Gesellschaft, in der sie ihre Novellen erzählen läßt, in

jene Gegend. Gleich die Einleitung giebt ein anziehendes Sittenbild. „Am 1. September befanden sich im Pyrenäenbad Cauterets mehrere Gäste aus Frankreich, Spanien und andern Ländern, die einen um Wasser zu trinken, die andern um zu baden oder sich im Moorschlamm zu stärken. Denn das Bad besitzt eine solche Heilkraft, daß Kranke, die schon von den Ärzten aufgegeben sind, ganz gesund von hier heimkehren." Als sich die Gäste nach dreiwöchentlicher Kur zur Heimreise rüsteten, brachen furchtbare Regen aus, welche die ganze Gegend unter Wasser setzten. Man konnte nicht bleiben, obwohl auch die Reise wenig Annehmlichkeiten versprach. Die spanischen Gäste suchten ihren Weg über das Gebirge zurück, allein die Reisenden aus Frankreich, die den Weg nach Tarbes einschlugen, fanden sich durch die zu reißenden Flüssen angeschwollenen Gebirgsbäche gehemmt. Der Gave, der kurz zuvor kaum zwei Fuß tief gewesen war, brauste jetzt mit furchtbarer Wuth dahin. Alle Brücken waren zertrümmert, und mehrere Leute, die sich in das Wasser wagten, ertranken. Es blieb den Fremden kaum etwas anders übrig, als zurückzukehren, ebenfalls die Pyrenäen zu übersteigen, durch Spanien zu ziehen, nochmals das Gebirge zu passiren, um so endlich in die Landschaft Roussillon und von da nach Narbonne zu gelangen, wenn sie nicht vorzogen, von Barcelona zur See nach Marseille zu fahren.

Eine verwittwete Dame aber, Madame Osile, fürchtete eine so beschwerliche Reise und beschloß, in der Prämonstratenser Abtei Notre Dame de Serrance eine vorläufige Zuflucht zu suchen. Serrance, oder richtiger Sarrances, liegt in Bearn und war das Ziel vieler Wallfahrten. „Nicht daß Osile so abergläubisch gewesen wäre zu denken, die heilige Jungfrau steige von der Rechten ihres Sohnes herab, um auf dieser armen Erde zu wohnen; sie wünschte nur einmal den Ort zu sehen, von dem sie schon soviel hatte reden hören.

Auch war sie überzeugt, daß die Mönche ein Mittel fänden sie zu retten, wenn Rettung überhaupt möglich wäre." Der Weg zur Abtei war indessen auch zerstört und die Reise gestaltete sich sehr gefahrvoll. Madame Osile verlor einen Theil ihrer Dienstleute und mußte sich entschließen, bis auf weiteres in der Abtei zu bleiben, da die Mönche keine Hilfe wußten.

Während Madame Osile mühsam nach Serrance zog, verfolgte eine zweite Reisegesellschaft einen andern, nicht minder gefährlichen Weg. Zwei Ehepaare, Hircan mit seiner Frau Parlamente, und ein anderer Edelmann mit seiner Gattin Longarine reisten zusammen. Zwei Herren, Dagoucin und Saffredent, hatten sich ihnen angeschlossen, da sie den beiden Damen in ehrfurchtsvoller Liebe huldigten.

Unterwegs aber wurden die beiden letzteren eines Nachts durch Lärmen und Geschrei aus dem Schlaf geweckt und erkannten, daß ihre Freunde im Nebenhaus von Räubern bedrängt wurden. Schnell entschlossen eilten sie ihnen zu Hilfe und vertrieben die Strolche. Leider war der eine Edelmann, Longarinens Gatte, tödtlich verwundet und starb wenige Minuten nachher. Nachdem der Arme begraben war, setzten die Übrigen die Reise fort und ritten den ganzen Tag, bis sie zur Abtei Saint-Savin kamen, wo sie freundliche Aufnahme fanden. Saint-Savin de Tarbes liegt etwa acht französische Meilen von Barèges entfernt. Die Reisenden fanden dort noch zwei andere Damen, Nomerfide und Ennasuite, die auf ihrer Reise ebenfalls dahin verschlagen worden waren, nachdem sie fast die Beute eines Bären geworden waren. Sie waren gute Bekannte, und die Freude über das Zusammentreffen war groß. Andern Tags wuchs die Zahl der Gäste abermals, da sich ein Edelmann, Namens Geburon, bis in die Kirche der Abtei flüchtete. Er war in einem nahen Ort, wo er übernachten wollte, von Mördern überfallen worden und hatte sich nur mit Mühe gerettet. Unterdessen lief die Nachricht ein,

daß Madame Osile in Serrance eingetroffen sei und dort noch einen Bekannten, Simontaut, getroffen habe. Die Gesellschaft in Saint-Savin beschloß darum, ebenfalls nach Serrance zu ziehen. Der Abt rüstete sie nach bestem Vermögen aus, gab ihnen Diener, Pferde, Mäntel, Lebensmittel mit, und so erreichten sie endlich ihr Ziel, wenn auch erst nach vieler Anstrengung. Der Abt von Serrance war freilich ein böser Herr und von dem zahlreichen Besuch durchaus nicht erbaut; doch wagte er die Gäste nicht abzuweisen, da einige von ihnen mit der königlichen Familie von Navarra befreundet waren.

In Serrance findet sich somit eine ganze Gesellschaft guter Bekannter zusammen. Da die Wasser immer noch hoch, die Brücken aber alle zerstört sind, müssen sich die Reisenden dazu bequemen, einige Tage in der Abtei zu verbringen. Sie beschließen auf eigene Kosten eine Brücke über den Gave bauen zu lassen, und da diese kaum vor zehn Tagen hergestellt sein kann, meldet sich ein weiterer, diesmal böser Gast, die Langeweile, bei der Gesellschaft. Ihn zu verscheuchen, räth Osile in der heiligen Schrift zu lesen, denn die Beschäftigung mit religiösen Dingen hebe den Menschen über jede Bedrängniß hinaus. Hircan protestirt lebhaft gegen solche Art der Unterhaltung. So mürbe seien sie noch nicht, und weltliche Zerstreuung erscheine ihm viel nöthiger. Parlamente schlägt daraufhin vor, die Gesellschaft solle sich durch Erzählungen die Zeit vertreiben. Auf einer schönen Wiese am Ufer des Gave, wo dichtbelaubte Bäume kühle Schatten spenden, könnten sie sich in den Nachmittagsstunden versammeln. Wenn jedes Mitglied der Gesellschaft eine Geschichte erzähle, die es selbst erlebt oder von glaubwürdigen Leuten als wahr vernommen habe, so seien hundert Novellen zu einem neuen französischen Decamerone in zehn Tagen vereinigt. Freudig rufen alle diesem Vorschlag Beifall zu, und des andern Tags beginnen die Erzählungen. Die edle Gesellschaft läßt sich auf dem schwellenden

Gras nieder und lauscht den Geschichten, die nun der Reihe nach vorgetragen werden. Mit heiterer Ironie berichtet Margarethe, daß am zweiten Tag auch die Mönche herbeischlichen und aus ihrem Versteck mit großem Vergnügen den ergötzlichen Erzählungen lauschten, obwohl ihre Collegen darin oft in üblem Licht erschienen.

Die Frage liegt nun nahe, wer die Personen waren, welche von der Königin Margarethe im Heptameron unter falschem Namen eingeführt wurden, und deren jedem sie einen scharf ausgeprägten Charakter verliehen hat?

Darüber bestand von jeher kein Zweifel, daß wir den wirklichen Freundeskreis Margarethens sehen, und daß dieser der Wahrheit gemäß und mit feiner Kunst geschildert ist. Mag er auch nie so zusammengesessen haben, die Erzählerin konnte ihre Freunde deshalb doch in einem Bild vereinigen. Gewiß flüsterte man sich in der ersten Zeit die Namen der Erzähler zu, sowie man auch die Helden der mitgetheilten Geschichten zu nennen wußte. Allein da diese Kenntniß Sache weniger Eingeweihter war, die ihr Geheimniß gut bewahrten, verlor sich allmählich die Tradition, und wenn man den Personen des Heptamerons heute die Maske lüften will, bedarf es besonderer Combinationen und Forschungen. Großen Scharfsinn und eine genaue Kenntniß der gesellschaftlichen Verhältnisse jener Zeit hat der neueste Herausgeber der Novellen, Felix Frank, bei der Lösung dieser Aufgabe erwiesen. Seine Ausführungen sind zum Theil unumstößlich; für andere Hypothesen hat er wenigstens solche Wahrscheinlichkeitsgründe vorgebracht, daß wir uns seinen Erklärungen gerne anschließen. Die Schilderung der Gesellschaft im Heptameron wird dadurch mit einemmal zu einem lebendigen Bild aus längst vergangenen Tagen, und die Farben desselben glänzen in neuem kräftigen Licht.

Madame Osile war schon früher erkannt worden. Der Name ist ein Anagramm von Loise, wie man den Namen

früher schrieb. Osile ist die Mutter Margarethens und erscheint also in der Schilderung der Tochter als eine eifrige Leserin der Bibel, bereit jeden Augenblick eine Moralpredigt zu halten. Die Geschichte weiß allerdings von dieser moralischen Strenge der Herzogin von Angoulême nichts zu melden, doch war es der Tochter erlaubt, sie als sittenstreng hinzustellen. Offenbar will Margarethe zu verstehen geben, daß ihre Mutter eine Freundin der Reform gewesen sei, obgleich sie aus Politik diese Vorliebe öfters verleugnet habe. Luise von Savoyen hat sich jedenfalls eine Zeit lang für die Bestrebungen der Reformatoren interessirt, auch einige Theile der Bibel besonders für sich übersetzen lassen.*) Felix Frank ist der Ansicht, daß sie im Grund ihres Herzens mit Margarethen übereingestimmt und mit ihr daran gearbeitet habe, Franz I. für die Reformation zu gewinnen. Luise von Savoyen starb allerdings schon im Jahre 1531, aber Margarethe konnte sie deshalb doch in den Kreis der Erzählenden aufnehmen, zumal sie nicht angiebt, in welches Jahr die Badekur in Cauterets fiel. Frank weist ferner nach, daß von den sieben Erzählungen, die Osile vorbringt, fünf auf wahren Begebenheiten beruhen, die in die Zeit von 1490—1531 fallen, und daß drei von ihnen in Angoulême, Amboise und im Perigord spielen, wo Luise einen großen Theil ihres Lebens verbrachte. Sie trug den Titel „Madame“, und auch Osile wird mit demselben bezeichnet. Ebenso tritt der Charakter der Regentin und ihre Vorliebe für Staatsgeschäfte in dem Bild Osiles zutage. Diese behauptet, daß der Argwohn oft eine Rettung sei, denn es sei besser einem Menschen zu mißtrauen, als durch thörichtes Vertrauen ins Unglück zu gerathen. Das größte Unglück entstehe aus Leichtgläubigkeit, besonders bei jenen, welche Städte und

---

*) Vergl. Abschnitt II. „Margarethe und die Anfänge der Reformation“, S. 70.

Staaten zu lenken hätten (Nov. 46). Bei Gelegenheit der 13. Novelle, in der Parlamente von einer frommen Dame erzählt, welche „zum Haus der Regentin, der Mutter des Königs Franz I." gehört, ruft Osile: „Ich ahne wohl, wer das ist, darum bitte ich, sie nicht zu verdammen, ohne sie gehört zu haben."

Unschwer erkennt man auch die Königin von Navarra selbst in der Person der verständigen und feingesinnten „Parlamente", die ihren Namen davon führt, daß sie schön zu reden versteht. In der Einleitung heißt es von ihr, daß sie niemals müßig noch melancholisch sei. Sie ist heiter und lacht gern, wie sie ja auch zuerst die Idee hat zu erzählen, aber sie verabscheut jede Rohheit, selbst im Ausdruck. Über den Begriff dessen, was als unanständige Rede zu gelten habe, war das 16. Jahrhundert freilich manchmal etwas anderer Meinung als die heutige Zeit. Jedenfalls ist Parlamente in ihren Ausdrücken zurückhaltender als die andern und vertritt die ideale Richtung, in der Liebe wie in der Freundschaft. „Ich denke", sagt Dagoucin einmal, „daß Parlamente am besten weiß, was vollkommene Freundschaft ist." Mehr als einmal wird betont, daß sie in treuer Liebe an ihrem Gemahl hängt, der ein gewissenloser Ehemann ist, und da sie einmal selbst von ihrer Liebe zu ihm spricht, wird sie von Dame Ennasuite unterbrochen, die in gereiztem Ton fragt, ob sie sich für besser als jede andere Frau halte? Parlamente vermeidet den Streit und bricht lieber die Unterhaltung ab. So erscheint sie immer versöhnlich und gewinnend, und von allen Personen des Kreises, der sich auf der schattigen Wiese am Gave zusammenfindet, ist sie uns unstreitig am meisten sympathisch. Wir werden noch weiter unten sehen, daß sie in ihren Ansichten über die Reformation ganz die Ideen Margarethens vertritt, und ebenso sind die meisten Erzählungen, welche Parlamente zum besten giebt, auf Vorfälle begründet, welche sich in der nächsten Umgebung

der Königin abgespielt haben, ja sie sind oft mit Einzelheiten ausgeschmückt, die sie allein wissen konnte. Sie erzählt z. B. in der 42. Novelle, wie ein vornehmer Jüngling aus der Touraine, in dem man unschwer Franz I. erkennt, ein armes Mädchen liebte, das oft ins Schloß kam, um mit der Schwester des genannten Edelmanns zu spielen, und so ließe sich noch manches anführen.

Parlamentes Gemahl wird als „Hircan" eingeführt. Die früheren Ausleger dachten bei ihm an den Herzog von Alençon. Felix Frank hat nachgewiesen, daß unter Hircan Heinrich von Navarra verstanden werden muß, da der Name, wie bei Osile, ein Anagramm enthält (Hanric mit der französischen Aussprache für Henricus). Er ist der derbste unter den Herren und setzt sich gern über jede Rücksicht hinaus. Wir haben schon früher erwähnt, wie er durch seine Reden sich selbst als genußsüchtig und rücksichtslos charakterisirt.

Wie Parlamente und Hircan, haben auch die anderen Personen des Kreises eine ausgeprägte Physiognomie, und jede bietet ein fein ausgeführtes Porträt, das offenbar nach der Natur gezeichnet ist. Da ist Simontaut und seine Frau Ennasuite. Der erstere ist von weniger hohem Rang als Hircan, der ihm einmal bemerkt, daß sie beim Spiel alle gleich seien. Aber er scheut sich nicht mit grobem Wort zu entgegnen, und selbst Parlamente muß heftige, ja fast freche Antwort hinnehmen, weil sie ihn in ihrer ruhigen Art zurückweist. Simontaut hat keinen Sinn für die idealen Güter des Lebens und wagt sogar um Parlamentes Neigung zu werben. Wahrscheinlich ist in ihm Franz von Bourdeille, der Vater des bekannten Brantome, und in Ennasuite dessen Frau, Anna von Vivonne zu sehen. Die letztere war eine der Hofdamen Margarethens, und Bourdeille wurde im Jahre 1529 dem König von Navarra für die Verwaltung von Guienne an die Seite gegeben. Sein Sohn bestätigt, daß er selbst im Gespräch

mit dem Papst und den mächtigsten Königen seine Worte nicht mäßigte.

Mit großer Vorliebe ist ein anderes Paar, Saffredent und Nomerfide, geschildert. Der erstere hat zwar schon einige weiße Haare auf dem Kopf, ist aber voll frischen Humors und noch jung genug, um das Leben zu genießen. Dabei ist er nicht unbelesen, wie sich das von einem Freund der Königin von Navarra eigentlich von selbst versteht. Er citirt Johann von Meung, den Dichter des „Roman de la rose“ und weiß Liedchen, die früher umliefen, bei passender Gelegenheit vorzubringen. Nomerfide, seine Frau, ist die heiterste und ausgelassenste der Damen. Sie erscheint in ihren manchmal sehr freien Äußerungen wie ein neckischer Kobold, ein kleiner Strudelkopf, der den anwesenden Herren, zumal Hircan, gern heiß macht und sich vortrefflich auf das Wortgefecht versteht. „Ich gebe der jüngsten das Wort,“ sagt Parlamente. „Ich sage nicht — der närrischsten,“ setzt sie hinzu, und wir sehen ein feines Lächeln ihre Lippen umspielen.

Neben ihr erscheint Dame Longarine, die bei dem Überfall der Räuber ihren Gatten verloren hat, als vorsichtig, klug, offen und streng rechtlichen Sinns. Nach der 24. Novelle wird sie aufgefordert, zu erzählen. „Longarine wird uns eine Geschichte zum besten geben, die nicht traurig ist und weder Männer noch Frauen verschont,“ sagte Dagoucin, und Longarine freut sich, daß man ihre Aufrichtigkeit zu schätzen weiß.

Von den beiden Herren, Geburon und Dagoucin, ist der erstere schon bei Jahren. Er ist im Harnisch ergraut und erzählt gern von der Zeit, da er jung war, so daß Nomerfide seiner spottet und daran erinnert, daß die alten Leute immer in ihrer Jugend viel klüger gewesen sein wollen als die neue Generation, die sie neben sich aufwachsen sehen. Dagoucin endlich ist in dem Kreis der Herren eine ganz besondere Erscheinung. Jung und unverheirathet, trägt er in seinem Herzen

eine stille Liebe zu Parlamente. Sein Gemüth ist edel und rein. Ihm genügt das Bewußtsein seiner Liebe, und nur ein Wort darüber zu reden, würde ihm wie eine Entweihung erscheinen. Er vertritt gegenüber den anderen die ideale Richtung. Er ist eine jener höher angelegten Naturen, die das Gemeine von sich fernhalten und darum in einer sittenlosen Zeit durch ihre Opposition leicht ins Extrem getrieben werden, so daß sie dem Sinnenleben jede Berechtigung absprechen.

Franks Forschungen führen zu der Annahme, daß man in Saffredent den dem Hause d'Albret treu ergebenen Johann von Montpezat zu sehen hat, dessen Frau aus dem Geschlecht Fimarcon oder Fiedmarcon (im Anagramm Nomerfide) stammte. Longarine ist fast mit ihrem wirklichen Namen eingeführt, denn in ihr erkennt man Aymée von La Fayette, Herrin von Longrai, deren Gatte bei Pavia gefallen war. Sie war, wie schon früher gesagt worden ist, die bewährte Freundin Margarethens, begleitete sie auf der Reise nach Spanien und wurde später mit der Erziehung der Prinzessin Johanna betraut, die öfters in Longrai bei Alençon wohnte.

Geburon soll nach Frank ein Pseudonym für einen Herrn von Burye (Anagramm Ybur oder Gebur) sein, der protestantischer Ideen beschuldigt wurde, und unter Dagoucins Name scheint sich Nicolaus Dangu, dessen wir schon früher Erwähnung thaten, als vom Freundeskreis der Königin die Rede war. Dangu war Abt von Juilly in der Diöcese von Meaux, wurde später Bischof von Seez, dann von Mende im Languedoc und war zugleich Kanzler des Herzogthums Alençon. In dieser Eigenschaft war er in viele wichtige Geschäfte des Königspaars eingeweiht und gehörte zu ihren vertrauten Rathgebern. Als Freund des Bischofs Briçonnet und in Ideengemeinschaft mit Margarethe, war er dieser besonders werth, und das Charakterbild, das sie von Dagoucin entwirft, entspricht der hohen Meinung, die sie von Dangu hatte. An ihn wandte

sich eines Tages auch Clement Marot, als er wieder einmal in Geldnoth war, und sagte ihm in einem Epigramm, wie wenig ihm seine gewöhnliche Einnahme nütze. Seine Kasse sei so leer, daß fünfhundert Franken recht gut darin Platz fänden. Wir wollen hoffen, daß „Dagoucin“ nicht so ideal gesinnt war, dem leichtsinnigen Dichter das irdische Geschenk zu versagen. Doch müssen wir bemerken, daß Dangu nach dem Tode Heinrichs von Navarra beschuldigt wurde, das Land in französische Hand bringen zu wollen, und daß jedenfalls Johanna ihm nicht das gleiche Vertrauen wie ihre Mutter zeigte.

Die Erzählungen der Königin von Navarra gehören zu der Gattung der kleinen Geschichten, die im Mittelalter und besonders in Frankreich überaus beliebt waren. Waren sie auch dort nicht gerade entstanden, sondern von weither gekommen, so hatten sie doch im französischen Lande eine zweite Heimath gefunden. Die Fabliaux waren ja auch nichts anderes als solche Geschichten. Abwechselnd heiter oder rührend, manchmal auch tragisch, doch zumeist von jenem Schalksgeist erfüllt, der das Vorrecht hat, über alles ungestraft zu lachen, behagten sie dem Volke ganz besonders. Wie der Araber kein größeres Vergnügen kennt, als einem Märchen zu lauschen, so erfreute sich das Volk im Abendland an solchen Erzählungen. In der Normandie und wohl auch anderwärts war es Brauch, daß der Gast seinem Wirth zum Dank nach der Mahlzeit ein paar Geschichtchen erzählte.[141]) Sie waren unterhaltend und ergötzten den naiven Sinn der Zuhörer, indem sie oft in plumper Weise, aber doch mehr scherzhaft als eigentlich cynisch, von Liebesabenteuern, Verführern, Betrügern und Betrogenen berichteten. Die Mehrzahl dieser Geschichten sind schlüpfriger Natur, und auch die Erzählungen des Heptameron behandeln mit Vorliebe Stoffe ähnlicher Art.

Daß eine Frau von der Bildung und dem Charakter Marga-

rethens solche Novellen schreiben konnte, fällt uns auf, und um so mehr, als diese in einer Gesellschaft von Herren und Damen vorgetragen und die Dinge oft ganz unverhüllt beim Namen genannt werden. Wird die Rede gar zu derb, so erröthet wohl eine oder die andere Dame und weiß der Unterhaltung eine Wendung zu geben, die ihr besser gefällt. Doch ist sie nie sicher, ob sie nicht im nächsten Augenblick wieder ähnliches zu hören bekommt. Eine Äußerung über die Zulässigkeit grober Ausdrücke findet sich im Epilog zur 62. Novelle. In dieser letzteren war erzählt worden, wie ein Betrüger von einem anderen übervortheilt wurde, indem er sich als Zuckerhut etwas aufhängen ließ, was doch ganz anderer Art war. Allein wie das beschreiben, wenn man nicht zur Schule der Naturalisten gehört und auch das einfache freie Wort der Königin nicht mehr gestattet ist? Der zweite Betrüger hatte nämlich auf der Landstraße das gefunden, was man in manchen Gegenden einen Nachtwächter nennt. Diesen, der festgefroren war, schlug er in ein Papier ein und verkaufte ihn dem andern als Zucker, wodurch er ihn in allerlei besondere Unannehmlichkeiten brachte.

Im Epilog zu dieser duftigen Geschichte äußerte Margarethe ihre Gedanken über die gar zu naturalistische Ausdrucksweise, und wir theilen die charakteristische Stelle darum nachstehend mit.

„Meine Erzählung ist allerdings nicht sehr sauber,“ sagte Simontaut zum Schluß seines Vortrages, „doch habt Ihr mir gestattet, die Wahrheit zu sagen, und das habe ich gethan, um zu zeigen, daß sich jedermann freut, wenn ein Betrüger betrogen wird.“

„Man sagt wohl,“ bemerkte Hircan, „daß Worte niemals übel riechen; die Leute aber, für die jene Worte bestimmt waren, kamen nicht so leichten Kaufs davon.“

„Es ist wahr,“ sagte darauf Osile, „solche Worte riechen

nicht. Aber es giebt andere, unanständige, die sehr übeln Geruch haben und das Gefühl viel mehr beleidigen, als der vermeintliche Zuckerhut dem Körper lästig werden konnte."

„Ich bitte Euch," sagte Hircan, „sagt mir solche Worte, die so schmutzig sind, daß sie dem Gefühl und Sinn einer Frau wehe thun."

„Das wäre nicht übel," antwortete Osile, „daß ich ausspräche, was ich keiner Frau zu sagen rathe."

„Nun verstehe ich," sagte Saffredent, „was das für Worte sind, deren sich die Frauen nicht bedienen, wenn sie für anständig gelten wollen. Ich frage aber alle Damen, die hier sind, warum sie bei solchen Ausdrücken, die sie nicht gebrauchen wollen, so gerne lachen, wenn man sie in ihrer Gegenwart anwendet?"

Da sprach Parlamente: „Wir lachen nicht, weil wir diese schönen Worte hören. Aber jeder Mensch wird zum Lachen gereizt, wenn er einen anderen straucheln sieht, oder wenn jemand ein Wort unabsichtlich gebraucht, wie das oft vorkommt. Wenn Ihr Männer aber unter Euch absichtlich häßlich redet, wie Euer böser Sinn Euch treibt, dann kenne ich keine anständige Frau, die das nicht verabscheut, und die es nicht nur nicht hören will, sondern auch die Gesellschaft solcher Leute flieht."

„Aber es ist doch wahr," sagte Geburon, „daß ich viele Frauen gesehen habe, die das Kreuz schlugen, wenn sie solche Worte hörten und dann darauf bestanden, daß man sie wiederholte."

„Und wie oft," fügte Simontaut hinzu, „haben sie ihre Larve vorgenommen, um lachen zu können, nachdem sie sich sehr erzürnt gestellt hatten!"

„Das ist wahrlich auch besser," sagte Parlamente, „als solche Ausdrücke offen zu billigen."

„Lobt Ihr denn," fragte Dagoucin, „die Heuchelei der Damen ebenso wie ihre Tugend?"

„Die Tugend ist gewiß vorzuziehen," meinte Longarine, „aber wo sie fehlt, muß die Heuchelei helfen, sowie wir hohe Absätze tragen, wenn wir klein sind."

Man sieht, auch zu jener Zeit schon gab es Proteste gegen gar zu derbe Sprache, wenn sie auch nicht immer ernst gemeint waren. So ist es ja auch noch heute. Bringt man nun in Anschlag, daß der Ton der Gesellschaft vor dreihundert und fünfzig Jahren überhaupt viel freier war, und man sich keine besondere Zurückhaltung auferlegte, daß überhaupt die südlichen Völker mit der ihnen eignen Lebhaftigkeit natürliche Vorgänge und Verhältnisse einfach bei ihrem Namen nennen, so wird man nicht mehr erstaunen, daß Königin Margarethe in ihren Erzählungen auch dem alten „gallischen" Spaß Raum gegeben hat. Man dachte damals in dieser Hinsicht anders, wie man sich aus den Briefen der Königin überzeugen kann, in welchen sie ihrem Bruder genaue Nachrichten über ihren Zustand schickte, so oft sie guter Hoffnung war. Mit welcher Derbheit stattete Luther oft seine Kernsprüche aus, und daß damals selbst Geistliche auf der Kanzel ihren Predigten manchmal einen obscönen Nebensinn gaben, ist zur Genüge bekannt. Die ältere Zeit nahm an solchen Widersprüchen, die uns empören, keinen Anstoß. So weisen die Gotteshäuser, die das Mittelalter errichtete, Fratzen und Carricaturen inmitten einer Fülle der schönsten Ornamente auf. Noch zur Zeit Ludwig XIV., also über hundert und dreißig Jahre später, las man sich La Fontaines „Contes" in den feinen Kreisen vor, und Frau von Sevigné, der böse Nachrede niemals etwas anhaben konnte, hatte offenbar ihr Vergnügen an Ausdrücken, die schon mehr als keck waren, ja sie schrieb ihrer Tochter über jene schlüpfrigen Gedichte La Fontaines. „Auf die Gefahr hin, dich zu erzürnen, schicke ich dir die beiden Bücher von La Fontaine", schrieb sie ihr am 13. März 1671. Frau von Grignan antwortete voll Entrüstung, worauf ihre Mutter wieder schrieb: „Verwirf La Fontaines Bücher nicht gar so

sehr. Es finden sich entzückende Fabeln und reizende Erzählungen darin", und unter den letzteren empfahl sie einige, die wirklich stark gepfeffert sind. (Brief vom 6. Mai 1671.)

Auch Margarethens Erzählungen sprechen oft unverhüllt. Aber sie bezwecken nicht durch lascive Schilderungen zu reizen, wie dies andere Novellen bis auf die neueste Zeit herab beabsichtigen. Wenn Margarethens Zeitgenossen in solchen Erzählungen etwas Anstößiges gefunden hätten, würde Königin Johanna von Navarra, die sittenstrenge hugenottische Tochter der Erzählerin, sie nicht haben drucken lassen. Das Mittelalter hatte ein besonderes Gefallen an der kurzen, scharf pointirten Erzählung, wie wir schon angedeutet haben, und auch die Zusammenfassung derselben zu einem größeren Ganzen war beliebt. Vielfach finden wir die Fiction einer Gesellschaft, die sich mit Geschichten unterhält. So ließ Chaucer seine Erzählungen durch Wallfahrer vortragen, Boccaccio die seinigen in einem Kreis junger Florentiner Herren und Damen entstehen, und in ähnlicher Weise sind auch Ludwig XI. „Nouvelles nouvelles" zusammengestellt. Die Novellen der Königin Margarethe unterscheiden sich jedoch in mehreren wesentlichen Punkten von jenen der andern Erzähler. Boccaccio nahm in seine Sammlung alle Geschichten auf, die ihm unterhaltend zu sein schienen und seinem Zweck entsprachen. Er putzte deshalb eine Reihe alter Anekdoten neu auf, denn ein Grund, diese fernzuhalten, lag bei ihm nicht vor. Margarethe aber stellte sich die Aufgabe, nur wirkliche Vorfälle und historische Begebenheiten zu schildern. Ihre Vertrauten mußten ihr dabei helfen und aus ihren Erinnerungen mittheilen, was sie wußten. Das klingt noch an mancher Stelle durch. So sagt Longarine am Schluß der 25. Novelle, in der sie von einem Prinzen und seiner Schwester zu erzählen hatte, daß sie auf Wunsch eben dieser letzteren ihre Geschichte niedergeschrieben habe. „In einer Hinsicht sollen sich die Novellen von jenen des Boccaccio

unterscheiden", heißt es im Prolog zum Heptameron, „es soll keine geschrieben werden, die nicht auf Wahrheit beruht." Dieser geschichtliche Charakter wird öfters betont. Parlamente sagt z. B. ausdrücklich von der 21. Novelle, daß alles darin wahr sei, und sie nur die Namen geändert habe. Daß auch viele andere Novellen sich an wirkliche Ereignisse halten, ist heute noch nachzuweisen. Gleich die erste behandelt eine tragische Begebenheit, welche einige Zeit zuvor die Stadt Alençon in Aufregung versetzt hatte. Sie erzählt, daß ein Procurator auf Anstiften seiner Frau einen Meuchelmord beging, nach England floh und vom König begnadigt wurde, später aber wegen weiterer Verbrechen doch noch auf die Galeeren kam. Nun findet sich im Nationalarchiv zu Paris noch der königliche Begnadigungsact, dessen Angaben die Darstellung der Novelle bekräftigen. In einer anderen Erzählung wird von der frechen That eines vornehmen Mannes berichtet, der eine Prinzessin von Flandern mit ihrem Bruder auf sein Schloß einlud und die Prinzessin bei Nacht in ihrem Zimmer überfiel, von ihr aber siegreich abgewiesen wurde, (Nov. 4.). Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Königin damit ein Abenteuer schildert, in dem sie selbst die Hauptrolle spielte und daß der Attentäter der Admiral Bonnivet war. Sie führt sich öfters selbst mit ihrem wahren Namen ein, wie z. B. in der 22. Novelle und in der letzten (72), wo sie erzählt, daß sie eine verzweifelte Nonne rettete. Diese geschichtliche Grundlage gab den Erzählungen einen Reiz mehr für die Zeitgenossen. Aber auch für uns gewinnen sie dadurch an Interesse, denn sie erscheinen uns nun nicht mehr als einfache Anekdoten und Scherzgeschichten, wie sie eine Generation der andern, ein Jahrhundert dem andern überliefert, sondern sie gestalten sich zu kleinen Culturbildern, in welchen das unverfälschte Leben des 16. Jahrhunderts zu finden ist.

Wie Boccaccio seine Novellen nach einem gewissen System

geordnet hat, indem er an dem einen Tag Liebesgeschichten mit tragischem Ausgang, am folgenden Geschichten mit erfreulichem Ende erzählen läßt, so hat auch Margarethe jedem Tag seine besondere Aufgabe gestellt. Doch ist diese immer so gefaßt, daß sich ihr jede Geschichte leicht anpassen läßt. Am ersten Tag sollen Erzählungen gegeben werden, durch welche die Bosheit der Frauen gegen die Männer und die der Männer gegen die Frauen bewiesen wird. Am dritten, vierten und fünften Tag sollen Novellen erzählt werden, welche hauptsächlich das Lob der Frauen verkünden, nebenher auch etwas von der Klugheit der Männer reden und gleichzeitig die Niedertracht der Mönche beleuchten. So wird das Thema jedes Tags bestimmt, aber man sieht, wieviel Spielraum den Erzählenden gelassen war. Den Reiz der Unterhaltung zu erhöhen, wird dabei eine Art contradictorischer Debatte eingeführt. Hat z. B. eine der Damen den Charakter der Männer in bösem Licht erscheinen lassen, so erhält gewiß nach ihr einer der Herren das Wort, um seinerseits zu beweisen, daß die Frauen den Männern noch übler mitspielen können, — und das Resultat ist eine Sammlung von Novellen oft derbster Art.

In merkwürdigem Gegensatz zu dem übermüthigen Geist und der öfters schlüpfrigen Laune der Novellen stehen die Unterhaltungen, die sich an die Erzählungen knüpfen. Diese Gespräche bilden sogar, genau betrachtet, den wichtigsten und interessantesten Theil des Heptameron. Freilich macht es sich oft komisch, wenn auf eine lascive Geschichte eine ernsthafte Unterhaltung folgt, und aus der bösen Novelle eine fromme Morallehre gezogen wird. Man muß eben annehmen, daß die Novellen gewissermaßen als Schutz dienen sollten. Sie hatten den kühnen Geist, der sich in den Unterhaltungen ausspricht, zu verdecken und die Aufmerksamkeit der Reformfeinde von dem Kern des Buches abzulenken. Wer möchte auch in einer Sammlung solcher Novellen nach ketzerischen

Lehren suchen? Und doch werden sie offen darin ausgesprochen, doch erhebt sich Margarethe auch hier zu entschiedener Opposition gegen die Partei des Fanatismus und der Unduldsamkeit. Sie erhebt lauten Protest gegen die privilegirte Unwissenheit, wie sie ihr in den Kapuzinermönchen und ähnlichen geistlichen Orden verkörpert erscheint. Mit einem Wort, in den Unterhaltungen, welche die Novellen wie mit einem Rahmen umfassen, spiegeln sich die Lebensanschauungen der Königin und ihres Kreises deutlich ab.

Die Besprechungen über das Wesen der Liebe und den Einfluß derselben nehmen natürlich einen Hauptplatz in diesen Unterhaltungen ein. Man behandelte damals, wie schon früher und noch ein Jahrhundert später, die Fragen der ritterlichen Galanterie und des Frauendienstes mit besonderer Vorliebe und baute ein ganzes System von Lebensweisheit darauf. Im Epilog zur 35. Novelle bemerkt Osile, daß die Liebe zu einem edlen gottesfürchtigen Mann einer Frau größere Kraft verleihe. Parlamente stimmt ihr zu, und spricht die Ansicht aus, daß eine Frau, die nie geliebt habe, leicht zu bethören sei. Aber sie warnt gleichzeitig vor platonischer Freundschaft. „Es giebt viele Männer, die im Ruf der Ehrenhaftigkeit stehen; und doch, glaube ich, giebt es nur einen Mann, der sich gegen die Damen pflichtgemäß benimmt und deren Ehre und Gewissen achtet. Frauen, die das nicht glauben wollen, sehen sich mit der Zeit getäuscht, und schließen vor Gott einen Freundschaftsbund, der gar oft vor dem Teufel endet.“

Bei solchen Gesprächen kommt man auch auf die „Freunde“, jene Cavaliere, die sich um die Gunst einer Dame bewerben, ihr mit jeglichem Dienst behilflich sind und diese Ritterpflicht auch mit Zustimmung oder wenigstens stillschweigender Billigung des Gemahls der Dame ausüben. Das Verhältniß soll platonisch sein, und ein freundlicher Blick der Geliebten muß dem Liebenden als ein genügender Lohn erschei-

nen. Nach der strengsten Auffassung darf derselbe sogar keine Erklärung seiner Gefühle versuchen. In diesem Sinn ist Dagoucin der Freund Parlamentes. Saffredent huldigt Longarine, obwohl seine Frau Nomerfide anwesend ist, will sich aber nicht auf eine stille Anbetung aus der Ferne beschränken. Er benützt die erste beste Gelegenheit, um seinen Standpunkt klar zu machen, und beweist im Epilog zur 10. Novelle, daß der Liebende für seine Mühen, Schmerzen und Seufzer auch den begründeten Anspruch habe, von der Geliebten in ehrbarer Weise belohnt zu werden. Longarine entgegnet ihm auf diese Auseinandersetzung, daß er einen falschen Begriff von der Ehre habe. „Wenn mich auch die ganze Welt für eine anständige Frau erachtete, und ich wüßte das Gegentheil davon, so würde das Lob meine Beschämung und Verwirrung nur erhöhen."

Am ersten Tag erzählt Dagoucin die Geschichte eines Liebenden, der sich verschmäht glaubt und dem seine Liebe den Tod bringt. Die Damen haben am Schluß der Erzählung Thränen in den Augen, Hircan dagegen ruft aus:

„Das war bei Gott der größte Narr, von dem ich noch gehört habe! Ist es verständig von uns, wenn wir wegen der Frauen sterben, die doch nur für uns geschaffen sind, und wenn wir Scheu tragen von ihnen das zu verlangen, was sie uns nach Gottes Willen geben sollen?"

Natürlich stimmt Saffredent seinem Freunde bei und geht noch weiter. Er behauptet, die Frauen seien wie die Festungen, die einer richtig und kräftig geführten Belagerung auf die Dauer nicht widerstehen könnten. Diese frivolen Worte der beiden Herren werden von Parlamente mit gebührendem Ernst getadelt.

„Ihr müßt Euch an armselige Frauen gewandt haben, daß Ihr zu solchen Ansichten gekommen seid", sagt sie. Saffredent rechtfertigt sich mit dem leichtfertigen Vers eines alten Weibes aus dem „Roman de la rose":

Nous sommes faits, beaux fils, sans doutes,
Toutes pour tous, et tous pour toutes.

Der einzige Dagoucin scheidet sich hier von seinen Freunden. „Meiner Meinung nach kann kein Mensch vollkommene Liebe zu Gott in seinem Busen hegen, wenn er nicht auch einem Menschen hienieden vollkommene Liebe geschenkt hat," sagt er, und entwickelt seine Theorie von der idealen Liebe (1. Tag, 8. Novelle, Epilog):

„Da der Mensch nicht weiß, wo er die zu ihm passende Hälfte finden kann, muß er dem Gebot seines Herzens folgen, aber unter keiner Bedingung in seinem Fühlen und Wollen wechseln. Wenn die Geliebte Euch ganz ähnlich wäre und immer denselben Willen hätte, wie Ihr, so liebtet Ihr Euch selbst und nicht sie." — „Wenn sich die Liebe auf die Schönheit, Huld und Gunst einer Dame gründet und man dabei auf Genuß, Ehre und Gewinn abzielt, so kann sie nicht dauern. Wenn jene Güter schwinden, verfliegt auch diese. Das aber ist meine feste Überzeugung, daß der Liebende, der kein anderes Ziel und keinen anderen Wunsch hat, als wahrhaft zu lieben, eher sterben als die Liebe aus seinem Herzen reißen wird."

„Ihr seid wohl nie verliebt gewesen?" fragte Simontaut spöttisch. „Wenn Ihr wie die anderen das Feuer der Leidenschaft empfunden hättet, Ihr würdet uns nicht mit dem Staat Platos kommen. So etwas schreibt man, aber ausführen läßt es sich nicht."

„Wohl habe ich geliebt," entgegnete ihm Dagoucin, „ich liebe noch, und meine Liebe wird nur mit meinem Leben schwinden. Doch zeige ich sie nicht, um ihre Vollkommenheit nicht zu beeinträchtigen. Jene, deren Freundschaft ich wünschen muß, darf nicht davon hören. Ja ich wage nicht einmal solche Gedanken auszudenken, weil meine Augen sie verrathen könnten. Aber je heimlicher und verborgener ich meine Liebe

halte, desto höher wächst meine Freude, da ich von der Vollkommenheit meines Gefühls überzeugt bin."

Parlamente, die seine geheime Neigung längst erkannt hat, unterbricht ihn, um zu verhüten, daß er nicht durch ein unvorsichtiges Wort sein Geheimniß doch noch verrathe.

„Vorsicht, Dagoucin!" ruft sie ihm zu. „Ich habe Männer gesehen, die lieber sterben als reden wollten."

„Gewiß waren diese sehr glücklich," entgegnet Dagoucin, und auf den spöttischen Einwurf Saffredents, daß er noch niemanden an Liebesweh habe sterben sehen, auch selbst nie in diese Gefahr gekommen sei, schließt Dagoucin das Gespräch mit einem mitleidigen Wort: „Saffredent! Leute Eurer Gesinnung sterben nie aus!"

Dagoucin ist ein Vorläufer jener schwärmerisch-romantischen Liebhaber, welche in der Literatur des 17. Jahrhunderts eine so große Rolle spielen; er ahnt bereits das Ideal, das der vornehmen Gesellschaft zur Zeit Ludwig XIII. vorschwebte, das die Schäferromane, Schauspiele und Gedichte erfüllte und ihnen das charakteristische Gepräge gab. Es geht selbst ein Hauch „precieusen" Geistes durch manche Ausführungen. Margarethe, die sich vor den Maitressen Franz I. zurückziehen und ihres Gemahls Leichtsinn dulden mußte, suchte in der Betonung selbstloser opferfreudiger Liebe eine moralische Genugthuung für sich.

Doch die Anschauungen über die beste Art zu lieben, sind nicht die einzigen Themata der Unterhaltung im Kreise der Gäste von Serrance. Wir haben schon gesagt, daß sich sehr kühne religiöse Ideen hören lassen. Margarethens Abneigung gegen das Mönchthum tritt hier ganz unverhüllt zutage. Wenn eine Geschichte besonders lasciv ist, ist gewiß ein Kapuziner der Held derselben. Und dieser Widerwille erstreckt sich noch weiter. Parlamente erhebt sich auch gegen die Testamente, in welchen zu Gunsten der Kirche verfügt wird. Sie billigt, daß

ein Sterbender den Armen alles vermache, was ihm wirklich gehöre. Aber er dürfe nicht mit fremdem Gut Almosen spenden. Die Wucherer, die sich hunderttausend Ducaten zusammengestohlen hätten, wollten schließlich zehntausend Goldstücke opfern und kostbare Kapellen bauen, um Gott zu versöhnen, gleich als ob dieser nicht rechnen könnte. Osile stimmt diesem Urtheil bei und erinnert daran, daß Gott ein reumüthiges und zerknirschtes Herz verlange, bevor er die Sünden vergebe. Nicht die Werke, sondern der Glaube erwerbe das Himmelreich, (Epilog zur 55. Novelle). Im Jahre 1558, in demselben Jahre, in dem die erste Ausgabe des Heptameron erfolgte, verhandelten die Stände von Bearn über die Sittenlosigkeit, die unter dem Clerus eingerissen war, und baten die Königin Johanna um ein Gesetz, daß den Beichtigern untersage, Testamente Sterbender aufzunehmen.

Der protestantische Gedanke von der Rechtfertigung durch den Glauben, der der ganzen Reformation zugrunde lag, wird hier offen vertheidigt. Aber es ist doch eigenthümlich, daß die Schwester des Königs von Frankreich, sie selbst eine Königin, ihre religiösen Ansichten in einer Sammlung ausgelassener Novellen verbergen mußte.

Ist man einmal auf die ketzerischen Äußerungen Margarethens aufmerksam geworden, so findet man sie an vielen Orten. Die 56. Novelle erzählt z. B. von einem falschen Wunder, und wie der Glaube daran nur der Dummheit eines Weibes seine Entstehung verdankt. Die 72. Novelle schildert die Lüsternheit eines Mönchs, der eine Nonne verführen will und ihr auseinandersetzt, daß „eine verborgene Sünde vor Gott nicht gezählt wird und keine Sünde ist, da sie ja keinen öffentlichen Scandal hervorruft.“ Damit sind wir auf bekanntem Feld. Margarethens Angriff auf die fromme Heuchelei hat den späteren Dichtern öfters als Vorbild gedient. Mathurin Regnier z. B. läßt in seiner Satire „Macette“ eine Kupplerin sagen:

„Verborgne Sünde ist schon halb vergeben.“

Und Molières Tartüffe redet nicht anders, wenn er Elmire gewinnen will:

Was nicht bekannt wird, nenn' ich kein Vergeh'n,
Denn Anstoß giebt nur, was die Welt erfährt,
Wer im Verborgnen sündigt, sündigt nicht.

Bei der Betrachtung des Heptameron darf man seinen Stil nicht übersehen. Das 16. Jahrhundert brachte eine rasche Entwickelung der französischen Sprache, die auf dem Weg zur classischen Ausbildung war, aber noch nicht so bald zum Ziel gelangen sollte. Die literarischen Werke, welche damals entstanden, haben für uns daher etwas Jugendlich-Unfertiges. Ihre Sprache erscheint uns noch öfters unbiegsam und zäh, und auch der Ausdruck der Gedanken leidet dadurch Noth. Für solchen Mangel entschädigen uns diese älteren literarischen Denkmäler durch ihre Naivetät und die Einfachheit ihrer Darstellung. Ihr Geist scheint um so frischer und origineller. Margarethe sagt in ihrer Einleitung, daß sie keine Gelehrten zur Mitarbeiterschaft habe heranziehen wollen, weil diese mit ihrer schwülstigen Rhetorik die einfachen Geschichten nur verderben würden. Diese kleine Bemerkung wirft ein helles Licht auf die Richtung ihres literarischen Geschmacks, den sie übrigens schon früher durch ihre Vorliebe für Dichter wie Marot offenbart hatte.

Die Einfachheit ihres Stils hob auch Gruget in seiner Widmung an die Königin Johanna hervor. Von den drei Stilgattungen, welche Cicero anführe, habe sie den einfachen gewählt, der unter den Lateinern besonders dem Terenz zu eigen gewesen sei. So leicht dieser Stil auch scheine, so schwierig sei es, sich ihn in Wirklichkeit anzueignen. Grugets Lob ist vollkommen begründet, und um die Schönheit und Einfachheit der Sprache im Heptameron zu würdigen, muß man sie mit der Sprache anderer Prosawerke aus derselben Zeit

vergleichen. Bei alledem ist Margarethens Stil nicht kunstlos. Ja sie hat in ihrem Buch einzelne landschaftliche Schilderungen, kleine Genrebilder oder dramatisch bewegte Stellen, die auch heute noch stylistisch vortrefflich erscheinen.

Das Heptameron gilt bei dem Publikum als ein sitten- und schamloses Buch, und nur zu oft wird darum Margarethe von Navarra, die Verfasserin desselben, mit jener Margarethe von Valois verwechselt, die mit ihrer bezaubernden Schönheit die Menschen bethörte und als erste Gemahlin Heinrich IV. die Welt mit dem Ruf ihres scandalösen Lebens erfüllte. Bei ruhiger Würdigung des Heptameron wird man das richtige Urtheil über dasselbe leicht finden und sich erinnern, daß das 16. Jahrhundert eine Zeit der grellsten Gegensätze, — edelster Bestrebungen und tiefster Verkommenheit war. Solche Widersprüche finden sich freilich in jeder Epoche, denn die Menschennatur ist unergründlich und jeder Mensch bietet ein neues, meist unlösbares Räthsel. Aber es gehört doch zu den seltsamen Contrasten der Zeit, die wir zu schildern versucht haben, daß das Heptameron von Königin Margarethe geschrieben werden konnte.





XII.

Königin Johanna von Navarra.

Die Geschichte der Königin Margarethe wäre unvollständig, wenn wir nicht im Anschluß und als Ergänzung derselben auch das Leben und Wirken ihrer Tochter Johanna in kurzen Zügen schilderten. Das Bild Johannas gehört neben das ihrer Mutter. Die beiden Frauen reihen sich unter die besten Erscheinungen ihres Jahrhunderts. Sie ergänzen einander, denn Johanna vollendete, was Margarethe begonnen hatte.

Mutter und Tochter hatten in ihrem Wesen viele Züge gemeinsam, und doch war die Verschiedenheit ihres Charakters groß. Beide standen auf der Höhe der geistigen Bildung, wie sie jene Zeit überhaupt bieten konnte; beide waren freien Geistes, nach Wahrheit strebend und wahrhaftigen Sinnes, beide berufene Vertreterinnen der Humanität. Wenn Margarethe als Dichterin thätig war, so konnte auch Johanna gelegentlich ein Gedicht entwerfen. Nur gebot ihr die Noth der Zeit, die Künste der Musen zu vernachlässigen, um sich einer ernsteren Aufgabe zu widmen. Margarethe war eine Valois, die beste des ganzen Geschlechts. Sie hatte die Kunst-

liebe, den Geschmack, die Feinheit, welche der jüngeren Linie zu eigen war. Daß diese in den Söhnen Heinrich II. so erschreckend niederging, war wohl zum Theil eine Folge der körperlichen Entartung, die ihnen Franz I. als furchtbare Erbschaft vermachte. Auch mag die Demoralisation des Florentiner Fürstenhauses, die den Valois durch Katharina von Medicis gebracht wurde, wesentlich zu deren Verfall mitgewirkt haben. Was bei Franz II., Karl IX., Heinrich III. zur Schwäche und weibischen Verkommenheit wurde, war bei Margarethen zur Duldsamkeit und Selbstlosigkeit geläutert.

Anders aber Johanna. Sie war doch eine Albret, soviel sie auch ihrer Mutter zu verdanken haben mochte. Der praktische Sinn ihres Vaters zeigte sich bei ihr noch erhöht, und sie fühlte sich als Bearnerin. An Festigkeit des Gedankens kam sie ihrer Mutter gleich, an Klarheit des Urtheils und Muth zu entschiedener That übertraf sie dieselbe. Margarethe scheute vor dem Kampf zurück, Johanna nahm ihn auf. Die Zeiten hatten sich freilich zum Schlimmen gewendet und die Charaktere entwickelten sich unter ihrem Druck. Die Menschen mußten härter und fester werden; sie mußten Partei ergreifen, wollten sie nicht zwischen die Feinde gerathen und bei deren Aufeinanderprallen rettungslos zermalmt werden.

König Heinrich von Navarra überlebte seine Gemahlin um sechs Jahre. Er vergeudete einen großen Theil seiner Kraft und Zeit in den unendlichen, geheimen Verhandlungen mit Spanien, die doch niemals zu einem Resultat führten. Voll Erbitterung gegen Frankreich und mißtrauisch gegen Spanien suchte er seine kleine Macht so brauchbar als möglich zu gestalten, um sich jederzeit selbst schützen zu können und als Bundesgenosse erwünscht zu sein. Durch seine Sparsamkeit und manche finanzielle Speculation hatte er einen Schatz von 250 000 Ducaten in seiner Kasse gesammelt. In

der geldarmen Zeit, in der ein Kaiser Karl die Niederlande nicht verlassen konnte, weil ihm das Reisegeld fehlte, bot eine solche Summe eine außerordentliche Sicherheit für den Fall, daß rasche Rüstungen nöthig wurden. Daß er Navarreins befestigt hatte, ist schon früher gesagt worden. Die Festung galt nach damaligen Begriffen für uneinnehmbar. In seiner derben Sprache soll Heinrich gesagt haben, ein schwacher König, der zwischen zwei Großmächten eingekeilt sei und keinen festen Platz habe, gleiche einer Laus zwischen zwei Affen. Entkomme sie dem einen, so werde sie vom andern gefaßt.[142])

So lange König Heinrich von Navarra lebte, hielt sich seine Tochter häufig in den nördlichen Provinzen auf. Der Herzog von Bourbon, ihr Gemahl, war Gouverneur der Picardie, und nahm theil an den Feldzügen gegen die Spanier an der niederländisch-französischen Grenze. Er galt als ein tüchtiger Kriegsmann und Feldherr, und bewährte sich als solcher in dem Krieg, der 1551 ausbrach und zum Theil in der Picardie ausgefochten wurde. Johanna hielt sich in der Nähe des Kriegsschauplatzes auf, wo Bourbon Besitzungen hatte, zumeist in La Fère oder Coucy. An letzterem Ort gebar sie im September 1551 einen Sohn, der den Namen Heinrich erhielt, aber schon 1553 im Schloß zu La Flèche, wahrscheinlich infolge allzu ängstlicher Behandlung von Seiten der Gouvernante, starb. Vor einigen Jahren hat man den Briefwechsel des Herzogs mit Johanna veröffentlicht, und die gemüthvollen, liebenswürdig frischen Briefe Antons von Bourbon zeigen ihn als Privatmann in weit besserem Licht, als später in seiner politischen Thätigkeit.[143]) Johanna fühlte sich in demselben Jahr wieder guter Hoffnung. Diesmal aber berief ihr Vater sie dringend nach Bearn zurück. Das Kind sollte auf Bearner Boden das Licht der Welt erblicken und nach „Bearner Art und nicht auf die weichliche französische Weise“ erzogen werden. Johanna entschloß

sich trotz der kalten Jahreszeit zu der langen und beschwerlichen Reise, und traf, vom Herzog begleitet, am 4. Dezember 1553 in Pau ein. In der Nacht vom 13. auf den 14. Dezember kam sie mit einem Knaben nieder, der, wie sein verstorbener Bruder, Heinrich genannt wurde und später den Thron von Frankreich bestieg. Johanna hatte ihrem Vater versprochen, während der Wehen ein volksthümliches Lied zu singen, das sich an die Jungfrau Maria richtet, und so that sie auch. König Heinrich war glücklich darüber, denn er war nun sicher, daß sein Enkel kein „Greiner und sauertöpfischer Mensch“ werde. Er rieb dem Neugeborenen den Mund mit einer Knoblauchszwiebel und netzte ihn mit ein Paar Tropfen Jurançon-Weines, um ihn zum echten Bearner zu machen. Auch gab er ihm den Titel eines Prinzen von Viana, den die Erbprinzen von Navarra seit alter Zeit führten. Damit aber diesmal keine übertriebene Sorgfalt dem Kinde schade, wurde es einer Bäuerin in der Nähe von Pau übergeben. Später kam Heinrich unter die Aufsicht der mit dem Haus Albret verwandten Frau von Miossens auf Schloß Coaraze, fünf Stunden von Pau, wo er sich mit den Kindern der Umgegend Tage lang in den Wäldern umhertrieb und den Grund zu der eisernen Gesundheit legte, die ihm später möglich machte so große Strapazen zu bestehen.

Im Frühjahr 1554 zogen der Herzog und die Herzogin von Bourbon wieder nordwärts, wo der Krieg noch währte. Der Herzog übernahm wie früher den Befehl über eine Abtheilung des Heeres. Die Schlacht bei Renty endigte zum Vortheil der Franzosen, aber Heinrich II. verließ bald darauf die Armee, die durch die Entlassung der Schweizer geschwächt und dem Herzog von Bourbon unterstellt wurde. Dieser hatte während des Feldzugs manchmal die Gelegenheit erhascht, geheimnißvolle Besuche in Coucy, La Fère oder Gaillon zu machen, wo Johanna abwechselnd wohnte. Romantischer noch

war es, wenn sich die beiden ein Rendezvous in Beauvais gaben. Dann mußte das Incognito erst recht sorgsam gewahrt werden, um König Heinrich nicht zu reizen. Auch während des Winters 1554 auf 55 verblieben sie in der Picardie. Im Frühjahr aber erhielten sie plötzlich die Nachricht von der schweren Erkrankung des Königs von Navarra. Johanna brach sogleich auf, der Herzog mußte zuvor bei König Heinrich Urlaub erbitten. Bisher nur französischer Prinz, wenn auch das Haupt der ersten Nebenlinie, hatte er jetzt die nahe Aussicht, als König den Thron eines selbständigen Staates zu besteigen. Was der französische König darüber dachte, sollte nicht lange verborgen bleiben. Heinrich von Albret war noch nicht todt, und schon dachte König Heinrich II. daran, sich Bearns zu bemächtigen. Er schlug dem Herzog einen Tausch vor. Dieser sollte ihm Bearn überlassen und durch andern Besitz im Innern von Frankreich entschädigt werden. Der Herzog mochte bei diesen Worten des Prozesses gedenken, durch den der Connetable von Bourbon den Haupttheil seiner ausgedehnten Herrschaften hatte verlieren sollen und der ihn zum Aufstand getrieben hatte. Es war doch besser ein kleiner, aber unabhängiger König in Bearn, als ein reicher, aber abhängiger Prinz von Frankreich zu sein. Er gab Heinrich II. eine ausweichende Antwort, da er ohne Johannas Zustimmung nichts beschließen könnte, und reiste so schnell als möglich nach Pau. Unterwegs aber traf ihn bereits die Nachricht von dem Tod seines Schwiegervaters. Er hörte aber auch, daß ein französischer Hauptmann mit etwa dreihundert Mann einen Handstreich auf Navarreins versucht hatte, durch die Vorsicht des Befehlshabers der Festung aber mit seiner Unternehmung gescheitert war. Der König von Frankreich erklärte freilich keinen Auftrag dazu gegeben zu haben, allein sein Übelwollen war klar, und das Mißtrauen nicht mehr zu bannen. Anton von Bourbon erhielt zwar ohne Zögern die Würden, die Hein=

rich von Albret gehabt hatte; er wurde zum Admiral ernannt und vertauschte das Gouvernement der Picardie mit dem der Guienne, aber es war doch klar, daß sich früher oder später aus diesen gespannten Verhältnissen ein ernster Kampf ergeben mußte.

Im August 1555 versammelten sich die Stände von Bearn und erkannten nach einiger Zögerung Anton von Bourbon als König an. Sie hatten anfangs nur Johanna als ihrer Herrscherin huldigen wollen, aber diese selbst setzte es durch, daß der Herzog, ihr Gemahl, als König an die Spitze des Staates trat. König Anton von Navarra beharrte bei der Politik seines Vorgängers, indem er gleicherweise von Spanien die Zurückgabe der transpyrenäischen Provinzen oder einen Ersatz dafür zu erlangen hoffte, wenn er sich zu einer Allianz mit Spanien gegen Frankreich verpflichtete. Allein wenn Heinrich von Albret niemals zu einem endgiltigen Abschluß mit Kaiser Karl oder Philipp von Spanien gekommen war, so war es für König Anton noch weniger möglich. Wohl köderten ihn die spanischen Diplomaten mit allen möglichen Versprechungen, ließen bald Mailand, bald die Insel Sardinien als für ihn bestimmt erscheinen und schmeichelten ihm sogar einmal mit der Aussicht auf die Krone Frankreichs. Wenn aber ein entscheidender Schritt geschehen sollte, zerrann das Trugbild. Und doch ließ sich Anton immer wieder bereden, immer wieder zu neuen Unterhandlungen verleiten. Für seinen Ruf, wie für die Zukunft seines Sohnes war es ein Glück, daß er nicht in die Lage kam, gegen Frankreich zu Felde zu ziehen. Er hätte kaum ein milderes Urtheil verdient als der Connetable Karl von Bourbon, hätte nichts erreicht und seinen Nachkommen den Weg zum Throne wahrscheinlich unmöglich gemacht.

Wußte man am französischen Hofe von seinen feindlichen Absichten? Jedenfalls that man nichts, um ihn zu gewinnen. In dem Frieden von Cateau-Cambresis (1559) wußte Spanien seinen Schützlingen eine Reihe von Vortheilen zu sichern.

Frankreich dagegen opferte stillschweigend die Ansprüche der Bearner Fürstenfamilie auf Navarra, gleich als wäre es zufrieden damit, den alten, aber stets murrenden Alliirten für immer klein zu sehen.

König Anton begünstigte damals die Reformirten in seinem Lande ganz offen. Im Jahre 1557 war er während eines Aufenthalts in Paris mit seinem Bruder, dem Prinzen Ludwig von Condé, für die Kirche Calvins gewonnen worden. Politische Rücksichten mögen dabei mit vorgewaltet haben. Denn trotz aller gewaltsamen Schritte gegen die Calvinisten wuchsen diese zu ernster Bedeutung empor und drängten sich in die Berechnungen der Politiker ein. Selbst in dem spanischen Navarra waren die Reformationsideen mächtig geworden und konnten gelegentlich als Waffe gegen Spanien gebraucht werden. König Anton ließ reformirte Geistliche aus Genf kommen und beförderte die Bildung neuer Gemeinden. Sein Vorgehen fand damals nicht die Billigung Johannas. Diese wünschte größere Vorsicht und Überlegung, blieb aber auch für immer fest, als sie sich nach einiger Zeit für den reformirten Glauben erklärte. Das geschah im Jahre 1558, wenn nicht schon früher. Eingeladen, der Hochzeit des Dauphin mit Maria Stuart beizuwohnen, verließ das Königspaar von Navarra in den ersten Tagen des Januar 1558 Bearn, um sich nach Paris zu begeben. Unterwegs wohnten beide, König Anton sowohl wie Johanna, in La Rochelle, dann in Poitiers dem reformirten Gottesdienste bei, der zum ersten Mal öffentlich in einer Kirche gefeiert wurde. Selbst in Paris besuchte Anton die Versammlungen der Calvinisten und reizte damit König Heinrich so sehr, daß dieser ihn mit einer bewaffneten Intervention in Bearn bedrohte.

Deutlich erkennbar gruppirten sich bereits die zwei großen Parteien unter ihren Führern, und der Tag war nicht fern, an dem sie zu den Waffen greifen sollten.

Auf der einen Seite standen die Guisen aus dem Hause Lothringen.

Vor kaum mehr als vierzig Jahren war Claudius von Guise nach Frankreich gekommen und hatte sich mit Antonie von Bourbon-Vendôme (einer Tante des Königs Anton) vermählt (1513). Seine sechs Söhne beherrschten nun den Staat. Die bedeutendsten unter ihnen waren der älteste, Herzog Franz von Guise, und der Cardinal Carl von Lothringen. Als kühner General hatte der Herzog sich beim Volk beliebt gemacht und sein Ansehen stieg zusehends. Der König folgte dem Rathe der beiden Männer, deren Schwester Regentin von Schottland war und deren Nichte, Maria Stuart, jetzt Dauphine wurde und dereinst Königin von Frankreich sein sollte. Ungemessener Ehrgeiz beseelte die Guisen. König Heinrich II. hatte zwar vier Söhne, allein keiner von ihnen war kräftig und gesund. Das Haus der Valois war im Niedergang. Sollte es da den Guisen nicht möglich sein, die Nebenlinie der Bourbonen zu verdrängen, sich selbst den Thron zu erobern? Noch hing die große Majorität des französischen Volkes treu an der katholischen Kirche, und die Guisen trugen Sorge als die energischen Vertheidiger des bedrohten Glaubens zu erscheinen, so wenig ihnen im Herzen an demselben gelegen war. Zugleich traten sie insgeheim mit den Spaniern in Verbindung, um vorkommenden Falls auf deren Unterstützung rechnen zu können.

Ihnen gegenüber gruppirten sich die Hugenotten, wie die Reformirten um jene Zeit zuerst genannt wurden. Als ihre Häupter erschienen die Prinzen des Hauses Bourbon, König Anton und Ludwig von Condé; ihnen zur Seite reihten sich die Chatillons, Neffen des Connetable von Montmorency, deren ältester der Admiral Caspar von Coligny war. Auch andere vornehme Geschlechter, wie die Rohan, schlossen sich bald an. Aber es war kein Vortheil für die protestantische Sache, daß die zwei Bourbonen die Hauptleitung in Händen

hatten. Es fehlte keinem von ihnen an ritterlichen Sinn und Kriegesmuth; aber sie besaßen den Ernst nicht, der von ihnen gefordert wurde, und zumal König Anton ermangelte der Festigkeit in seinen Ueberzeugungen, ohne welche ein solcher Kampf, wie er ihm bevorstand, aussichtslos ist.

Die Leidenschaften wurden absichtlich geschürt und wuchsen in furchtbarer Steigerung empor. Wie glühend der Haß war, mußte auch Gerhard Roussel an sich erfahren. Im Jahre 1550 predigte er in der Kirche zu Mauleon gegen die große Zahl der kirchlichen Festtage, als ein Fanatiker, Arnold von Maytie, auf die Kanzel losstürmte und mit einem Beil, das er bis dahin unter dem Mantel verborgen gehalten hatte, den hölzernen Pfeiler, der die Kanzel trug, zertrümmerte. Der Bischof stürzte und wurde halbtodt hinweggetragen. Maytie aber wurde vom Parlamente zu Bordeaux freigesprochen, und als Roussel 1555 starb, erhielt Mayties Sohn den Bischofssitz von Oleron als dessen Nachfolger.

Aber obwohl die Zahl der Protestanten, die einem qualvollen Tod verfielen, in furchtbarer Progression stieg, wuchsen doch überall neue evangelische Gemeinden empor. Calvin mahnte darum in seinen Briefen, daß sie sich eine feste Organisation gäben und in einem festgefügten Ganzen sich zusammenfänden, was denn auch durch die Ausarbeitung einer Kirchenordnung und Feststellung des Glaubensbekenntnisses auf der Pariser Synode von 1559 geschah. Die Frage, wie viel Protestanten damals in Frankreich lebten, ist sehr verschieden beantwortet worden. Thou berechnete ihre Zahl auf etwa zwei Millionen. Coligny überreichte dem König Karl IX. bald nach dessen Thronbesteigung eine Bittschrift aus der Normandie um freie Religionsübung und betonte dabei, daß in der genannten Provinz allein fünfzigtausend Männer bereit seien, für ihren Glauben mit dem Schwerte einzustehen. Man sprach von zweitausend Kirchen der Reformirten, was doch wohl nur heißt,

daß es in so viel Orten kleinere oder größere reformirte Gemeinschaften gab. Jedenfalls waren sie durch ganz Frankreich verbreitet, und unter den französischen Städten traten Rouen, Angers, Tours, Orleans, La Rochelle, Montauban und Nimes am eifrigsten für die Reform ein. Manch sorgenvoller Blick der römisch gesinnten Staatsmänner und Kirchenfürsten mag diesem überraschenden Anschwellen der calvinistischen Gemeinden zugewandt gewesen sein. Aber nicht minder ernst blickten die Hugenottenführer in die Zukunft. Wohl standen ihre Glaubensgenossen todesmuthig zur Abwehr bereit, eine nicht zu verachtende Macht. Aber diese Macht war doch mehr scheinbar, denn nur eine geringe Zahl Hugenotten war fähig einen wirklichen Kampf zu bestehen, und selbst diese war zu wenig militärisch organisirt, um längere Zeit im Felde zu liegen.

Die Spannung der Gemüther war groß; man fühlte auf beiden Seiten, daß man einer Katastrophe zutrieb. Da brachte der plötzliche Tod König Heinrich II. eine Verschiebung der Verhältnisse und eine neue Hoffnung. Bei einem Turnier wurde Heinrich am 30. Juni 1559 durch einen Lanzensplitter in der Schläfe schwer verwundet und starb wenige Tage darauf, am 10. Juli. Ihm folgte sein Sohn Franz II., der kaum dem Knabenalter entwachsen, und sowohl körperlich wie geistig schwach war. Die wichtigste Stelle neben ihm gebührte nun dem ersten Prinzen von Geblüt, König Anton von Navarra. Welche Aussicht eröffnete sich damit den Protestanten! Aber Navarra hätte energisch auftreten, herbeieilen, sein Recht geltend machen müssen. Statt dessen zog er in langsamen Tagereisen aus Bearn nach Paris, und als er ankam, fand er seinen Platz besetzt. Die Guisen hatten die Zeit benutzt; Herzog Franz hatte die Leitung der militärischen Macht, der Cardinal von Lothringen die innere Verwaltung übernommen. König Anton hatte nun gezeigt, wie viel Energie er aufzuwenden hatte, und man fürchtete ihn nicht mehr.

Statt der Religionsfreiheit, auf welche die Hugenotten einen Augenblick gehofft hatten, ergab sich nun eine verstärkte Verfolgung. Nicht umsonst setzte das Edict von Blois in diesem Jahr bei jedem Parlament eine sogenannte „Feuerkammer" — „une chambre ardente" — ein.

Es ist hier nicht der Platz, die Geschichte der Reformation in Frankreich zu erzählen. Wir dürfen nur so viel andeuten, als nöthig ist, die Thätigkeit der Königin Johanna von Navarra zu verstehen. Es sei darum nur daran erinnert, daß die Hugenotten damals zum ersten Mal den Plan einer bewaffneten Abwehr faßten. Der Sieg der Guisen im Rath des Königs brachte sie zur Verzweiflung, und in der Verschwörung von Amboise verband sich eine Anzahl entschlossener Edelleute, um sich des Königs zu bemächtigen und ihn dem Einfluß der Guisen zu entziehen. Prinz Ludwig von Condé galt als das geheime Haupt der Verschworenen. Allein die Verschwörung wurde entdeckt und die Theilnehmer massenweise hingerichtet. Die Köpfe der Führer steckten noch nach Jahren auf Stangen vor dem Schloß zu Amboise. Condé selbst rettete sich durch die Flucht nach Bearn vor der Rache seiner Feinde.

Man würde irren, wenn man das französische Volk in jenen Jahren einzig mit kirchlichen Streitigkeiten beschäftigt glaubte. Mehr als es den Anschein hat, bargen sich hinter den religiösen Fragen politische Probleme wichtigster Art. Ein republikanischer Zug ging durch das Land. Damals schrieb Montaignes Freund La Boetie seine Schrift „Von der freiwilligen Knechtschaft", worin er fragte, warum sich so viele Menschen unter den Willen eines Einzigen beugen? Franz Hotmann erklärte in seinem Buch „Franco-Gallia", daß die Königswürde von Alters her in Frankreich durch Wahl verliehen worden sei, daß die allgemeine Versammlung der Nation über dem König stehe und allein befugt sei, neue Gesetze zu geben, Steuern auszuschreiben und über Krieg und Frieden

zu entscheiden. Die Reformirten, welche das Recht der Gemeinden betonten, standen diesen Ansichten besonders nahe. Aber auch auf katholischer Seite hörte man solche Lehren. Die Opposition ging überhaupt vom Bürgerthum aus, der sich rasch zum Wohlstand emporgeschwungen hatte, sich stark und unabhängig fühlte und seinen Antheil an der Regierung forderte.

Das zeigte sich klar, als der König nothgedrungen die Reichsstände für den Dezember 1560 nach Blois berief. Der dritte Stand verlangte damals, daß alle Geistlichen, selbst die höchsten, gewählt würden, und daß man die Einkünfte der Kirche zum Theil für Schulen und Krankenhäuser verwende. Er verlangte ferner die Beseitigung der Zollschranken im Innern, Erleichterung des Handelsverkehrs mit dem Ausland, Einführung gleichen Maßes und Gewichtes für ganz Frankreich, sowie Minderung der feudalen Vorrechte. Und der dritte Stand, der solche Wünsche aussprach, war nur von katholischen Abgeordneten gebildet, da sich die Hugenotten von Blois fern hielten. Der König entließ die Reichsstände in Ungnade, und statt der politischen Reformen gab er dem Land den Bürgerkrieg. Erst das achtzehnte Jahrhundert nahm die Arbeit des sechszehnten wieder auf.

Zu den Reichsständen nach Blois waren auch König Anton und sein Bruder Condé unter Zusicherung ihrer Freiheit eingeladen worden. Vergebens hatte Johanna gegen diese Reise Einwendungen erhoben. Die Brüder ließen sich nicht warnen. Kaum aber waren sie in Blois angelangt, als Condé verhaftet und zum Tod verurtheilt wurde. König Anton sah sich, wenn auch nicht gefangen, doch unter strenger Aufsicht. Auf die Nachricht dieser Vorfälle rüstete sich Johanna zu entschiedenem Widerstand in Bearn, durchzog das Land, besichtigte die Festung Navarreins und ließ sie auf lange Zeit verproviantiren. Condés Haupt sollte am 10. Dezember fallen, und der Bürgerkrieg wäre damit eröffnet gewesen. Aber fünf Tage zuvor

starb Franz II., und ihm folgte Karl IX., ein Knabe, der in seinem elften Jahre stand.

Die beiden Bourbonen erhielten ihre Freiheit wieder, aber man hatte Sorge getragen, sie auf andere Weise zu fesseln. Eine Hofdame, Fräulein du Rouet, hatte König Anton in ihren Netzen gefangen, und auch von Condé weiß man, daß er ähnlichen Verlockungen schwer widerstand. Die Führung der Protestanten wurde nun unsicher. Aber während Condé wenigstens seiner Partei treu blieb, fiel der König von Navarra bald gänzlich von ihr ab. Der Schlag war schwer, aber um so fester blieb Johanna. Der Übermuth der Guisen kannte keine Grenzen mehr, und als der Herzog von Guise auf einem Zug nach Paris das Städtchen Vassy in der Champagne von seinen Leuten überfallen und die beim Gottesdienst versammelten Hugenotten niedermetzeln ließ (1562), wie man kurz zuvor in Cahors und anderen Städten es gethan hatte, da griffen die Hugenotten zu den Waffen. Eine andere Wahl blieb ihnen nicht, wenn sie ihren Glauben bewahren wollten, und Condé rief sie zum Kampfe. Coligny freilich zögerte noch; besser als jeder andere konnte er die Gefahr ermessen, in die seine Freunde sich stürzen wollten, und das Unglück, welches das Land bedrohte. Aber seine Frau, Anna von Laval, hieß ihn stark sein. Für die Stimmung der Hugenotten ist es bezeichnend, daß gerade die Frauen entschieden waren und jeder Noth die Stirne boten. Coligny wurde damals eines Nachts durch das Schluchzen seiner Frau geweckt. Sie weinte, daß Coligny seinen bedrängten Glaubensbrüdern nicht zu Hilfe kommen wollte. „Solche weltliche Klugheit gilt nicht vor Gott, der Euch die Feldherrngabe zum Wohle seiner Kinder verliehen hat,“ sagte sie ihm. Coligny setzte ihr seine Bedenken auseinander. „Legt die Hand aufs Herz und prüft Euer Gewissen,“ sprach er ernst. „Fragt Euch, ob Ihr Niederlage, Schmach, Verrath, Flucht, Exil, Hunger ertragen könnt; ob

Ihr, was noch härter ist, sehen könnt, wie Eure Kinder hungern? Könnt Ihr den Tod durch Henkershand sterben, nachdem Ihr Euren Gatten zur Richtstätte habt schleifen und vom Pöbel habt beschimpfen sehen? Ich gebe Euch drei Wochen, um mir zu antworten."

„Die drei Wochen sind schon verstrichen," antwortete ihm die heldenmüthige Frau. „Die Kraft Eurer Feinde wird Euch nie besiegen können; so benützt denn Eure Kraft und ladet nicht die Mordthaten dreier Wochen auf Euer Haupt."

Am nächsten Morgen brach Coligny mit seinen Brüdern auf und stieß zu Condés Heer. Der erste Religionskrieg begann (1562—63). Auf diesen folgte 1567 der zweite, 1568 der dritte Krieg.

Schon im ersten Jahre des Kampfes hatte König Anton von Navarra seinen Tod gefunden. Bei der Belagerung von Rouen, das die Hugenotten besetzt hielten, war er am 25. October 1562 schwer verwundet worden und am 17. November gestorben. Im Februar des folgenden Jahres fiel Franz von Guise durch Meuchelmord, und auch Condé endete durch einen Pistolenschuß, den ein Elender auf ihn abdrückte, als er ihn in der Schlacht bei Jarnac verwundet und gefangen sah.

Die Verwilderung der Menschen trat in erschreckender Weise zutage. Aber verwundern kann sie nicht, wenn man die Vorgeschichte dieser Kämpfe, die Jahre lang fortgesetzte Blutarbeit auf den Richtstätten bedenkt.

Zu den Schrecken der Verfolgungen gesellten sich nun auch die Gräuel des Kriegs, um Frankreich in tiefes Elend zu stürzen. Auch in Bearn wurden diese Leiden schwer empfunden. Johanna war im Jahr 1563 nach Rom citirt worden, um sich wegen ihrer Ketzerei zu verantworten, und im Fall ihres Nichterscheinens war ihr mit der Confiscation ihrer Güter gedroht worden. Die französische Regierung hatte jedoch die

Veröffentlichung dieser Vorladung nicht geduldet, weil sie gegen die Rechte und Freiheiten der gallicanischen Kirche verstieß. Johanna aber ging nun um so entschiedener vor. Sie überwies den Hugenotten in ihrem Land eine Anzahl Gotteshäuser, aus welchen Altäre und Heiligenbilder entfernt wurden, gab der reformirten Kirche eine festere Organisation und begründete in Orthez eine Lehranstalt zur Ausbildung junger Geistlicher. Georg von Armagnac, Erzbischof von Toulouse und päpstlicher Legat, schrieb ihr damals einen Brief mit ernstlichen Abmahnungen und kaum verhüllten Drohungen. Seine Worte sind besonders interessant, weil sie beweisen, daß er die Festigkeit der Königin gar nicht bezweifelte. „Wahrlich, nichts führt leichter zur Empörung, als wenn der Fürst des Landes seinen Unterthanen eine altererbte Religion gewaltsam rauben will. Und wenn Ihr glauben solltet, daß sie sich fügen müßten, so bedenkt, daß Euer Land von den zwei mächtigsten Reichen Europas umschlossen ist. Der König von Spanien wäre froh, eine so unglückliche Gelegenheit zum Einschreiten benutzen und Euch aus Eurem Land verjagen zu können. Ich weiß nicht, was unser König darüber denkt, und ob er nicht vorziehen wird, sich selber Bearns zu bemächtigen, bevor ein anderer es betritt. Ich weiß wohl, Fürstin, daß Ihr lieber Euer Königreich, Eure Herzogthümer und Fürstenthümer aufgebt und Euch mit fünfhundert Livres jährlich begnügt, als daß Ihr von Eurem Unternehmen absteht, das Ihr zur Beförderung des Evangeliums und zur Ehre Gottes begonnen wähnt. Aber Eure Kinder haben nicht verdient, daß sie durch Euch einer so schönen Erbschaft verlustig gehen." Der Cardinal ging dann auf die eigentliche Streitfrage ein und suchte Johanna durch Stellen aus den Kirchenvätern zu belehren. (Datirt Belle-Perche, 18. Aug. 1563.)

Die Königin antwortete ihm umgehend in einem langen Brief. Sie betonte darin ihren festen Willen, die Reformation

in Bearn durchzuführen. „Ich habe sie (die Reformation) aus der Bibel gelernt, die ich mehr als die Kirchenväter lese. . . . In Religionssachen aber übe ich nirgends Zwang aus; da giebt es keine Todesstrafe, kein Gefängniß, keine Verurtheilung. Ich kenne meine Nachbarn. Der eine liebt meine Religion nicht, ich auch nicht die seinige. Deshalb bin ich doch gewiß, daß wir gute Nachbarn bleiben werden. Übrigens habe ich nicht so schlecht gewirthschaftet und bin auch nicht so aller Verwandten und Freunde beraubt, daß ich im entgegengesetzten Fall nicht meine Mittel bereit hätte. Der andere Nachbar ist meine Stütze. Er ist der Stamm, zu dem ich als kleiner Zweig gehöre — und das ist mein größter Stolz. Dieser Nachbar aber verabscheut die reformirte Religion keineswegs, wie Ihr behauptet, da er sie ja den vornehmsten Männern, die um seine Person sind, gestattet. Der erste Nachbar kann nichts gegen mich planen, um in mir keinen Größeren zu beleidigen. Ihr wißt ja selbst, welchen Werth Bearn für Frankreich hat. Der zweite aber ist weder Tyrann noch Usurpator . . . Darin aber habt Ihr Recht, daß Ihr Euch selbst sagt, ich möchte lieber arm sein und Gott dienen. Doch ich sehe keine Gefahr . . . . Ihr sprecht von abscheulichen Thaten, welche die Bekenner unserer Religion verübt haben sollen. Nehmt doch den Balken aus Eurem Auge, bevor Ihr den Splitter in dem Eures Nächsten sucht. Reinigt die Erde von dem Blut der Gerechten, das die Euren vergossen haben."

Auch Johanna behandelt dann die Controverse, bekämpft die Gründe des Cardinals, und räth ihm dabei, ein andermal die Stellen, die er citire, besser zu lesen. „Mir, einer Frau, könnte man das noch eher verzeihen. Aber daß ein alter Cardinal so unwissend ist! Gewiß mein Vetter, ich schäme mich für Euch." Armagnac hatte sich auf seine Autorität als Legat berufen. Die Königin aber protestirte dagegen. Sie habe niemanden als Gott Rechenschaft für ihre Regierung zu geben.[144])

Ohne Widerstand wurde übrigens die Reform in Bearn nicht eingeführt. Die Stände baten die Königin um Zurücknahme der Verordnung, welche die Altäre und Bilder aus den Kirchen verbannte. Johanna gab diesem Verlangen theilweise nach. In einem Rescript verfügte sie, daß jede Cultusgemeinschaft Freiheit des Glaubens und der religiösen Übung haben solle; sie verbot, die Kirchen der Andersgläubigen anzugreifen und zu verwüsten, und mit Waffen in den Versammlungen zu erscheinen.

Trotzdem kam es zu mehrfachen aufständischen Bewegungen, die von Frankreich her begünstigt wurden. Sie wurden indessen mit leichter Mühe unterdrückt, und Johanna amnestirte alle, die daran theil genommen hatten. Der französische Hof verfolgte die Entwickelung in Bearn mit steigender Unruhe. Man versuchte Johanna von den Calvinisten zu trennen, und da sich dies als unmöglich erwies, sie nach Paris zu locken, um sich ihrer zu bemächtigen. Der Cardinal von Lothringen schmiedete einen Anschlag, den Sohn der Königin zu entführen, sah aber seine Absichten durch die Aufmerksamkeit von Heinrichs Umgebung vereitelt. Johanna spricht in einem Brief an König Karl IX. selbst von diesem Komplot. Sie verließ damals Bearn und begab sich mit ihrem Sohn und ihrer Tochter in das Lager der Hugenotten zu Cognac. Ihre Reise war nicht gefahrlos. Fünfzig Edelleute geleiteten sie, und es bedurfte großer Vorsicht, um den königlichen Truppen zu entgehen, welche beauftragt waren, sich der Reisenden zu bemächtigen. Unterwegs schrieb die Königin in Bergerac einen stolzen Brief an Karl IX. Ihr Schreiben ist datirt vom 16. September 1568. „Der Cardinal von Lothringen“, sagte sie darin, „vergreift sich an den königlichen Prinzen und zwingt den Prinzen von Condé, meinen Schwager, Hilfe bei seinen Verwandten zu suchen. Da mein Sohn und ich ihm so nahe stehen, konnten wir nicht weniger für ihn thun und boten ihm an, was Verwandtschaft und

Freundschaft von uns heischten . . . . Ich bitte Euch darum in aller Demuth, gnädigster Herr, nicht übel zu nehmen, daß ich mit meinem Sohn mein Land verlassen habe. Es geschieht dies nur in der Absicht, Gott, Euch und meinem Haus zu dienen. Seid überzeugt, daß wir nur in dieser dreifachen Absicht die Waffen ergriffen haben. Was mich persönlich betrifft, so hatte der Cardinal Unrecht, Eure Autorität in Gewaltthätigkeit umzuwandeln, als er versuchte, mir meinen Sohn zu rauben, um ihn zu Euch zu bringen, — als ob ein einfacher Befehl von Euch nicht für ihn und mich genügt hätte . . ." [145])

Im Lager zu Cognac wurde sie von Condé mit besonderer Auszeichnung empfangen und der jugendliche Heinrich von Bourbon den Hugenotten als das eigentliche Haupt der Partei vorgestellt. Johanna gab ihre Juwelen und Kostbarkeiten als Beitrag zu den Kriegskosten und zog sich nach La Rochelle, dem festesten Platz der Hugenotten, zurück. Bezeichnend für ihre Stimmung war ihr Ausspruch, daß man die Waffen nur unter drei Bedingungen niederlegen dürfe, im Falle eines sicheren Friedens, eines vollständigen Sieges oder eines ehrenvollen Todes, und daß sie Erinnerungsmünzen mit dieser Inschrift prägen ließ.[146])

Ihr Brief an Karl IX. und ihr offener Anschluß an Condé hatten zur Folge, daß man nun im Rathe des Königs offen gegen sie aufzutreten beschloß. Die königlichen Truppen rückten in Bearn ein und besetzten fast das ganze Land ohne Widerstand zu finden (April 1569). Nur Navarreins ergab sich nicht und wurde drei Monate lang belagert. Während dessen sammelte Graf Montgommery im Auftrag Johannas Truppen in der Grafschaft Foix; andere Barone des Landes stießen mit ihren Leuten zu ihm, und die Occupation von Bearn endigte so schnell, wie sie vollzogen worden war. Montgommery zwang die Königlichen zur Aufhebung der Belagerung von

Navarreins, zum Rückzug und schließlich zur Waffenstreckung in Orthez.

Durch eine abermalige Amnestie sicherte Johanna allen Bearnern, welche sich den Königlichen angeschlossen hatten, volle Straflosigkeit zu, aber gleichzeitig untersagte sie die fernere Feier des katholischen Gottesdienstes in ihrem Lande und zog die Kirchengüter zu Gunsten des Staates ein.

Darüber kam es im Jahre 1570 zum Frieden von Saint-Germain, in welchem den Hugenotten Religionsfreiheit gewährt wurde, und der König ihnen vier feste Plätze des Landes, La Rochelle, La Charité, Montauban und Cognac zu ihrer Sicherheit einräumte.

Im Jahre darauf trat eine protestantische Generalsynode in La Rochelle zusammen, bei welcher Königin Johanna, ihr Sohn Heinrich sowie Coligny gegenwärtig waren, und die sich mit einer Abänderung der reformirten Kirchenverfassung beschäftigte.

Die Jahre der Prüfung schienen vorüber zu sein. Man gab sich der frohen Hoffnung hin, daß der junge König nun die vereinigten Kräfte des Landes zum Kampf gegen den auswärtigen Feind, die Spanier, aufbieten würde. Zum Zeichen der Versöhnung wurde die Vermählung Heinrichs von Bourbon mit Margarethe von Valois, der reizenden, aber sittenlosen Schwester des Königs, bestimmt, und zur Feier dieses Festes die Spitzen des Adels, auch der Hugenottenpartei, nach Paris geladen.

Ließ sich Königin Johanna diesmal wirklich täuschen? Glaubte sie an Versöhnung und Frieden? Oder hielt sie einen Beweis von Vertrauen unter den gegebenen Verhältnissen für nöthig? Gefiel ihr die Verbindung mit Margarethe von Valois, die ihres Sohnes Rechte auf den französischen Thron noch bekräftigte?

Sie kam nach Paris. Dort aber schwand ihr jedenfalls

alle Illusion, und sie entsetzte sich über die Sittenlosigkeit, die sie bei Hofe fand. Margarethe sei schön, anmuthig, gewandt, schrieb sie ihrem Sohn, aber sie sei in der verfluchtesten und verdorbensten Gesellschaft aufgewachsen. Etwas später meldete sie ihrem Sohn, sie sei sehr leidend, und alles gehe schlecht. Sie sei im Verkehr gehindert und könne mit niemanden, außer mit der Königin Katharina, reden. „Ich beharre bei meiner ersten Meinung, daß Ihr so bald als möglich nach Bearn zurückkehren müßt; mein Sohn, man geht darauf aus, Euch von Gott und mir zu trennen.“ So schrieb sie an Heinrich, für den sie die größten Gefahren am französischen Hof erwachsen sah. Hatten doch die gleichen Künste ihr ein Jahrzehnt zuvor den Gatten entfremdet und seinen Tod herbeigeführt.

Ob der Plan zur Bartholomäus-Mordnacht ganz plötzlich im Haupt des Königs und seiner Rathgeber reifte, ob er lange zuvor mit den Abgesandten Philipps von Spanien verabredet worden war, ist noch nicht sicher bestimmt. Die Geschichte jener blutigen Tage fällt außerhalb des Rahmens unserer Aufgabe. Johanna von Navarra erlebte diese Gräuel nicht mehr. Sie starb wenige Tage zuvor, und zwar nach der allgemeinen Ansicht ihrer Zeitgenossen an Gift. [147]) Neuerdings hat man darauf hingewiesen, daß Johanna von jeher eine schwache Gesundheit hatte, daß die Aufregung der letzten Jahre ihr gewiß sehr schadete, und daß sie ohne ihre moralische Kraft sich kaum so lange aufrecht erhalten hätte. Möglich ist es also, daß sie in der Erkenntniß der furchtbaren Gefahr, in die sie, ihr Sohn und ihre Glaubensgenossen sich hatten verlocken lassen, die letzte Lebenskraft verbrauchte, und das Licht von selbst erlosch.

Ein einziges Porträt existirt von ihr, und zwar in Genf. Die Königin hatte es der Republik als Geschenk übersandt. Es zeigt Johanna in ihren späteren Jahren mit dem Wittwen-

schleier. Ihre Züge verrathen die Spuren häufigen Leidens, sind aber ausdrucksvoll und lassen die frühere Schönheit noch deutlich erkennen. In dem etwas langen, aber doch schön ovalen Gesicht spricht sich ebenso viel Güte wie Entschlossenheit aus.

Johanna, die nach den Worten Aubignés „einen Geist hatte, der sie für die großen Staatsgeschäfte eignete, und ein Herz, das im Unglück unerschütterlich blieb", steht in der Mitte zwischen Margarethe von Navarra und Heinrich IV., die würdige Tochter ihrer edlen Mutter, die würdige Mutter des größten Königs von Frankreich.





Anmerkungen.

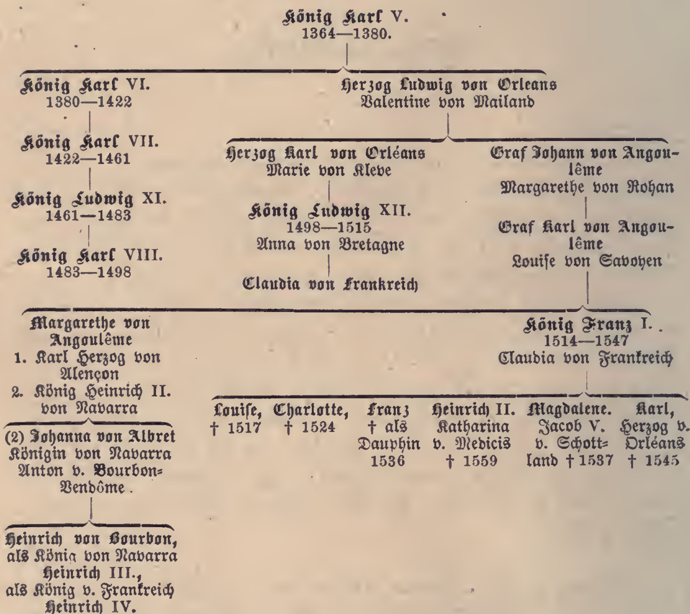
---

1) Zaccaria Contarini und Francesco Capello kamen i. J. 1492 als Gesandte Venedigs nach Frankreich, und Contarini giebt in seiner „Relation“ folgendes Portrait von König Karl: „La Maestà del Re di Francia è di età di 22 anni, piccolo e mal composto della persona, brutto di volto, che ha gli occhi grossi e bianchi e molto più atti a veder poco che assai, il naso aquilino similmente grande e grosso molto più del dovere, i labbri etiam grossi, i quali continuamente tiene aperti, e ha alcuni movimenti di mano spasmosi che paiono molto brutti a vederli, et est tardus in locutione. Secondo la opinion mia, la qual potria esser ben falsa, io tengo per fermo, quod de corpore et de ingenio parum valeat“ etc. Vergl. Arm. Baschet, La diplomatie vénitienne. Les princes de l'Europe au 16me siècle. Paris, Henri Plon. 1862, p. 325.

2) Guicciardini, Storia d'Italia vol. I, libr. 1, capit. 3. Jahr 1494. Francesco Guicciardini war zu Florenz 1482 geboren und starb 1540. Mit der Verwaltung von Modena, Reggio und Parma betraut, nahm er in dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts regen Antheil an der Politik. In seinen letzten Lebensjahren schrieb er seine berühmte „Geschichte Italiens“ (von 1490—1534) in

20 Büchern. Jünger als König Karl, war er doch in der Lage, Genaues über ihn zu hören und ein sicheres Urtheil zu fällen.

3) Über Karl von Orleans vergl. man Beaufils, Etude sur la vie et les poésies de Charles d'Orléans (Paris 1861), den Artikel „Orléans" von Vallet-Viriville in der Nouvelle biographie universelle t. 38 (1862) und die Einleitung zur oben erwähnten Ausgabe der Gedichte (von Ch. d'Héricourt). Der nachstehende Stammbaum wird die Übersicht der Successionsrechte erleichtern.



4) Die Taille betrug unter Karl VIII. 2 200 000 Livres, die an Werth heute etwa 40 bis 50 Millionen repräsentiren. Unter Ludwig war sie lange Zeit auf 1 600 000 Livres ermäßigt.

5) Königin Johanna lebte noch einige Jahre in frommer Zurückgezogenheit in einem Kloster, das sie gegründet hatte und in dem sie selbst als Schwester eintrat. Ihre Einkünfte verwandte sie ganz zum Wohl der Armen. Nach ihrem Tode wurde sie vom Volk wie eine Heilige verehrt, und man erzählte sich allerlei Wunder, die sich an ihrem Grabe ereignet haben sollten. Vergl. R. de Maulde, „Jeanne de France.“ Paris, Champion 1884.

6) Der Brief der Signoria ist datirt vom 23. October. Vergl. G. Capelletti, Storia della chiesa di Venezia. Venedig 1849, Band I, Seite 435. Sybel, historische Zeitschrift, Band 37. Daß sich die Zustände in Italien auch später nicht besserten, beweisen u. a. die Briefe von Sarpi, der am 9. December 1608 an de l'Isle Groslot und am 17. November 1609 an Priuli schrieb, an jedem Exceß seien Priester oder Mönche betheiligt, jährlich würden durchschnittlich zwanzig derselben eingekerkert, und in 19 Monaten seien 36 Geistliche zu den Galeeren verdammt worden. S. Paolo Sarpi, Lettere, ed. Polidori, Florenz 1863, Band I, Seite 159 und 350. Sybels Zeitschrift a. a. O.

7) Einige nur seien hier angeführt. So z. B. besagte „bailler le moine“ soviel wie „Unglück haben,“ „bailler le moine par le cou“ „hängen,“ „avoir le moine“ bedeutete „erwischt werden“ u. s. w.

8) Der Abbé von Monthéron hatte vom Herzog Karl von Savoyen die Abtei des gefangenen Genfer Patrioten Bonivard erhalten, war nach Rom gegangen, dort von einigen Geistlichen, die nach seiner Pfründe Verlangen trugen, zu Tisch eingeladen worden und gestorben. „Ils lui donnèrent de la poudre cardinale qui lui purgea l'âme du corps,“ sagt Bonivard in seiner Chronique II, p. 180.

9) Vergl. F. Lotheißen, Molière, sein Leben und seine Werke. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt, Rütten und Löning. 1880. Seite 11. Das Stück selbst ist abgedruckt bei Ed. Fournier, Le

theâtre français de la Renaissance. 1450—1550. Paris, La Place, Sanchez & Cie., p. 293—306.

Man muß indessen sagen, daß Ludwig XII. die Schauspieler bestrafte, als sie den Prozeß des Marschalls Gié, der die Königin beleidigt hatte, auf die Bühne brachten. Über diesen Prozeß im zweiten Abschnitt.

10) Die Verordnung wurde am 15. März 1511 erlassen. Vergl. Recueil des ordonnances de Fontanon IV, p. 237. Sauval, Antiquités de Paris III, p. 218 und 510.

11) Luise von Savoyen war am 11. September 1476 zu Pont d'Ain in der Landschaft Bresse geboren. Ihre Mutter war eine französische Prinzessin, Margarethe von Bourbon.

12) Mandeville hatte sein Werk in lateinischer Sprache verfaßt. Im Jahre 1480 erschien zu Lyon eine französische Übersetzung davon. Es folgten dann eine italienische, zwei deutsche (1481 zu Augsburg und 1484 zu Straßburg), eine holländische und erst 1499 eine englische Übertragung. Eine neue Ausgabe wurde 1839 von Halliwell mit Einleitung, Noten und Glossar besorgt. — Les Chroniques de France ou Chroniques de Saint-Denis depuis les Troyens jusqu' à la mort de Charles VII. wurden zum erstenmal 1476 in 3 Bänden zu Paris gedruckt. Eine neue Ausgabe besorgte Paulin Paris, 1836 bis 1839, in 6 Bänden.

13) Das „Journal de Louise de Savoie" ist bei Petitot, „Collection complète des Mémoires relatifs à l'histoire de France" t. 16 (Paris 1820) abgedruckt und umfaßt darin nur 19 Seiten. Zum erstenmal wurde es von Guichenon in seiner „Histoire généalogique de la maison de Savoie" abgedruckt. Guichenon hatte das Manuscript von dem Pater Hilarion de la Coste erhalten, und dieser hatte es in der Bibliothek des Gerichtsraths am Châtelet, Hardy, gefunden.

14) „Et ne feust jamais heure que ces deux maisons ne

feussent tousjours en pique," heißt es darüber in den Memoiren von Fleurange. (Petitot, Collection t. 16.)

15) Vergl. Gaillard, Histoire de François I. 2 éd. Paris 1769. Band I, Seite 23 ff.

16) Nach Gaillard erhielt Franz von Angoulême das Herzogthum Valois schon vor dem Feldzug in Navarra. Fleurange sagt in seiner „Histoire des choses mémorables advenues du reigne de Louis XII. et de François I," ch. 42.

„Le temps pendant que ces menées se faisoient, monsieur d'Angoulesme en menoit un aultre; car il vouloit que le mariage de luy et de madame Claude, fille aisnée du roy Louis, feust achevé, laquelle chose feust accordée par bons moyens par le dict seigneur roy Louis; et, en ce mariage faisant, il luy bailloit la duché de Bretaigne, pour en jouir présentement . . . Le Roy avoit auparavant baillé au dict seigneur d'Angoulesme la duché de Valois, afin qu'il eust nom duc, et avecques ce, la duché de Bretaigne, ce qu'il avoit de par ses père et mère.

17) Vergl. A. Baschet, la Diplomatie vénitienne, p. 372.

18) Lettre de Louise de Savoie à Montmorency (du Mont-au-Moine, le 30 août 1524): „Mon cousin, j'ay présentement sceu le partement du Roi de Montelimart, qui me fait craindre qu'il s'advance par trop d'entrer en camp, avant qu'il ayt force assemblée et souffisante pour y recevoir sa personne, mesmement de sa gensdarmerie . . ."

19) Vergl. Jean d'Anthon in seiner Geschichte Ludwig XII. ch. XXXI. D'Anthon stammte aus Poitiers, erhielt von Ludwig die Abtei Angle in Poitou, war des Königs Historiograph und starb 1527, etwas über 60 Jahre alt. Vergl. Goujet, Bibl. franç. t. XI.

20) Man vergl. Kapitel 51 der „très joyeuse, plaisante et recreative Histoire, composée par le loyal serviteur, des Faiz,

Gestes, Triomphes et Prouesses du bon Chevalier sans Paour et sans Reprouche, le gentil Seigneur de Bayard.“ Diese „Chronik des „Loyal Serviteur,“ wie sie kurzer Hand genannt wird, rührt wahrscheinlich von dem Secretär Bayards her, ist klar, selbst elegant für jene Zeit geschrieben und erschien zum erstenmal im Jahr 1527, drei Jahre nach dem Tod des Helden. Neu abgedruckt sind sie im Band XV und XVI der Collection Petitot (1820). Im 16. Band finden sich auch die Memoiren von Fleurange, die von 1501 bis 1521 gehen und 1753 zum erstenmal nach einem Manuscript des Grafen von La Marck erschienen.

21) Vgl. Cellinis Autobiographie, Buch I. Kap. 9. Buch II., Kap. 4 und III. 6. in der Uebersetzung von Goethe.

22) C'est luy que ciel et mer contemple . . . .
La terre a joie, le voyant revestu
D'une beauté qui n'a point de semblable,
— — — — — — — — — — — — —
C'est lui qui a grâce et parler de maître . . .
C,est lui qui a de tout connoissance . . . .
De sa beauté il est grand et vermeil,
Les cheveux bruns, de grande et belle taille . . .
En terre il est comme au ciel le soleil,
Hardi, vaillant, sage et preux en bataille.
Il est benin, doux, humble en sa grandeur.
Fort et puissant, et plein de patience,
Soit en prison, en tristesse et malheur . . .
Il a de Dieu la parfaite science . . .
Bref, luy tout seul est digne d'être roi.

23) Vgl. Gaillard II, 347. Semblançays Bericht findet sich in den Manuscripten des Fonds de Béthune in der Pariser Nationalbibliothek. Die Kosten der Hofhaltung wurden durch die fortwährenden Reisen des Königs gesteigert. Denn er zog nicht, wie einst Kaiser Hadrian, zu Fuß durch sein Reich oder in einfacher Begleitung, sondern schleppte immer den ganzen Hof mit sich. Eine eigentliche

Haupt- und Residenzstadt gab es damals in Frankreich nicht. Paris war zwar schon lange die wichtigste Stadt des Landes, aber dessen Herz und Kopf, wie heute, war es noch nicht. Eher könnte man das Thal der Loire als politischen Mittelpunkt des damaligen Frankreich betrachten. Die Könige hielten sich mit Vorliebe dort auf, doch war der Hof selten lang an einem Ort. Benvenuto Cellini (Band III) erzählt darüber: „Nun mußten wir dem Hof folgen, und das war eine rechte Qual. Es schleppt sich hinter dem König beständig ein Zug von 12 000 Pferden her, und das ist das Geringste, denn wenn in Friedenszeiten der ganze Hof beisammen ist, so sind es 18 000 Mann, und darunter mehr als 12 000 Berittene." Der venetianische Gesandte Marino Giustinian sagt, daß der Hof nie länger als vierzehn Tage an demselben Ort verweilt hätte, und „vagando sempre per totta la Francia" in Bewegung gewesen sei. Und doch währte Giustinians Gesandtschaft beinahe 4 Jahre. Bei dem Zustand der Straßen konnte sich der Hof freilich nur langsam vorwärts bewegen. Ein Beispiel mag die Schwerfälligkeit der königlichen Reisen deutlich machen. König Franz reiste im Sommer des Jahres 1541 aus der Touraine nach Lyon, und wir besitzen noch die Aufzeichnungen über die einzelnen Etapen seines Zugs. Am 19. Juni brach er von Châtellerault an der Vienne, südlich von Tours, auf, kam nach acht Tagen in Chauvigny an, befand sich am 6. Juli zu Lussac und erreichte am Ende des Monats die Stadt Moulins, wo er einige Zeit blieb. Am 17. August war er in Bourbon-Lancy, am 8. September in Mâcon und am 23. desselben Monats hielt er seinen Einzug in Lyon. Wo man aber auch unterwegs anhielt, überall mußte für den Empfang und den Unterhalt des Hofs aufs beste gesorgt sein. Der König verlangte, daß seine Tafel täglich in gleich feiner Weise bedacht und seine Begleitung königlich bewirthet werde.

Wenn man die Notizen in dem Journal de Louise de Savoie über die Reisen ihres Sohnes zusammenstellt, findet man gleichfalls ein fortwährendes Umherziehen. Am 13. Januar 1516 kam Franz aus dem italienischen Krieg zurück und traf seine Mutter in Sisteron in der Provence; am 3. Februar war er in Tarascon und hielt am folgenden Tag seinen Einzug in Avignon. Am 8. Mai verzeichnet

Luise von Savoyen den Besuch des Königs zu La Roche de la Balme in der Dauphiné, wobei sie ihn begleitete. 28. Mai: Mein Sohn verließ Lyon. . . . . 18. Mai 1517: Einzug in Orleans, 1. October Einzug in Argenton. 24. November: Mein Sohn verließ Amboise, um zu Fuß nach Tours (zu Saint Martin) zu gehen. — — 19. Februar 1519: Einzug in Cognac. 10. December: Abreise von Blois. 5. Januar 1520: Einzug in Poitiers. 31. Mai: Ankunft in Ardres. Juni: Zusammenkunft mit dem König von England. 25. Juni: Abreise von Ardres. 27. Juni zu Boulogne und Etaples. 28. Juni: Abbeville. 16. April 1521: Einzug in Dijon. 22. April: Einzug in Troyes. 5. Juli: der König in Ardilly, fünf Stunden von Dijon.

24) Vgl. „Journal d'un bourgeois de Paris“ publ. par M. Lud. Lalanne, p. 299: „On disoit que la belle dame, après sa mort, faisoit des miracles, son corps étant à Blois. Et lui offroit-on des voeux de cire et lumières de cire. La bonne Dame étoit très-fort aimée de son vivant et après sa mort, car elle étoit toute bonne et honneste et de bonne vie.“

25) Brantôme, vie du prince de Melfe: „Elle estoit coustumière à gagner au Roy et à entretenir ses serviteurs.“

26) Marot, épigramme 30. (éd. d'Héricault):

Ma maistresse est de si haulte valeur,
Qu'elle a le corps droit, beau, chaste et pudique;
Son cueur constant n'est pour heur ou malheur
Jamais trop gay, ne trop mélancolique.
Elle a au chef ung esprit angélique,
Le plus subtil qui onc aux cieulx vola.
O grand merveille! on peult veoir par cela
Que je suis serf d'un monstre fort estrange,
Monstre je dy, car, pour tout vray, elle a
Corps féminin, cueur d'homme et teste d'ange.

Die Epistel, die zum erstenmal von Génin in seinen Lettres de

Marguerite d'Angoulême (Paris, Renouard & Cie. 1841) mitgetheilt worden ist, enthält die folgenden Verse:

Il m'a faict en mesme temps congnoistre
Une doulceur assisse en belle face,
Qui la beauté des plus belles efface;
D'un regard chaste où n'habite nul vice;
D'un rond parler, sans fard, sans artifice,
Si beau, si bon, que qui cent ans l'ourroit,
Jà de cent ans fascher ne s'en pourroit,
Un vif esprit, un sçavoir qui m'étonne,
Et par sus tout, une grâce tant bonne,
Soit à se taire ou soit en dévisant,
Que je vouldroys estre assés souffisant
Pour en papier escripre son mérite
Ainsy qu'elle est dedans mon cueur escripte.

Das Manuscript des Gedichts befindet sich auf der Pariser Nationalbibliothek.

27) Giustinian kam im Jahr 1537 noch einmal als außerordentlicher Gesandter, und Matteo Dandolo ging 1540 nach Frankreich. In des letzteren Bericht heißt es von Margarethe: „Sie ist von zarter Gesundheit, so daß es scheint, sie solle nicht alt werden. Da sie aber in ihrer Lebensweise sehr einfach ist, könnte sie doch ein hohes Alter erreichen. Ich halte sie für die Einsichtigste nicht allein aller Frauen Frankreichs, sondern auch von allen Männern . . . In allen Staatsangelegenheiten kann man niemand besser reden hören, als sie." A. Baschet, Seite 400, 404, 412. De Thou, Hist. l. VI.

28) „Et pour ce que le Créateur nous a faist la grâce, que notre trinité a tousjours esté unie, les deux vous supplient que ceste lettre présentée à vous, qui estes le tiers, soit reçeue de telle affection que de bon cueur la vous offrent

Vos très humbles et obéissantes mère et seur
Loyse
Marguerite.

In dem erwähnten Gedicht heißt es:

De pouvoir estre, en quelque coin et angle,
Un petit point de ce parfaict triangle.

Vgl. Captivité du roi François I. p. 455.

29) Der fragliche Brief lautet mit einigen nothwendigen orthographischen Verbesserungen: „Au Roy, mon souverain seigneur. Sire, ce qu'il vous plut m'escripre que en continuant vous me feriez connoistre, m'a fait continuer et davantage espérer que vous ne voudriez laisser vostre droit chemin pour fuir ceulx qui, pour le principal de leur heur, desirent vous voir, encores que de mal en pis. Mon intention soit prescripte, si ne vous faudra jamais l'honneste et ancienne servitude que j'ai porté et porte à vostre heureuse bonne grace. El si l'imparfection parfaicte de cent mille faultes vous fait desdaigner mon obéissance, au moins, Sire, faictes moi tant d'honneur et de bien que de n'augmenter ma lamentable misère en demandant expérience pour défaite, là où vous connoissez sans vostre aide l'impuissance; comme vous témoignera une enseigne que je vous envoye; ne vous requerant pour fin de mes malheurs et commencement de bonne année, sinon qu'il vous plaise que je vous sois quelque petit de ce que infiniment vous m'estes et serez sans cesse en la pensée. En attendant cet heur de vous pouvoir voir et parler à vous, Sire, le désir que j'en ay me presse de très humblement vous supplier que, si ce ne vous est ennuy, le me faire dire par ce porteur, et incontinent je partiray feignant aultre occasion. Et n'y a fascheux temps ni pénible chemin qui ne me soit converty en très plaisant et agréable repos, et si m'obligerez tant et trop à vous, et encore davantage, s'il vous plaist ensevelir mes lettres au feu et la parole en silence. Autrement vous rendriez

Pis que morte ma douloureuse vie,
Vivant en vous de la seule espérance
Dont le savoir me cause l'assurance
Sans que jamais de vous je me défie.
El si ma main trop foiblement supplie,
Vostre bonté excusera l'ignorance
Pis que morte.

Par quoy à vous seul je desdie
Ma voulenté et ma toute puissance.
Recevez la, car la persévérance
Sera sans fin, ou tost sera finie
Pis que morte
Vostre très-humble et très obéissante plus que subjette et servante.

Der erwähnte Aufsatz im Semeur ist von Lutteroth geschrieben und findet sich im Band XI, Mai 1842.

In anderen Briefen an Briçonnet und Gerhard Roussel aus dem Jahre 1521 nennt sich Margarethe „la doublement malade,“ „une imparfaite, mal ronde et toute contrefaite perle.“ Vergl. Herminjard, corresp. des réform. I. Seite 81 und 82.

30) Diese Bedenken sind z. B. in einem Brief des Erasmus von Rotterdam an Wolfgang Fabritius Capiton (Wolf Köpflein) ausgesprochen. (Antwerpen, 26. Februar 1517.) Erasmus stimmt darin Lefèvre bei, daß man für eine andere Bildung der Geistlichkeit sorgen müsse, aber er drückt zugleich seine Sorge aus, daß die classischen Studien den christlichen Glauben schädigen könnten. Erasmus hat hier mehr den heidnischen Unglauben im Auge, allein seine Worte beziehen sich zugleich auf die Mystiker. Siehe bei A. L. Herminjard, Correspondance des Réformateurs dans les pays de langue française, Paris et Genève (Lévy, Georg) 1866. I. 29.

31) Die Schriften Lefèvres tragen den Titel: De Maria Magdalena et triduo Christi disceptatio 1517 (neue Ausgabe 1518 mit etwas verändertem Titel).

32) Lorit (aus dem Canton Glarus, daher er sich den Namen Glareanus beilegte) an Zwingli, aus Paris 1. November 1520: „Nulli libri avidius emuntur. Audivi a bibliopola quodam, qui ait, sese Francivadi nuperis nundinis vendidisse Exempl. 1400, quot nunquam antea alicujus auctoris. — Bulaeus constatirt, daß

viele Exemplare nach Paris gingen und citirt eine Note des J. Nicolas, Einnehmers der „französischen Nation" an der Pariser Universität. „Die 20. Jan. (1520) comparavi 20. libros intitulatos: Disputatio inter egregios viros et doctores Joa. Eckium et M. Lutherum, ex ordinatione Nationis." Vergl. Herminjard I. Seite 61 und 62 und Note. — Tschudi hatte schon zuvor an Beatus Rhenanus gemeldet: „Reliqui, quod equidem literis dignum censeam, nil superest, quam M. Lutheri opera ab universa eruditorum cohorte obviis ulnis excipi, etiam iis qui minimum sapiunt plausibilia." Herminjard I. 47.

Epistola Gerbilii ad Lutherum: „Neque cessat libellos tuos in gallicam linguam versos mittere Gallorum regis sorori. Roehrich, Reform. im Elsaß Seite 457. Der Übersender war Graf Sigismund von Hohenlohe.

33) „Madame, s'il y avoit au bout du royaulme ung docteur, qui, par un seul verbe abrégé, peust apprendre toute la grammarie, autant qu'il est possible d'en sçavoir; et ung aultre de la rhétorique; et ung aultre de la philosophie, et aussy des sept arts libéraux, chacun d'eux par ung verbe abrégé, vous y courriez comme au feu."

34) Die Pariser Nationalbibliothek besitzt ein Exemplar dieser Briefe, eine Copie, die zwar schön geschrieben ist, aber von einem Schreiber stammt, der die Briefe nicht verstanden und sie nur mechanisch abgeschrieben hat. Das Manuscript umfaßt 800 Seiten. Die erwähnte Stelle lautet im Original: O que bien heureuse est l'âme fidèle, qui, par union au boulet du double canon fondu en la fournaise virginale, plein et chargé de pouldre d'amorce, est par charité enflambé pour forcer le royaulme des cieux auparavant imprénable . . ."

35) Wenn sich Margarethe in ihrem Brief als die „Mutter" des Bischofs bezeichnete, obwohl sie jünger war, als er, so beruhte das auf einer Regel der Etikette. In den Briefen an den Marschall von Montmorency unterzeichnete sich Margarethe als seine „cousine",

bis sie Königin von Navarra wurde. Seitdem nannte sie sich seine Tante. Im Brief vom 4. Mai 1524 unterschreibt sich Margarethe: „la vivante en mort, Marguerite."

36) In einem Postscriptum an Briçonnet (November 1521) sagt Margarethe: „vous asseurant que le Roy et Madame ont bien deslibéré de donner à congnoistre que la vérité de Dieu n'est point hérésie," und in einem späteren Schreiben (December 1521) heißt es: „Vous priant que, entre tous vos piteulx desirs de la reformacion de l'Eglise, où plus que jamais le Roy et Madame sont affectionnés, et le salut de toutes, pauvres ames, ayez en memoire celle d'une imparfaite, mal ronde, mais toute contrefaite perle". (Margarethe nennt sich perle, weil der Bischof ein Wortspiel auf ihren Namen — der „Perle" bedeutet — gemacht hatte. Vgl. Génin, Lettres de Marguerite, und Nouvelles Lettres de la reine de Navarre adressées au roi François I. Paris, J. Renouard, 1842. (p. 273 und 274.)

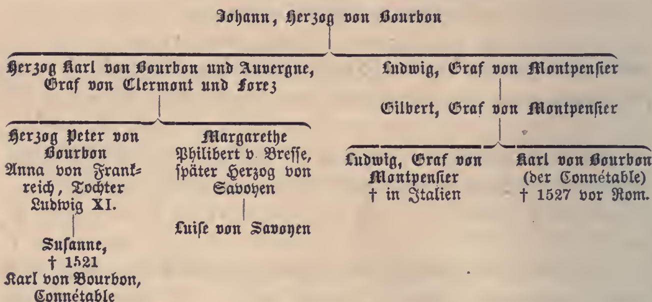
37) Louise de Savoie, Journal: „L'an 1522, en décembre, mon fils et moi, par la grâce du Saint-Esprit, commençasmes à cognoistre les hypocrites, blancs, noirs, gris, enfumés et de toutes couleurs, desquels Dieu, par sa clémence et bonté infinie, nous veuille préserver et défendre; car si Jésus-Christ n'est menteur, il n'est point de plus dangereuse génération en toute nature humaine."

38) Brief Lamberts (20. Januar 1523) . . . . cessabit quassatio . . . Negotium Evangelii mire apud illos profecit . ." Herminjard I. S. 112.

39) Genaueres über diese Aufführung s. bei Polenz, Gesch. des franz. Calvinismus. Gotha, Perthes 1857. I. S. 179; dort auch die weitere Literatur.

40) Die Geschichte des Connetable von Bourbon gehört, streng genommen, nicht in eine Geschichte Margarethens von Navarra. Aber der Connetable hat solchen Einfluß auf die Geschicke Frankreichs

und Franz I. ausgeübt, daß wir doch seine Stellung skizziren wollen. Von den Nebenlinien des Hauses Frankreich standen die Herzoge von Alençon dem Thron am nächsten. Philipp III., der Kühne, (1270—1284) hatte 3 Söhne. Sein ältester Sohn folgte ihm als Philipp der Schöne; sein zweiter Sohn war Karl von Valois, der die Grafschaft Alençon als Apanage erhielt. Von ihm stammte die Linie der Alençon, die mit dem Gemahl Margarethens ausstarb. Dadurch trat die zweite Linie, die Bourbons, hervor. Sie leiteten sich ab von Robert Graf von Clermont, dem 6. Sohn Ludwig des Heiligen (1226—1270), der durch seine Ehe mit Beatrix von Bourgogne das Herzogthum Bourbon erwarb. Seine Nachkommen nannten sich nach diesem Besitz. Im Jahre 1400 vermählte Herzog Ludwig II. von Bourbon seinen Sohn Johann mit Marie von Berry und Auvergne, einer Nichte König Karl V., und überließ seinem Sohn das Herzogthum Bourbon, die Grafschaft Clermont und Forez. Der Herzog von Berry cedirte dem jungen Paar das Herzogthum Auvergne und die Grafschaft Montpensier. Dabei wurde aber bestimmt, daß diese Provinzen an die Krone zurückfallen sollten, im Fall die männlichen Nachkommen fehlten. Nun stellte sich die Descendenz folgendermaßen:



Nach dem Tode des Herzogs Peter von Bourbon war Karl, der zweite Sohn des Grafen von Montpensier, Chef des Hauses. Er heirathete 1504 Susanne von Bourbon, die aber 1521 starb. Nun erhob Luise von Savoyen als nächstberechtigte Erbin Ansprüche

auf den größten Theil der Besitzungen des Connetable, und auch die Krone verlangte Rückgabe verschiedener Lehen, die Ludwig XI. seiner Tochter überlassen hatte, die Grafschaft La Marche, Gien an der Loire, Carlat und Murat in der Auvergne. König Franz ließ dieselben sogleich mit Beschlag belegen und schenkte sie seiner Mutter. Diese begründete ihre Forderung auf das alte Recht, daß die bourbonischen Besitzungen früher immer auch auf die Frauen übergegangen seien. Eine Erbtochter hatte sie ja der königlichen Nebenlinie zugebracht. Der Erbvertrag, der das salische Recht einführte, sei nicht giltig. Der Connetable besaß damals neben dem Herzogthum Bourbon die Hälfte der Auvergne, La Marche, die Grafschaften Beaujolais, Forez, Dombe, Clermont u. s. w. Fünfhundert Edelleute waren in seinem Hause bedienstet. Man sagt, Luise von Savoyen habe an eine Heirath mit dem Connetable gedacht, und da dieser sie verschmähte, habe sie sich an ihm rächen wollen. Auch Franz haßte ihn. In Gefahr, den größten Theil seiner Herrschaft zu verlieren und vom König verletzt, floh Bourbon aus Frankreich, stellte sich auf Kaiser Karl V. Seite und focht gegen sein Vaterland, das er, wie gesagt worden ist, zerreißen wollte, um im Südosten eine selbständige Monarchie für sich zu errichten.

41) Vergl. Journal d'un bourgeois de Paris sous le règne de François I. publ. p. Ludov. Lalanne 1854. Seite 187.

42) Die Gedichte des Königs Franz wurden nebst den Antwortsgedichten auf seinen Befehl in einem schönen Band zusammengestellt. Das Manuscript findet sich heute noch auf der Nationalbibliothek zu Paris. Man findet die Gedichte abgedruckt bei Champollion-Figeac, „Captivité du roi François I.“ Paris 1847. Collection de documents inédits sur l'histoire de France, 1ère série. Seite 89 bis 128, 221—230 und 444—457. Das erwähnte Gedicht des Königs, „épître du roi, traitant de son partement de France en Italie et de sa prise devant Pavie“ ist auf Seite 114 ff. mitgetheilt. Darin heißt es

V. 87: Par vertu donc vaincquons nos passions,
Plaisirs, maisons, fault que nous oublyons,

Donnons repos par ung peu de souffrance,
Que porterons à ceste nostre France.

V. 25: Mais Renommée envers moy si s'advance,
Me commandant que feisse dilligence,
Disant: Par fer et feu tes ennemys
Ont grande part de tes pays soubzmys;
Digne ne seroys, qu'on t'aymast, pour tout veoir,
Si maintenant oublyais ton debvoir.

43) Vergl. Champollion-Figeac, „Captivité" S. 111 ff.

44) V. 93: Mais pour certain je congneu bien alors
En la pluspart estre vertu dehors.
La montaigne de neige revestue
Leur cueur attriste, et leur vouloir s'y tue.

45) V. 233 ff.
Trop tost je veiz ceux-là qu'avoys laissez
De tout honneur et vertu delaissez;
Les trop meschans s'enfuyoient sans combat,
Et entre eulx tous n'avoient autre debat
Si n'est fuyr, laissant seure victoire,
Pour faire d'eulx honteuse la memoire.
— — — — — — — — — — — —
Par quoy concludz n'estre mal en la France
Que des hommes ne faire différence.
— — — — — — — — — — — —
Triste regret et peine tout ensemble,
Dueil et despit en mon cueur si s'assemble:
Autour de moy en regardant ne veys
Que peu de gens des miens à mon advys;
Et à ceulx-là confortay sans doubtance
De demourer plustost en esperance
D'honneste mort ou de prise en effect,
Qu'envers honneur de nous fust rien meffaict.

— — — — — — — — — — — —
Las! que diray, cela ne veux nyer,
Vaincu je fuz et rendu prisonnier.

46) S. Brantome, Capit. illustres. XXIII. Guiccardini lib. XV, cap. 5, Jahr 1528.

47) Der Brief lautet im Französischen wie folgt: Madame, pour vous faire sçavoir comme se porte le reste de mon infortune, de toutes choses ne m'est demeuré que l'honneur et la vie qui est saulve. Et pour ce que, en vostre adversité, ceste nouvelle vous fera ung peu de reconfort, j'ay prié qu'on me laissast vous escripre ceste lettre: ce que l'on m'a aisement accordé, vous suppliant ne vouloir prendre l'extremité vous mesmes, en usant de vostre accoustumée prudence; car j'ay esperance à la fin que Dieu ne me abandonnera point, vous recommandant vos petits enfans et les miens, et vous suppliant faire donner le passage à ce porteur pour aller et retourner en Espagne, car il va devers l'empereur, pour sçavoir comme il voudra que je sois traicté.

Et sur ce va très humblement se recommander à vostre bonne grace

Vostre très humble et très obéissant filz
Françoys.

48) Das Lied befindet sich im Manuscript auf der Nat.-Bibl. zu Paris und ist öfters abgedruckt.

Str. 1: Hélas! La Palisse est mort,
Il est mort devant Pavie;
Hélas! s'il n'estoit pas mort,
Il seroit encore en vie.
— — — — — — — — — —

Str. 4: Rens-toy, rens-toy, roy de France,
Rens-toy donc, car tu es pris.
Je ne suis point roy de France,
Vous ne sayez qui je suis.

Str. 5: Je ne suis point roy de France,
Vous ne savez qui je suis.
Je suis pauvre gentilhomme,
Qui s'en va par le païs.

Str. 6: Je suis pauvre gentilhomme
Qui s'en va par le païs.
Regardèrent à sa casaque,
Avisèrent trois fleurs de lys.

— — — — — — — — — — —

Str. 8: Regardèrent à son espée,
Françoys y virent escry.
Ils le prirent et le menèrent,
Droit au château de Madry.

Die erste Strophe hat wohl den Anlaß zu dem populären Scherzlied „M. de la Palisse" von Bernard de la Monnoye (1641 bis 1728) gegeben, welches mit folgenden Versen beginnt:

Monsieur, vous plaît-il d'ouïr
L'air du fameux la Palisse?
Il pourra vous réjouir,
Pourvu qu'il vous divertisse.

La Palisse eut peu de bien
Pour soutenir sa naissance,
Mais il ne manqua de rien,
Dès qu'il fut dans l'abondance. etc. etc.

Siehe Montjoye, Chansons populaires de la France. Paris, Garnier frères p. 146. Der historische La Palisse ist in diesem Gedicht ganz vergessen.

49) Das Haus Bourbon, das nach Alençons Tod das nächste Recht auf den Thron hatte, theilte sich in drei Linien. Die erste Linie, die der Bourbon-Montpensier, erlosch mit dem Tod des Connetable Karl von Bourbon. Das Haupt der zweiten Linie, der

Bourbon-Vendôme, die von Jacob I. Grafen von La Marche, drittem Sohn des Herzogs Ludwig I. von Bourbon abstammten, war Karl von Bourbon, Graf von Vendôme, den Franz I. im Anfang seiner Regierung zum Herzog und Pair gemacht hatte. Vendôme vermählte sich mit Françoise von Alençon, der Wittwe des Herzogs Franz von Longueville († 1513). Er hatte sechs Töchter und sieben Söhne. Von den letzteren starben zwei früh, fünf aber wuchsen heran. Es waren:

Anton von Bourbon, nach seines Vaters Tod Herzog von Vendôme, (1518—1562). Durch seine Verheirathung mit Johanna von Navarra wurde er später König von Navarra.

Franz von Bourbon, Herzog von Enghien. Sieger in der Schlacht bei Cérisoles. (1519—1546).

Karl von Bourbon, Erzbischof von Rouen und Cardinal (1523 bis 1590).

Johann von Bourbon, Graf von Soissons, der nach dem Tod seines Bruders Franz den Titel eines Herzogs von Enghien erbte. Er fiel bei St. Quentin. (1526—1557.)

Ludwig von Bourbon, Prinz von Condé, fiel in der Schlacht bei Jarnac. (1530—1569).

Nur zwei der Brüder, Anton und Ludwig, hatten Nachkommen. Des ersteren Sohn war Heinrich IV., der erste König aus dem Haus Bourbon; Ludwig von Condé war der Stammvater der Prinzen Condé.

Eine dritte Linie, die Bourbon Carency, erlosch mit Bertrand von Carency, der in der Schlacht bei Melegnano seinen Tod fand. Doch existirten noch zwei Nebenlinien der Carency, die Bourbon-Courtenay, die wenig begütert waren und niemals hervortraten, und die Bourbon-Dreux, die in solche Armuth geriethen, daß sie gar nicht mehr als Prinzen lebten und im Jahr 1540 als Bürgerliche die Taille zahlen sollten, worauf sie freilich bewiesen, daß sie zur königlichen Familie gehörten. (Gaillard, Hist. de Francois I. Thl. I. S. 145—148. Saint-Simon Mémoires B. VIII. Kap. 18, Jahr 1715. XIII., Kap. II. Jahr 1723.

50) Vgl. Champollion-Figeac, La captivité S. 130.

51) Die in unserem Text erwähnte Stelle über Margarethe findet sich in der Epistre à Mme. la duchesse d'Angoulême, Luise von Savoyen, und lautet folgendermaßen (V. 32 ff.):

— — — — — — — — — — — —

Qui ne demande en toute recompense
Sinon pour vray ce très-grand bien avoir
Que toute saine en joye vous puisse veoir
Avec la seur de veue tant desirée
Que de nous deux se peult dire l'aymée
Parfaitement, si jamais creature
Le merita par sens et par nature,
Sans oublier les amyz que savez,
Lesquels ne doubte auprès de vous avez.

Aus der Eglogue du pasteur Admetus führen wir als Probe die folgende Stelle an. Sie beginnt:

Nimphes que le pays gracieux habitez
Où court le mien beau Loyre, arrousant la contrée,
Qui tient du mont Gebenne en la mer Armorique,
Or prenez avec moy ceste derniere peine.
Et puis donnons sillence à la françoise lire
Jusque à tant que sonner plus doulces nottes puisse;
Chantons, pleurant le roy des bons et vrays pasteurs.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Rhosne, Seine, Garonne, aussy Marne et Charante,
Et autres fleuves tous qu'alentour environne
L'Ocean et le Rin, l'Alpe et les Pirenées,
Où est vostre seigneur que tant fort vous aymez?
Où est ce bon pasteur dont les plaisans trouppeaulx
Aloient en seureté, sans point craindre, la nuict,
Le nocturne laron, ny, le jour, le fier loup?
Où est le laboureur qui au plus grand yver
Aucunes fois a peu, avec sa seulle veue,
Les bleds faire espier et floïr la campagne?
Il n'est pas avec vous, helas! comme il souloit.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Le mouton n'a tousjours mouillée sa toison,
Ne tousjours le buisson n'est sans fleurs ne sans roses;
Ne la brebis sans laict à toute heure se treuve;
Non sans ventz au soleil tousjours le ciel demeure,
Ne la campagne et boys sans herbes ne verdure,
N'en tourmente la mer; ne fleuves ne fontaines
Sont troublées sans cesser, ne toutes eaues glacées.
— — — — — — — — — — — — — — —
Ainsi tournons-nous-en, brebis, à la maison:
Car le soir va semant desjà le ciel d'estoilles,
Et la vapeur nocturne offence les troupeaulx.

52) Siehe Champollion-Figeac, la captivité. Seite 194—197.

53) Génin theilt in dem 1. Band der Lettres de Marguerite de Navarre (Seite 183) einen Brief mit, datirt aus Fargue vom 10. September 1525, welchen Ort er in der Nähe von Bordeaux sieht, so daß die Prinzessin über Bordeaux nach Spanien gereist sein müßte. Im zweiten Theil der „Lettres“ sagt Génin freilich, die Prinzessin habe sich in Aigues-Mortes eingeschifft und sei in Palamone (richtiger Palamos unweit Gerona) gelandet. Den Widerspruch erklärt er nicht. Champollion-Figeac hält (Seite 310, Note) den obengenannten Ort Fargue für Fraga, ein Städtchen an der catalonisch-aragonischen Grenze. Nach der Aufzeichnung im Tagebuch eines Marseiller Bürgers schiffte sich Margarethe in Aigues-Mortes ein und landete in Barcelona. Das „Journal d'un bourgeois de Marseille“ ist in provençalischer Sprache geschrieben. Es heißt darin: „L'an que dessus 1525, et del mes de septembre, madamo de Lançon . . . partit d'Aigos-Mortes acompagnhado como a tal damo s'aparten, et montet subre las galeros de Franço . . . las quallos galleras la porteron fins a Barsillono et aqui la desbarqueron et toto sa companhie et segon referiron los capithanis, los Barchinones li feron grando honor, Dieu vuelle que la fin sié como lo principi. En ladito companhie fou lo capethan Andrieu Dorie, ambe las 5 galeros sionos. (La captivité Seite 310.)

54) Wir geben den französischen Text der angeführten Stellen in Margarethens Gedichten.

Chanson faicte par Madame Marguerite dans sa
lictière durant la malladie du Roy.

Str. 1: Si la douleur de mon esprit
Je pouvois monstrer par parolle,
Ou la declarer par escript,
Oncques ne fut si triste roole!
Car le mal qui plus fort m'affolle,
Je le cache et le couvre plus fort.
Parquoy n'ay riens qui me consolle,
Fors l'espoir de la doulce mort.

Str. 8: Pour malladye et pour prison,
Pour peine, doulleur et souffrance,
Pour envye et par trahison,
N'a eu en vous moindre esperance.
Par luy estes congnu en France
Mieulx que n'estiés le temps passé;
Il est ennemy d'ignorance,
Son savoir tout aultre a passé.

Str. 13: Je regarde de tous costés
Pour veoir s'il arrive personne,
Pryant sans cesser, n'en doubtés,
Dieu, que santé à mon Roy donne.
Quant nul ne voy, l'oeil j'abandonne
A pleurer; puis sur le pappier
Ung peu de ma douleur j'ordonne:
Voilà mon douloureux mestier.

Str. 14: O! qu'il sera le bien venu
Celluy qui, frappant à ma porte,
Dira: Le Roy est revenu
En sa santé très-bonne et forte!

Alors la seur, plus mal que morte,
Courra baiser le messaigier
Qui telles nouvelles apporte,
Que son frère est hors de danger.

Str. 15: Avancés-vous, hommes, chevaulx:
Asseurés-moy, je vous supplye,
Que nostre Roy, pour ses grands maulx,
A receu santé accomplye:
Lors seray de joye remplye.
Las! Seigneur Dieu, esveillés-vous,
El vostre oeil sa doulceur desplye,
Saulvant vostre christ et nous tous!

Wir müssen hier bemerken, daß manche Historiker dieses Gedicht in spätere Zeit versetzen und es auf die letzte Krankheit des Königs beziehen.

55) Die Briefe sind so interessant, das wir sie in Originaltext mittheilen:

Au Roy, mon souverain seigneur. De Tolède oct. 1525. . . . „hier je feus devers l'Empereur, je le trouvay bien froit. Me retira à part en sa chambre aveques une femme, mais ses proupous ne feurent pour faire si grande cérimonie, car il me remit à parler à son conseil, et que aujourd'huy me respondroit. Et me mena voir la Reine sa soeur, où je demeuray jusques bien tart; annuyst suis allé devers elle, et elle m'a tenu fort bons proupous. Bien est vray qu'elle s'en va demain à son voyage, et je yray prendre congié d'elle. Je croy qu'elle le faict plus par obéissance que par voulenté, mais ils la tiennent fort subjecte. Et parlant à elle, le Vis-Roy m'est venu quérir, et suis allée au logis de l'Empereur qui m'a mandée en sa chambre, et m'a dit qu'il désiroit vostre délivrance et parfaite amytié, et pour la fin, s'est arresté sus le jugement de Bourgongne, c'est à savoir qu'il ne veult accepter pour juges vos pairs de France et court de Parlement; mais il désire que la chose se vuide par arbitres . . . .

et que nos gens ensemble en débattront demain et samedy; je retourneray devers luy, et que si ils ne peuvent accorder, il fera chose dont je seray contente."

56) Marguerite à Montmorency.

„Mon cousin, quelque mine qu'on me fasse, si sont-ilz sy estonnés que ne sçavent que dire. Je ne crains que la longueur; mais dites au Roy en luy presentant ma lettre, que je treuve leur estrangeté si piteuse qu'ilz me donnent bonne esperance . . . vous asseurant que si j'avois affaire à gens de bien et qui entendissent que c'est que d'honneur, je ne m'en soulcierois; mais c'est le contraire. Chascun me dit qu'il aime le Roy, mais l'experience est petite."

Über die ganze Episode der Unterhandlungen in Spanien vergl. noch Lanz, Actenstücke und Briefe zur Geschichte Karl V. — Ein neues bedeutendes Werk über Karl V. von Baumgarten ist noch nicht bis zur Epoche des Friedens von Madrid gelangt.

57) Das erwähnte Gedicht des Königs lautet:

Chanson.

Str. 1: Si la nature en la diversité
Se resjouyst, voyez l'adversité,
En triomphant sur la prosperité,
Estre vaincue.

Str. 6: — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
Cueur resolu d'aultre chose n'a cure
Que de l'honneur.

Str. 7: Le corps vaincu, le cueur reste vainqueur:
Le travail est l'estuve de son heur.
Ce seul vouloir ne congnoist nul malheur
Qu'il ne meprise.

58) Marguerite à Montmorency. (Guadalaxara, 21. (?) novembre 1525.)

„S'il est bon, vous dirés au Roy que le duc a esté adverty de la court, que, sus tout ce qu'il desire complaire à l'Empereur, qu'il ne parle à moy ny son fils. Mais les dames ne me sont defendues, à quy je parleray au double. Je n'eusse jamais pensé veoir compaignie sy affecsionnée, quy m'a esté grande consolacion! Je digneray demain ici, et m'en voys coucher à 4 lieues."

La même à Montmorency, Siguença 1. déc. 1525: „. . . attendant quelle en sera l'issue, m'en voys tousjours à petites journées."

Au même, 2. déc.: „Mon cousin, ce porteur vous dira des nouvelles de mon diligent voyage, suivant ce·que, par le commandement du Roy, m'avés escript; à quoy, sy je puis, ne fauldray, en sorte que je pourray faire Nouël à Narbonne . . . Toutefois voyant que vous m'escripviés que je feisse toute diligence possible, et que bientoust me manderiez pourquoy, en ay faict ce que la compaignie que je mène en a peu porter."

Au même, Monreale 3. déc.: „. . . suivant l'intencion du Roy, j'avanceray mes journées le plus qu'il me sera possible, combien que je ne puis faire grant nombre de lieues, car j'ay aujourd'huy demouré depuis midy jusques à 7 heures à cheval pour faire cinq lieues."

59) Brief Margarethens an Johann von Brinon. (Roussillon, 14. Januar 1526.)

„Je vous puis dire que j'ay eu affaire aux plus grans dissimuleurs et gens où il se treuve aussy peu d'honneur qu'il est possible. Quelquefois bonne parole, mais incontinent après cela estoit changé; j'ay mis peyne par tous les moyens qu'il m'a esté possible (comme assez, à mon advis, vous l'entendez) de sercher la paix, amitié et alliance de l'Empereur pour venir à la délivrance du Roy, et n'ay espargné chose qui se peust ou deust; et pour toutes les gravités dont l'on m'a usé, a esté de me refuser de demourer en sa compaignie aveques trois femmes; et au temps que j'ay esté contraincte retourner, n'ay pu avoir allongement de mon saufconduit, sinon ung qui estoit seulement pour trouver occasion de me retenir en leur pays, jusques à la fin de la trefve,

et après ne me laisser aller. Cela me contraignit de faire telle diligence, que j'estois tous les jours, ung mois durant, à cheval le plus du temps à six heures du matin et arrivoys à la nuict au logis. Dieu m'a si bien aydée, que contre leur intention je suis retournée sans aulcun destourbier.

60) Epître de la Royne de Navarre:

— — — — — — — — — — — — —

C'est, sans mentir, un singulier plaisir
Ramentevoir entre amys, à loisir,
Par passe-temps, les fortunes passées,
Lorsqu'elles sont de bonheur compansées.

61) Vergl. Faget de Baure, Essais historiques sur le Béarn. Paris 1818. — Buch IV, Kap. 1.

62) Vergl. J. J. Monlezun, Histoire de la Gascogne. Auch. 1850. Band V, Seite 164. König Heinrich meldete von Saint Just aus seine glückliche Flucht seinem Rath André Hélie in einem Brief, der noch erhalten ist und worin er sagt, daß er mittelst einer Strickleiter entkommen sei.

63) Das Document, das sich im Archiv der Präfectur zu Pau befindet, ist bei Génin, Lettres de Marguerite, pièces justificatives Nr. IV, S. 439 ff. abgedruckt.

64) Siehe Deliciae poetarum Gallorum hujus superiorisque aevi illustrium, collectore Ranutio Ghero. Paris 1609, in zwei Duodezbänden. I. p. 432.

65) Ausführlicheres über diese Verhältnisse siehe bei Faget de Baure, Essais, Buch II, Kap. 3 und 4.

66) Ein Beispiel aus den Rechnungsbüchern der Königin Margarethe mag genügen. Für die Hochzeit der Tochter ihres „Pannetier" (des Oberbäckermeisters, eines höheren Hofbeamten) ließ Margarethe für

die Braut kostbare Stoffe aus Toulouse, Agen und Blois kommen, $7^2/_3$ Ellen Goldbrokat zu 11 Goldthalern, ebensoviel Ellen Silberbrokat zu 10 Goldthalern, neun Ellen rothvioletten Sammt zu 13 Livres, $4^1/_2$ Ellen gelben Tafft zu 30 Livres, 10 Ellen carminrothen Sammt zu 8 Goldthalern. — Die Seidenstoffe, die 1541 zur Ausstattung der Prinzessin Johanna von Navarra, Margarethens Tochter, gekauft wurden, kosteten 15 000 Livres. Vergl. H. de La Ferrière-Percy, Marguerite d'Angoulême. Son livre de dépenses. Paris 1862. S. 56 und 24.

67) Z. B. heißt es in einem Brief aus Mont-de-Marsan vom Sommer 1537: „. . . Combien que j'ay nulle terre à vendre pour vostre service, et que tout le bien que j'ay en ce monde c'est celuy qu'il vous a pleu de vostre grace me donner, si est-ce que, veu les affaires où vous estes, j'aimerois mieux vendre les meubles que j'ay faits de vostre argent que de vous ennuyer ni cherger en ce temps . . . Et des dix mille livres qu'il vous plest maintenant me donner, je les prendray comme don pour faire mon voyage . . ." (Génin, Lettres de Marguerite. II. Nr. 90.)

68) Brief an M. d'Izernay, Pau, den 13. Juni 1547:

„— — que me faictes beaucoup plus de service à solliciter mes affaires par delà, dont la plus grande, c'est la seureté de mes XXV mille livres, car sans cela vous sçavez qu'il me seroit impossible d'entretenir mon estat et n'ay de bien que ce qu'il m'en fault pour passer mon année, et peult l'on bien croire que, sans grande nécessité, ma coustume n'est point de demander." (Génin, Lettres de Marguerite.)

69) Brief der Königin an Montmorency (1547):

„Je voy bien que le temps n'a point eu victoire sur vostre mémoire, d'en pouvoir effacer l'amour que dès vostre enfance je vous ay portée." (Génin, Lettres de Marguerite.)

70) La Ferrière S. 3 ff.

71) La Ferrière S. 165.

72) La Ferrière S. 166, Note 1.

73) La Ferrière S. 50, Note.

74) „C'est raison," dit Parlamente, „que l'homme nous gouverne comme nostre chef, mais non pas qu'il nous abandonne ou traicte mal."

75) Wir geben in Folgendem einen Stammbaum der Familie Albret.

Ein Bernard Esi, Sire von Albret, starb 1359 und hinterließ 12 Kinder. Einer seiner Söhne war

Arnauld Amanieu, st. 1401
Margarethe von Bourbon, Schwester der Gemahlin König Karl V.

|

Der Connétable Karl von Albret, fiel bei Azincourt 1515
Anna von Armagnac

|

Karl II. von Albret, Graf von Dreux und Gaure, Vicomte von Tartas, st. 1471

Johann, Vicomte von Tartas, starb vor s. Vater Katherine von Rohan	**Ludwig** starb als Cardinal	**Arnauld Amanieu,** Herr v. Orval	**Karl,** Herr von Sainte Baseille, hingerichtet unter Ludwig XI	**Gilles (Aegid)** Herr von Castelmoron
Alain von Albret				ein natürlicher Sohn, der 1527 von Franz I. legitimirt wurde, die Erbin des Hauses Miossens heirathete und diesen Namen annahm. Von ihm stammte der Marschall von Albret († 1676)

Kinder des Alain von Albret:

Johann von Albret Katherine von Foix, Königin von Navarra	**Charlotte,** vermählt zu Blois mit Cäsar Borgia, 1499	**Amanieu** starb als Cardinal	**Gabriel**

Kinder des Johann von Albret:

Andreas Phöbus † 1503	**König Heinrich II. von Navarra,** geb. 1503 st. 1555 Margarethe von Alençon	**Karl** st. vor Neapel 1529	**Anna** Graf Johann Astarac, Sohn des Grafen von Candale aus dem Hause Foix	**Isabella** René, Vicomte von Rohan	**Katherina** trat ins Kloster, Aebtissin zu Fontevrault	**Marie** trat ins Kloster

Kinder Heinrichs II.:

Johanna von Albret, Königin von Navarra geb. 1528 Anton von Bourbon	**Johann** gb. 1530 † 1530

|

Heinrich IV., König von Frankreich und Navarra

76) Brief aus der Guyenne, Ende 1527:
„— — — et n'ay tendu à aultre fin que à pacifier toutes choses particulières, pour les apprendre à n'avoir en ce temps aultre guerre que à vos ennemys, ni aultre avarice que pour vostre proufit; ce que je pense avoir persuadé à la pluspart de la Guyenne que

l'on avoit bien mis de la peine pour rien de la troubler et désespérer de vostre bonté, qui maintenant est si cogneue, qu'ils n'espargneront rien pour vostre service."

77) Melanchthons Brief ist vom 13. Juni 1534 datirt. Nachdem er darin gesagt hat, daß Baduel wegen seiner Armuth andere Arbeit wählen müsse, fährt er fort: Sed prius experiri omnia decrevit quam haec studia abjiciat. Existimat autem studiosis universis Gallici nominis in Tua Celsitudine, velut in quodam numine, plurimum esse spei repositum. Herminjard III. S. 190 (Nr. 472).

78) Erasmus Roter. Margaritae.

„Jampridem enim et admiratus sum et amavi tot praeclara Dei dona in te, prudentiam vel philosopho dignam, castimoniam, temperantiam, pietatem, infractum animi robur et mirum quendam rerum omnium fluxarum contemptum .... Si roges unde te norim, qui nunquam viderim, ex depicta tuae celsitudinis imagine compluribus es nota, quibus nunquam contigit videre te: ac mihi tuum animum viri probi et eruditi multo expressius suis litteris depinxerunt quam ullus pictor colorum fucis corporis effigiem possit exprimere etc.

79) Vgl. Herminjard Corresp. III., p. 400 und Note, nach Huberti Thomae Leodii Annales Palatini libris XVI. continentes vitam et res gestas Friderici comitis Palatini Rheni. Francof. 1665. — Zeitschr. für die histor. Theol. 1852. p. 206. Bestätigt wird die Erzählung von den Vorwürfen, die sich Lefèvre machte, durch eine Notiz Farels auf der Rückseite des von Herminjard a. a. O. mitgetheilten Briefes. Man vergleiche auch das Urtheil Florimond von Remonds. Nachdem dieser von König Franz und seiner Liebe zur Wissenschaft gesprochen, fährt er fort: „La reine de Navarre, Marguerite, portée de la même passion que le Roy son frère, retire aussi près d'elle et loge en ses terres des gens de savoir. Tousjours quelque Luthérien se mêle parmi, qui peu à peu gâte le reste." (l. VII., p. 149 der Quart. Ausg.)

80) Vgl. De Thou Historiarum sui temporis opera, lib. VI.

81) Bourbons lat. Gedichte, betitelt Nugae erschienen 1635 zu Paris und wurden 1538 zu Lyon, 1540 zu Basel neu aufgelegt. Sie fanden nicht ungetheilte Anerkennung. Der gelehrte und streitlustige Scaliger sprach sich sehr abfällig über sie aus, und Joachim du Bellay spottete:

Paule, tuum inscribis Nugarum nomine librum:
In toto libro nil melius titulo.

Dagegen wurde er von Erasmus, Paulus Jovius, Sainte-Marthe u. a. gelobt. Noch im Jahre 1685 erschien eine Ausgabe in 2 B. in usum Delphini, besorgt von Phil. Dubois. Bourbon schrieb noch eine Paedologia, sive de puerorum moribus libellus, Lyon 1536, eine Menge Epitaphe, und 1547 „In Francisci Valesii regis obitum, inque Henrici ejus filii regis adventum Dialogus. Auch verfaßte er für Johanna von Navarra eine lateinische und eine griechische Grammatik u. a. m.

82) Je me tiens vostre entier amy,
Puisqu' ainsi vous plaist de me dire,
Et tiens pour mon grand ennemy
Celuy qui en vouldroit mesdire.

Je vous tiens pour entière amye,
Car ainsi vous plaist me soubscripre;
Et toutesfoys ne le veulx mye
Dire, n'en mes lettres escripre.

Je vous ayme et vous m'amez;
Mais quoy nostre amour est chrestienne,
De ce ja ne serons blasmez,
Mais que noz cueurs en soy Christ tienne.

83) Génin p. 45.

Vous estes loin, quoique vostre escrit die,
De ceste mort par trop d'affectation,
Car Dieu mercy! vous n'avez maladie,
Monstrant ennuy, douleur ne passion.

Mais si la mort souffrez par fiction,
Quand vous serez par amour trespassé,
Je vous en doy la lamentation,
El en la fin requiescant in pace!

84) Sainte-Marthe nennt Marot seinen „père d'alliance.“ In dem Discours du Tempé de France sagt er von ihm:

— — Marot, le poete sçavant
Lequel premier met sa plume en avant,
Plume de mots et sentences fertille,
Plume à trouver et à coucher subtille.

über Brodeau heißt es:

Terpsichoré a près de soy Brodeau,
Lequel tousjours invente chant nouveau,
Et de son chant il fait si grand merveille,
Qu'il n'y a cueur que soubdain ne réveille.

85) Über Mellin de Saint-Gelais vergl. Blanchemain, Mellin de Saint-Gelais. Paris 1873, sowie Saint Marc-Girardin, Littérature du 16me siècle.

Die im Text angeführte Strophe lautet:

Ah, messire Jean, ce dit-elle,
Je pleure un âne, qui m'est mort!
Qui avoit voix toute belle
Que vous quand vous criez si fort.

Die ersten Ausgaben erschienen zu Lyon 1574 (bei de Harsi) 1582 besorgt von Benoît Rigaud, später zu Paris 1719.

86) Cl. Marot, „L'enfer“, v. 395 ff.

A brief parler, c'est Cahors en Quercy
Que je laissay pour venir querre icy
Mille malheurs, ausquels ma destinée
M'avoit submis. Car une matinée
N'ayant dix ans en France fuy meiné:
Là où depuis me suis tant pourmeiné
Que j'oubliay ma langue maternelle,
El grossement aprins la paternelle,

Langue françoyse, ès grands courts estimée,
Laquelle en fin quelque peu s'est limée,
Suyvant le roy Françoys premier du nom,
Dont le sçavoir excède le renom.

87) „Epître au Roy, du temps de son exil à Ferrare," V. 182—184:

Mais pour servir l'autre roy à mon tour,
Mon second maistre et ta soeur, son espouse,
A qui je fuz des ans quatre et douze
De ta main noble heureusement donné.

Ch. d'Héricault neigt in seiner Ausgabe Marots (Paris, Garnier 1867. S. 101. Note) der anderen Erklärung zu, wonach der Ausdruck des ans quatre et douze so viel heiße, als dès l'âge de 16 ans. Eine dritte Erklärung meint, Marot sei in Margarethens Dienst einmal mit 4 Jahren, ein zweites Mal mit 12 Jahren gewesen, was aber nicht möglich ist.

88) Jac. Aug. de Thou (Thuani) Historiarum sui temporis opera. Im Buch VI: Decima Musa et quarta Charis a studiosis omnibus, aut una IX Musarum et trium Charitum instar appellari meruit.

De Thou (1553—1617) veröffentlichte sein Geschichtswerk von 1604—1608.

Die von ihm erwähnten drei englischen Verehrerinnen Margarethens waren Nichten der Königin Johanna Seymour. Sie hatten Denisot als Lehrer gehabt, und dieser sie wohl für Margarethe so begeistert. Ihre hundert lateinischen Distichen erschienen zu Paris im Jahre 1550 unter dem Titel: Annae, Margaritae, Janae sororum virginum heroidum Anglarum, in mortem Divae Margaritae Valesiae, Navarrorum reginae, Hecatodistichon. Ein Jahr später erschienen diese Distichen in französischer, italienischer und griechischer Übersetzung von Dorat, Baif, Denisot u. a. („Le Tombeau de Marguerite de Valois.")

89) Vergl. Goujet, Bibl. franç. XI. 460. Das Gedicht Ronsards lautet:

Ecarte loin de mon chef
Tout malheur et tout méchef.
Préserve-moi d'infamie,
De toute langue ennemie
Et de tout acte malin;
Et fais que devant mon prince
Désormais plus ne me pince
La tenaille de Mellin.

90) Über Hohenlohe vergl. Chr. Wibel, Merckwürdige Lebensgeschichte des Grafen Sigismund von Hohenlohe. Frankfurt und Leipzig 1748, in 4°. Die Briefe Margarethens sind in französischer Rückübersetzung auch bei Génin zu finden.

91) Florimond de Rémond, Histoire de la naissance, progrès et décadence de l'hérésie de ce siècle. Paris 1605. II. p. 223. Remond war 1540 zu Agen geboren, ging zu den Reformirten über, trat dann wieder zum Katholicismus zurück und starb 1602 zu Bordeaux als Parlamentsrath. In seiner Geschichte der Ketzerei trat er als heftiger Gegner der Protestanten auf.

92) Toussain (Tossanus) an Öcolampadius:

„. . . Nam sum hîc, in hac arce generosissimae mulieris Dominae d'Entraigues, exulum Christi susceptricis, et est hîc hodie qui proficiscatur Luteciam, cui has literas daturus sum ad Conradum, ut tibi reddantur, ne non intelligas, Tossanum tuum adhuc in humanis agere. Et certe Germaniam repeterem, nisi sperarem brevi regnaturum Christi Evangelium per Galliam.

Missus fui a fratribus in aulam, ut explorarem, quid illic caperetur consilii, et quoniam adhuc persequor (irrthümlich für persecutionem patior) ab adversariis, et adversus me pronunciarunt sententiam Magistri nostri, cupiebam ut autoritate regia tutus viverem in Francia. Clarissimam Alenconiae Ducem sum saepe alloquutus, et me tanta humanitate excepit, quanta potuisset vel principem aliquem vel hominem sibi carissimum. Obtulit conditiones multas non aspernandas. Multum sumus confabulati de promo-

vendo Christi Evangelio, quod solum est illi in votis, nec illi solum, verum etiam Regi ipsi, nec horum conatibus refragatur mater .. Et habet Aula multos tales pseudoprophetas. Sed si Deus pro nobis, quis contra nos? Certe Dux Alenconiae sic est edocta a Domino, sic exercitata in literis sacris, ut a Christo avelli non poterit" etc. . . .

Datirt ist der Brief aus Schloß Malesherbes, „ex arce quod vocat (richtiger quam vocant) nemus malarum herbarum, die Annae."

93) Rémond, Histoire de la naissance, progrès et décadence de l'hérésie. Paris 1605.

E. Gaullieur, Histoire de la Reformation à Bordeaux et dans le ressort du parlement de Guienne. Paris 1884. t. I. p. 25.

Olivetanus (Oliveteau) war zu Noyon gegen Ende des 15. Jahrhunderts geboren, wurde 1533 Lehrer zu Genf, floh später nach Neufchâtel. Seine Bibelübersetzung erschien dort im Jahre 1535. Er starb zu Ferrara 1538.

94) Die beiden Briefe sind so wichtig, daß wir die betreffenden Stellen mittheilen. Im ersten heißt es: Monseigneur, le pouvre Berquin qui par vostre bonté tient que Dieu luy a saulvé la vie par deux fois, s'en va devers vous, n'ayant plus personne à qui il puisse avoir adresse, pour vous donner à connoistre son innocence; et pour ce, Monseigneur, que je say l'estime en quoy vous le tenez et le désir qu'il a et a tousjours eu de vous fere service, je ne crains vous supplier par lectre en lieu de la parole qu'il vous plese en avoir pitié. Et s'il vous plest faire semblant de prendre son affaire à cueur, j'espère que la vérité qu'il fera apparoistre rendra les forgeurs d'hérétiques plus maldisans et désobeissans à vous qu'à zélateurs de la foy."

Im zweiten, von Génin irrthümlich ins Jahr 1525 versetzten Brief sagt sie: „— — — vous faisant, Monseigneur, pour la fin une très humble requeste; c'est qu'il vous plese avoir pitié du pouvre Berquin, lequel je connois ne souffrir que pour aimer la parole de Dieu et obéir à la vostre. Par quoy ceux qui en vostre tribulacion ont fait le contraire, l'ont pris en haine, en sorte que

leur malice par hypocrysie a trouvé advocats devant vous pour vous fere oblier sa droite foy à Dieu et amour pour vous; en sorte que s'il ne vous plest entendre par luy mesmes comme il en va, il est au desespoir. Il vous plera, Monseigneur, faire en sorte que l'on ne die point que l'eslongnement vous ait fait oblier vostre très humble et très obéissante subjecte et seur M."

95) Wir lassen den lateinischen Text mit der Übersetzung Margarethens folgen.

Salve Regina, mater misericordiae, vita, dulcedo et opes nostra, salve.	Je te salue, Jésuchrist, roy de miséricorde; Je te salue, nostre vie, nostre doulceur et nostre espérance.
Ad te clamamus, exules filii Evae, ad te suspiramus gementes et flentes in hac lacrymarum valle.	Nous qui sommes les fils de Eve: banniz crions à toy. Nous soupirons à toy, gemissantz et plourantz en ceste vallée de misère.
Eia ergo, advocata nostra, illos tuos misericordes oculos ad nos converte.	Avant doncques, nostre mediateur, convertiz tes yeulx misericordieux à nous.
Et Jesum, benedictum fructum ventris tui, nobis post hoc exilium ostende.	O benoist Jesus, monstre nous la face de ton pere apres cest exil.
O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria!	O clement, o pitoyable, o doulx Jesuchrist!

96) Man vgl. darüber Calvins Brief an Fr. Daniel und seine Freunde zu Orleans. (Paris, Ende October 1533).

97) Gaullieur a. a. O. S. 22. — Martin Bucer an Ambr. Blaarer zu Constanz (Straßburg, 13. Januar 1534) bei Herminjard III. 129: . . „Rex Franciae gravem praecepit persecutionem in regno suo . . . . Capti jam erant supra L, lectumque Edictum: „omnem

eum qui duobus testibus convinceretur Lutheranus statim exurendum esse.“ Res erit non dissimilis Inquisitioni Hispanicae.

Putas hic nunc circa trecentos Parisiis jam captos. Nam Episcopo illic favente pietati ex animo, tum Rege et Regina Navarrae, quae Regis Franciae soror est, et aliis aliquot magnis proceribus, factum est, ut absente Rege Franciae, palam praedicare Christum quidam coeperint, omnes loqui liberius. Hi notorii omnes nunc in summum discrimen vocantur.“

98) Der lange Brief findet sich bei Herminjard III. S. 169.

99) Herminjard III. 381.

100) Génin, Lettres de Marguerite d'Angoulême. p. 298. Herminjard III. p. 53. Herminjard setzt diesen Brief schon in das Jahr 1533, als die Sorbonne die ersten Schritte gegen Roussel unternahm.

101) Mont-Saint-Michel mit einer Abtei und einem Schloß, das oft als Staatsgefängniß diente, liegt auf einem Felsen im Meer. Zur Zeit der Ebbe gelangt man trockenen Fußes dahin.

102) Gaullieur. p. 37 und 58. Sleidanus sagt in in seinem Geschichtswerk „Commentariorum de statu religionis et reipublicae Carolo Quinto Caesare libri XXVI. im Buch IX: „Nam ad machinam alligati et in altum sublati, deinde in ignem e sublimi demissi et rursus adducti, carnifice demum abscindente funem, in subjectam flammam corruebant,: iis etiam qui paulo videbantur eruditiores, antequam producerentur, lingua resecta fuit, ne vel supplicii causam, vel suae doctrinae summam ad populum explicarent.“ Sleidanus, eigentlich Johann Philipson aus Schleida bei Köln, stand als Secretär im Dienste Franz I., bis er 1542 Professor der Rechte in Straßburg wurde. Seine Geschichte gilt als parteiisch gefärbt, doch ist seine Aussage als die eines Augenzeugen immer werthvoll.

Sleidan erzählt auch, daß bei der Procession, die der König begleitet habe, die Scheiterhaufen jedesmal bei seiner Ankunft ange-

zündet worden seien. Da diese Nachricht an sich nicht glaubhaft ist, auch von keinem anderen Zeitgenossen bestätigt wird, sehen wir in dem Bericht Sleidans nur eine Übertreibung der an sich schon schrecklichen Thatsache.

103) Thuani Hist. lib. XXVII.

104) Génin, Lettres de Marguerite d'Angoulême t II. p. 194.

105) La Ferrière-Percy, Marguerite d'Angoulême. Appendice II. Der Brief findet sich im Archiv des Departement du Cher.

106) Vgl. Gaullieur Kap. V. S. 70—72.

107) Génin t I. p. 372. t II. Brief 98, 114, 194.

108) Marguerite, Chansons spirituelles. Vgl. die Ausgabe der Werke „Les Marguerites de la Marguerite des Princesses etc" von Felix Frank. t III. Paris Jouaust 1878.

Die citirten Stellen lauten p. 157. (Autre chanson, 5. Strophe Vers 3 und 4):

O port de salut, Vérité,
Sauve la nef qui te réclame!

und S. 127 (Autre chanson):

Resveille-toy, Seigneur Dieu,
  Fais ton effort
De venger en chacun lieu
  Des tiens la mort!
Tu veux que ton Evangile
Soit prêché par les tiens
En château, bourgade et ville,
Sans que l'on en cèle riens!
Donne donc à tes servants
  Coeur ferme et fort,
Et que d'amour tous fervents
  Aiment la mort.

109) Calvini De Scandalis quibus hodie plerique absterrentur, nonnulli etiam alienantur a pura Evangelii doctrina 1551, in den Opusc. Calv. Genf 1552.

110) Doleti Carmina I. 15. „Repetendam esse mortem.“

Ne mortis horre spicula, quae dabit
Sensu carere; vel melioribus
    Locis tegi, et statu esse laeto
    Elysii est nisi spes inana.

auch in den „Deliciae Poetarum Gallorum“ t I. p. 867.

111) A la souveraine et venerable Court du Parlement de Paris.“ Darin heißt es:

Que me veult-on! suis-je ung diable cornu?
Suis-je pour traistre ou boutefeu tenu?
Suis-je ung larron? ung guetteur de chemin?
Suis-je ung voleur? ung meurtrier inhumain?
— — — — — — — — — — — — —
Ung homme est-il de valeur si petite?
Est-ce une mouche ou ung verms qui merite,
Sans nul esgard si tost estre destruict?

112) Cantique d'Estienne Dolet, prisonnier en la Conciergerie de Paris l'an 1546, sur sa desolation et sur sa consolation.

Si au besoing le monde m'abandonne,
Et si de Dieu la volunté n'ordonne
Que liberté encores on me donne
    Selon mon vueil;
Doibs-je en mon cueur pour cela mener dueil,
Et de regretz faire amas et recueil?
Non pour certain, mais au ciel lever l'oeil
    Sans aultre esgard.
Sus donc, esprit, laissés la chair à part,
Et devers Dieu qui tout bien nous depart
Retirez-vous, comme à vostre rempart,
    Vostre fortresse.

Soit tost ou tard, ce corps deviendra cendre;
Car à Nature il fault son tribut rendre,
Et de cela nul ne se peult deffendre:
Il fault mourir.

— — — — — — — — — — — — —

Sus, mon esprit, monstrés-vous de tel cueur;
Vostre asseurance au besoing soit congneue:
Tout gentil cueur, tout constant bellicqueur,
Jusqu'à la mort sa force a maintenue.

Die kleine Schrift, die im Text erwähnt wird, führt den Titel: Bref discours de la Republique françoise, desirant la lecture des livres de la Sainte Escriture, lui estre loisible en langue vulgaire. Lyon 1544 in 8°. In Versen.

113) Stephani Doleti Carmina, Lugd. 1538, lib. II. Ad Margaritam Valesiam, reginam Navarrae.

Proli suae Pallas timens, et anxie
Affecta, ne artium rudes
Vulgusque iners tractaret illos aspere,
Injuriaque laederet,
Quos ingenio elegantiori nobiles
Et perpolitos litteris
Hic mitteret doctarum ab antris Virginum,
Te litteris obtulit,
Cujus potenti auctoritate et gratia
Tegantur atque commode
Et vim imperitae plebis et diras minas
Vitent furentium hostium.

Nil ergo mirum si receptos in tuam
Fidem rogatu Palladis
Doctos colas, ames, tuearis, et libens
Quibus potes rebus juves,
Ira jam iniqui frendeant, ira crepent
Laudi id tibi atque gloriae
Dari moleste qui ferunt et detrahunt
Quo clara flores nomini
Mirabitur te et laude multa posteris
Mandabit illustris cohors,
Cohors alumnorum Minervae, cui hactenus
Praesto fuisti omni loco.

Das Gedicht spricht allerdings nur von den Jüngern der Pallas, aber es ist klar, daß Dolet unter denselben alle Männer freierer

Geistesrichtung meint. Wissen und freier Gedanke sind jederzeit eng verbunden.

Man vergl. über Dolet noch Joseph Boulmier: Estienne Dolet, sa vie, ses oeuvres, son martyre. Paris, A. Aubry. 1857. Ein Band in 8°.

114) Der spanisch geschriebene Bericht Hannarts befindet sich im Pariser Archiv. Vergl. Alph. de Ruble, le Mariage de Jeanne d'Albret. Paris, Labitte 1877. S. 20.

115) Man vergl. die Darstellung bei Ruble, I. S. 15. Die Papiers d'Etat de Granvelle t. II, p. 556, wo sich eine Instruktion des Kaisers für Philipp von Spanien findet.

116) Der Ehecontract existirt in zwei Exemplaren, deren eines im Archiv zu Düsseldorf, das zweite im Archiv zu Pau liegt. Abgedruckt ist der Contract bei Ruble, I, S. 273. (Pièces justificatives.)

117) Die Berichte des Gesandten befinden sich im Pariser National-Archiv. Vergl. Ruble, I, p. 70 ff.

118) Génin, Lettres de Marguerite, II, Nr. 111.

119) Génin, Lettres de Marguerite au roi, Nr. 105.

120) Bordenave, Hist. de Béarn et de Navarre (neu herausgegeben von der Société de l'Hist. de France) p. 39. — Ruble, I, 115.

121) Du Bellay, Mémoires, Jahr 1541, p. 288.

122) Génin, Lettres de Marguerite, II, Nr. 133.

123) Reviens dong, seur, affin que de ta veue,
Non de l'ouïr, aye seur témoignaige
Combien de gloire en ta maison est creue!

Tant de conqueste, honneur que de lignaige
Et ton revoir y soit joinct davantaige.

Manuscript der National-Bibliothek zu Paris. — La Ferrière S. 70.

124) Über die Krankheit des Königs siehe den Bericht von Saint-Mauris bei Ruble, I, 220 ff., sowie den Aufsatz „De quelle maladie est mort François I.?“ Dissertation von Dr. Cullerier, die zuerst in der Gazette hebdomadaire de médecine et de chirurgie, December 1856, dann bei Masson zu Paris erschien. (8°. 14 S.)

125) Die Klagegedichte der Königin Margarethe finden sich unter den Chansons spirituelles, Band III der Marguerites de la Marguerite des princesses, édit. Felix Frank.

Das erste von uns erwähnte Lied beginnt (bei Frank S. 120) folgendermaßen:

Str. 1: Je n'ay plus ni Pere ny Mere,
Ny Seur ny Frère,
Sinon Dieu seul, auquel j'espere,
Qui sus le Ciel et Terre impère.

Vergl. die anderen Klagelieder S. 131 und 151 der Ausgabe von Frank.

Pensées, faites un mois après la mort du roy (sur le chant de: Jouissance vous donneray.) [Frank, S. 90.]

Str. 1: Las! tant malheureuse je suis,
Que mon malheur dire ne puys,
Sinon qu'il est sans esperance:
Desespoir est desja à l'huys
Pour me jetter au fond du puits
Où n'a d'en saillir apparence.

126) Die Briefe König Heinrich II. werden in der Pariser National-Bibliothek aufbewahrt. Vergl. auch La Ferrière S. 127 und 128.

127) Ruble, Antoine de Bourbon et Jeanne d'Albret. Suite

de „Le Mariage de Jeanne d'Albret." Paris, A. Labitte 1881. t. I, p. 39, Note 4, mit Berufung auf den spanischen Originalbrief des Herzogs von Maqueda an Erzherzog Maximilian.

128) Jac. Aug. Thuani Historiarum sui temporis opera. lib. VI.

129) La Coche, V. 4 ff.:

Ayant perdu le povoir et la gloire
Et le plaisir de la douce escriture,
Où tant je fuz encliné de nature.

Die Stelle des erwähnten Briefes lautet: „Estant auprès de ces montagnes et séparée de la bonne compagnie où vous estes, j'ay apprins à vivre plus de papier que d'aultre chose."

130) Die Marguerites de la Marguerite des Princesses, tresillustre royne de Navarre, erschienen in 2 Bänden zu Lyon bei Jean de Tournes 1547. Das auf sechs Jahre ertheilte Privilegium ist datirt von Bordeaux 29. März 1546. Spätere Auflagen erschienen in den Jahren 1549 zu Lyon, 1552 und 1554 zu Paris.

Einzeln waren früher erschienen: 1) „le miroir de l'âme pécheresse, zu Alençon 1531. Dann 1533 2) „Le debat d'amour" en vers et en prose, ums Jahr 1532 verfaßt. In den Marguerites ist dasselbe, mit leichten Änderungen, und Weglassung der Prosa unter dem Titel La Coche gedruckt. 3) La fable du Faux Cuyder, contenant l'Histoyre des Nymphes de Diane transmuées en saulles, faicte par une notable Dame de la Court, envoyée à Madame Marguerite, fille unique du Roy de France, Paris 1543. Ad. Saulnier. 4) Eine Eglogue, die zu Pau 1552 erschienen sein soll, ist verloren.

In der Bibliothek des Arsenals und in der Nationalbibliothek zu Paris finden sich im Manuscript noch viele Gedichte Margarethens, die nach Franks Versicherung große Schönheiten enthalten. Ein Theil derselben ist schon von Champollion-Figeac („Captivité de François I.") veröffentlicht worden.

131) Die merkwürdige Stelle lautet (Frank, p. 34.)

Hélas! mon Dieu, mon frère et vray Moïse,
— — — — — — — — — — — — —
J'ay estimé voz oeuvres estre vice,
Et dire osant par façon trop legere:
Pourquoy av'ous espousé l'estrangere?
Vous nous donnez Loy et punition
Sans y vouloir avoir subjection.
Vous nous faites de mal faire defense,
Et pareil mal faites sans conscience.
Vous defendez de tuer à chacun;
Mais vous tuez, sans espargner aucun
De vingt trois mil, que vous feistes defaire.

132) Man vgl. den Beginn der Oraison à N. S. Jésus Christ, dann die Oraison de l'âme fidèle à son Seigneur Dieu (Frank I. p. 78):

Quand il formoit les lieux par sa Parole,
Le feu et l'air, la Terre et l'eaue tant molle,
Qui le servoit à sy grande oeuvre faire?
Quand tant d'Esleuz escrivoit en son rolle, etc.

133) Marguerite à Izernay: „Je n'ay point encore bougé d'icy; nous y passons nostre temps à faire momeries et farces.“ (Génin I. p. 381.)

134) Les Marguerites de la Marguerite, ed. Frank I. p. LXXVII.

135) Vous ne trouvez par ignorance
A ma prophetie apparence;
Mais quand le cas vous adviendra,
De la Vieille vous souviendra.

(Frank I. p. 128.)

136) Die im Text angeführten Stellen lauten:

J'estois venu pour obtenir franchise
Au beau mylieu d'une petite Eglise,

Où je trouvay les muses et les Graces,
Minerve aussi, qui toutes de leurs graces,
Humainement sans delay me receurent,
Et de leurs biens abondamment me peurent;
Où je trouvay la royale semence
Qui m'accepta des siens, par sa clemence.
Là arrivé, je me tenois bien seur.

(Frank III. p. 71.)

— — — — — — — — — — — — —

Tays toy, tais toy, ô mon Adam charnel.
Car tout cecy est fait de l'Eternel.

— — — — — — — — — — — — —

Sçays tu pourquoy il te tira de France,
Où tu vivois en repos, sans souffrance?

— — — — — — — — — — — — —

C'estoit à fin qu'avecques maintz travaux,
Passant à pied les monts, plaines et vaux,
A ses Esluz portasses le thresor,
Le diamant, la riche perle et l'or,
Le don heureux de la sainte Evangile,
Que tu avois en ton vaisseau fragile.

— — — — — — — — — — — — —

Trop le regret te poingt, afflige et presse
D'avoir perdu le gré de ta Princesse.

— — — — — — — — — — — — —

Console toy, ton Père a le pouvoir
En peu de temps te faire appercevoir
Son coeur royal plus gratieux, plus doux
Que ne t'est dur maintenant son courroux.

(Frank III. p. 74 und 75.)

Die Anrede an König Franz lautet:

Et toy, François, de mon coeur la moitié,
Amy entier, vray Patron d'amitié,
Mon Jonathas, mon fidele Achates,
Mon vray Pollux, mon sincere Orestes,

En me voyant de malheur abbatu,
Ainsi traité, mon frère, qu'en dis-tu?
(Frank III. p. 77 und 78.)

137) Das Exemplar der „Coche", das für die Herzogin bestimmt war, ist heute im Besitz der Nat.-Bibl. zu Paris. Mit 11 Miniaturen geschmückt, trägt es ausdrücklich die Widmung für die Herzogin.

138) Der Uebersetzer hieß Antoine Le Maçon, und seine Arbeit erschien im Anfang des Jahres 1545. Das Privilegium ist vom November 1544 datirt. Die Königin kannte die Arbeit wohl schon früher. Eine andere Uebersetzung von Laurent de Premier stammte aus dem Jahre 1521.

139) Pierre Boaistuau, genannt Launay (1500—1566), war der Verfasser des „Théâtre du monde, discourant des misères humaines et de l'excellence et dignité de l'homme." (6 B.), der Histoires prodigieuses (6 B.) und der aus dem Italienischen übersetzten Histoires tragiques."

140) Wie die „Marguerites" ist auch der Heptameron in einer vortrefflichen Ausgabe von Felix Frank erschienen: „L'Heptaméron de la Reine Marguerite de Navarre, avec une Introduction, un Index et des Notes par Felix Frank. Paris, Isidore Liseux 1879.

141) Siehe Jean Le Chapelain, „le dict du Sacristain de Cluny." Darin heißt es:

Usages est en Normandie.
Que qui hebergiez est, qu'il die
Fabel ou chançon à son oste.

Vergl. C. Lenient, la Satire en France au moyen âge. Nouv. édit. Paris, Hachette & Cie. 1877, chap. V, p. 72.

142) Pierre Matthieu, Hist. de France t. I, p. 138, citirt bei Ruble, Antoine de Bourbon et Jeanne d'Albret, t. I, p. 107.

143) Lettres d'Antoine de Bourbon et de Jehanne d'Albret, publ. par le marquis de Rochambeau pour la Société de l'Histoire de France. 1 Band. 1877.

144) Die beiden Briefe sind in der „Histoire de Foix, Béarn et Navarre" von Pierre Olhagaray, Paris 1609, in 4⁰. Seite 336—543 und 544—551 mitgetheilt. Olhagaray war Historiograph des Königs und hatte die Briefe selbst in der Hand. Wie lebhaft Johanna darin wurde, zeigt die eine Stelle, in der sie dem Cardinal vorwarf, daß er früher anders gesinnt gewesen sei. „Quand vous dites que nous laissons l'ancienne doctrine pour suivre les apostats, prenez-vous par le nez, vous qui avez renoncé et rejeté le saint laict, dont la feu Reyne, ma mère, vous avoit nourry avant que les honneurs de Rome vous eussent oppillé les veines de l'entendement."

145) Siehe Olhagaray S. 576 ff. — Die Proclamation Karl IX., welche die Occupation Bearns befahl, ist datirt vom 18. October 1568.

146) „Paix assurée, Victoire entière, Mort honneste."

147) Olhagaray, S. 627, „elle mourut d'un boucon qui lui fut donné à un festin ou le duc d'Anjou estait, le 9. juin." Ueber die Geschichte, Verwaltung und Gesetzgebung des französischen Navarra siehe Basde de Lagrèze „La Navarre française", 2 Bände, Paris 1881—82.





Druck:
W. Moeser Hofbuchdruckerei
Berlin.

